Hermann Ifinger

Adolf Wilbrandt



Hermann Ifinger.

Hermann Ifinger.

Roman

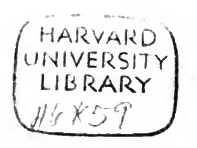
von

Adolf Wilbrandt.

Vierte Auflage.



Stuttgart 1896.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort zur ersten Auflage.

Das Erscheinen dieses Romans in Buchform ist durch einen seltsamen Prozeß verzögert worden, den — wie soll man es nennen? — den entweder ein ungeheuerliches Mißverständnis oder der plump zufahrende Eifer des Parteigeistes angezettelt hat. Hermann Isingers Gedicht von den Schächern, das der Leser auf Seite 354 dieses Buches findet, wurde, als der Roman im Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse" erschien, von dem streitbaren Hauptblatt der „Schwarzen" in Oesterreich, dem „Vaterland", der Gotteslästerung beschuldigt; ein Zelot derselben Partei trug diese Anklage in den Reichsrat, und zum Staunen der Welt beeilte sich der Justizminister, sich dem Rabenzug anzuschließen. Am 14. Juni dieses Jahres hatte der verantwortliche Redakteur der „Neuen Freien Presse" vor einem Wiener Schwurgericht sich gegen die Anklage zu verteidigen, daß er durch den Abdruck jenes Gedichts das Verbrechen der Religionsstörung begangen habe.

Indessen die Geschworenen thaten, was zu erwarten war: sie sprachen ihn frei. Sie folgten offenbar der Einsicht, daß hier ein schwerbegreifliches Mißverständnis vorliege; daß geradezu umgekehrt der Sinn des Gedichtes sei, das Erhabene zu verherrlichen und das Niedrige in den Staub zu treten, dem es angehört. Vom Glauben ist dabei nicht die Rede, nur von der Kunst: um seine Verehrung vor der Hoheit der Kunst, seine Verachtung gegen die an ihr sündigenden „Schächer" mit der vollen Kraft seines Gefühles auszudrücken, greift Isinger zu dem gewaltigsten Bild, das die Kunstgeschichte kennt; wo das Erhabenste, zwischen Klägliches und Gemeines gestellt, in den Himmel der höchsten Rätsel hinaufragend, auch dem Blindesten zuruft: sieh, diesen „Schächern" der Kunst bleiben nur die Schächer; alle Verklärung und Erlösung durch das Ideale entschwindet aus ihrer Kunst! — Daß diese „Schächer" im Gedicht auch wie Schächer reden, stört kein wahrhaft frommes Gemüt. Ich selber glaube besser als das „Vaterland" und seine Gefolgschaft zu wissen, was Frömmigkeit ist; aber ich scheine auch besser zu wissen, was des Dichters Aufgabe und des Dichters Recht ist.

An jener Freisprechung durch die Geschworenen wird dadurch nichts geändert, daß hernach der Gerichtshof im sogenannten „objektiven Verfahren", dem Antrag des Staatsanwalts folgend, die Buchstaben eines Gedichts, für das es keine Verantwortung und keinen Beschuldigten mehr gab, zur Konfiskation verurteilte und das Verbot der Weiterverbreitung

aussprach. Warum er geglaubt hat dies thun zu müssen, darüber enthalte ich mich hier als Laie jedes Urteils; die Hauptsache, die Freisprechung, bleibt. Indessen übt diese gerichtliche Entscheidung einen gewissen Zwang auf mich aus, dem ich als Mitbürger dieser Welt mich fügen muß. Meine Aufgabe kann nicht sein, ein umfangreiches Dichtwerk, das weder mit der Kirche noch mit der Politik das mindeste zu thun hat, um einiger Worte willen, die „objektiv“ anfechtbar sind, ähnlichen Anklagen und Verboten auszusetzen, die ihm, wenigstens in Oesterreich, seine Leser entziehen könnten. Ich habe daher den philosophischen Entschluß gefaßt, diese Worte auszuscheiden und der vierten Strophe des Gedichts eine etwas veränderte Gestalt zu geben, die es vor dem Staatsanwalt schützt, ohne den Sinn zu verletzen.

Im Juni 1892.

Adolf Wilbrandt.

Erstes Buch.

I.

Der lange Sommertag sank ohne Eile und auch noch unmerklich; Leo Falk saß in seinem Atelier vor der Staffelei und malte an seinem „Frühling“. Zu jener Zeit — es war der Sommer 1871 — hatte er noch nicht das nach eigenem Entwurf gebaute, malerisch prunkvolle Atelier, das später eines seiner berühmtesten „Werke“ war; er saß noch in seiner bescheidenen Werkstatt in der Münchener Augustenstraße, in dem „Haus der Freunde“. Es war ein steingrau getünchtes, völlig schmuckloses Haus, das nur Malerateliers mit deren Nebenräumen enthielt; zwei zu ebener Erde, zwei im ersten Stock. Das größte hatte Leo genommen, eine Treppe hoch; die braunroten Wände hatten er und die Freunde hie und da mit phantastischen oder lächerlichen Gestalten, den Ausgeburten wetteifernden Uebermuts, mit „breitem Pinsel“ bemalt. Von dem hoch hereinfallenden, abendlich warmen Licht überflutet, saß die feine Gestalt des jungen Meisters ein wenig nachlässig und müde da; die gewaltige Hitze dieser Tage hatte den rastlosen Arbeitsmenschen doch auch einmal etwas weich gemacht. Seine schwarze Samtjoppe war offen — sie auszuziehen fiel ihm doch nicht ein — und aus dem krausen „Schwarzwald“ seiner Locken, wie die Freunde ihn nannten, rollte zuweilen ein warmer Tropfen in den dichten Bart, der das Untergesicht tiefschwarz überdeckte.

Er malte aber weiter; weniger aus Drang und Gewohnheit, als dem jungen Modell zu gefallen, das vor einigen Minuten gekommen war und ihm schräg gegenüber saß. Unter den nackten Kindern, die seine phantastische Landschaft bevölkerten — warum er das Bild den Frühling nannte, war nicht recht zu erraten — hatte er als Hauptfigur ein größeres Kind auf einen Fels gesetzt,

ein schlankes, mageres, und doch auf die Sinne wirkendes Geschöpf; weiß gekleidet, mit weißen Rosen bekränzt, sonst aber durchaus nicht einer Mignon gleich, sondern in ihrer noch unreifen Weltlust wunderlich herausfordernd, begehrlich, versprechend; in ihren schmalen Händen hielt sie unbekannte, märchenhafte Blumen von berauschenden Farben. Für diese rätselhafte Gestalt hatte er ein Modell gefunden, das seiner verwegenen, etwas verdorbenen Phantasie so recht in die Hand gelegt und geschaffen schien. Das dreizehnjährige Mädchen saß wie eine menschgewordene weiße Katze da; lang, wie ausgerenkt, und doch von unheimlich geschmeidiger Anmut, sobald sie sich bewegte. Ihre grünlichen Augen gingen mit einer dreisten und lauernden Neugier umher, die bis jetzt noch weniger vom Weib als vom reizenden Raubtier hatte; das unfertige, blasse, feine Näschen spielte gern mit seinen Flügeln und dehnte sie, als wittere es eine gute Beute. Das weiße Gewand, das sie hier angelegt hatte, nahm sich an ihr wie eine Andeutung des weißen Katzenfells aus, das bei der Menschwerdung verloren gegangen. Ihre eigene Haut war leuchtend hell und wie zarter Samt; die goldrötlichen Locken fielen ihr etwas wild und ungebärdig über die niedrige Stirn, zum Teil bis an die Augen. Es ward ihr schwer, sich ruhig zu verhalten; zuweilen legte sie wohl den Kopf mit einem komisch kindlichen Ausdruck von Wohlbehagen zurück, als genieße sie so recht die Ehre, abgemalt zu werden und Bilder machen zu helfen, aber es währte nicht lange, so warf sie wieder eines ihrer spitzen Kniee über das andre, mit den Füßen schaukelnd.

„Nun sitz einmal still, Katze," sagte Leo Falk, nachdem er eine Weile nach seiner Art stumm und tief ernst gemalt hatte.

„Ich sitz' ja doch schreckbar still," antwortete das Mädchen.

„Ich hab's nicht bemerkt. — Laß doch die Füße in Ruh. Glaubst du, daß sie schön sind? Vielleicht kannst du später einmal damit kokettieren; jetzt sind sie noch mehr Flöße als Füße."

Leo sagte das ohne Härte, rein sachlich, wie er's gewohnt war; das Mädchen aber zuckte, warf ihm ein paar aufblitzende, böse Blicke zu und blähte ihre Nüstern. Sie war aber still. Erst nach längerem Schweigen fragte sie, die neugierigen Augen aufreißend: „Und wann wird das Bild denn fertig?"

„Vielleicht schon morgen," erwiderte Leo, „wenn du heute still hältst."

Sie stieß plötzlich ein kurzes freudiges Lachen aus. — „Darf ich's einmal anschauen?"

Er lächelte und nickte.

Sie trat hinter ihn, der auf einem geschnitzten Dreifuß ohne Lehne saß. Da die Gelegenheit so verlockend war, streckte sie verstohlen ihre langen, rachsüchtigen Hände nach seinem Haardickicht aus, das sie gern zerzaust hätte; dann ließ sie sie wieder sinken und betrachtete sein Werk, das Bild, auf dem die Welt nun bald das unbekannte kleine Mädel, die Lina Schellenberg, bewundern sollte. Es war ihr selber komisch, wie sie den Meister, der da saß, ihren „Abmaler", zugleich liebte und haßte. Sie äugelte mit einer gewissen Ehrfurcht nach dem weißgekleideten Mädchen auf dem Felsblock, das so wunderlich fremd und ihr doch so ähnlich war. Die kleinen nackten Geschöpfchen, die da unten im Grase spielten und stolzierten, kamen ihr daneben wie Frösche oder Krabben vor; sie schob verächtlich die Oberlippe ans Näschen. Endlich sagte sie, das Ganze bewundernd: „Das wird Firore machen!"

„Ah, du meinst ‚Furore'," sagte Leo mit seinem sachlichen Lächeln. „Also dir gefällt's?"

Sie krümmte wieder die Finger gegen seinen Schopf. Dann murmelte sie etwas, das nicht zu verstehen war. Leo malte weiter, ohne sich um sie zu kümmern, bald hier bald da etwas nachbessernd. Sie sah ihm über die Schultern zu, seinen hin und her irrenden Pinsel mit dem Kopf begleitend.

„Das weiß ich ja, daß ich nicht schön bin," sagte sie auf einmal, indem die so lange unterdrückte Kränkung sich nun doch hervorwagte.

Leo wandte den Kopf. „Wieso?" fragte er gleichmütig. „Wer hat dir was gethan?"

„Nu — weil Sie vorhin von den ‚Flößen' sprachen. Und — und überhaupt. — Ich bin ja auch erst dreizehn Jahr —"

„Aber doch schon eine eitle Kröte, scheint mir," warf er mit seiner grausamen Ruhe ein. „Was sprichst du Ding von schön oder nicht schön. Sei froh, daß du was verdienen kannst und mit auf die Bilder kommst, so schiech wie du noch bist!"

Das Mädchen wurde blaß vor Zorn und zeigte ihm die Zähne; freilich sah er's nicht. Es dauerte eine Weile, bis sie antworten konnte; mit schief verzogenen Lippen sagte sie: „Und Sie brauchen mich aber doch. Grad so wie ich bin. Das weiß ich sehr gut. Warum kränken Sie mich denn? Sie brauchen mich ja doch!"

„Wieso brauch' ich dich?" — Er drehte sich zu ihr herum.

„Nu, das wissen Sie ja!"

„Durchaus nicht —"

„Schauen Sie doch auf Ihr Bild!"

„Was soll ich da sehn?"

„Mein Gesicht. Alle die Gesichter. Ich hab's doch neulich gehört, als der Herr Erhart mit dem Herrn Kircher davor stand; da sagte der Herr Erhart, der immer so g'spaßig ist: ‚diese kleinen Liebesgötter, oder was sie sein sollen — merkwürdig verworfene Geschöpfe!'"

Leo lachte laut auf, was ihm selten begegnete; aber nur einen Augenblick. Mit trockenem Schmunzeln, unbeirrt wie immer, sah er die ‚weiße Katze' an und fragte nach einer Weile: „Aber diese verworfenen Geschöpfe gehen ja doch dich nichts an? Du bist ja die Große?"

„Ja freilich. Aber der Herr Erhart hat dann auch gesagt: ‚Ohne die Lina könnt' er's gar nicht machen; die hat für seine halbwüchsigen Märchenfrauenziefer das richtige lasterhafte Gesicht!'"

Statt des Leo Falk, den diese Rede doch etwas verblüffte, lachte der schallende, herzliche Baß eines andern, der eben geräuschlos und ohne Klopfen eingetreten war. Es war der Nachbar, Franz Erhart, von dem Lina sprach; er und die beiden Kollegen aus dem untern Stock kamen im Gänsemarsch herein, Erhart voran. Seine großen, feurig blauen Augen verschwanden fast bei dem heftigen Lachen, das die schlanke Gestalt förmlich schüttelte. Es steckte die andern an; Kircher und ‚Nämlich' (so nannten ihn die Freunde), die zuerst verwundert auf das Mädchen heruntersahen, brachen nun auch in lautes Gelächter aus.

„Dieser Wurm hat ein unheimliches Gedächtnis," sagte Franz Erhart, nachdem er diesen Ausbruch seiner Heiterkeit überstanden hatte. „Jedes Wort hat sie sich gemerkt. Wo warst du denn, als ich das zum Herrn Kircher sagte?"

„Hinter der spanischen Wand," erwiderte das Mädchen; „ich zog mich ja an."

„Und du bist nun ungeheuer stolz auf die Anerkennung?"

„Stolz?"

Das Mädchen verstummte, sie wußte nicht, was sie sagen, ob sie sich schämen oder lachen sollte. In dieser Unsicherheit drehte sie sich auf den Absätzen ihrer funkelneuen Stiefel herum und zeigte

den Malern, halbtrotzig über die Schulter blickend, ihr allerliebst schmollendes Profil.

„Weißt du denn überhaupt, was lasterhaft ist?“ fragte Erhart weiter.

„O Gott, das wär' komisch!“ antwortete sie.

„Was wär' komisch?“

„Wenn ich das nicht wüßte!“

„Aber du erlaubst dir doch wohl noch nicht, lasterhaft zu sein?“

Sie sah ihn wieder unsicher über die Achsel an. — „Wie g'spaßig Sie auch immer fragen,“ sagte sie endlich, einen ihrer großen Füße hin und her schiebend. „Ich bin ja noch ein ‚Wurm‘, wie Sie mich benennen. Würmer sind doch gewiß tugendhafte Wesen. Und ich werd' bis in mein hohes Alter grausam tugendhaft sein ... Glauben Sie das nicht?“ setzte sie hinzu und lachte einen Augenblick mit ihrer etwas schrillen Stimme hell auf.

„Ich glaube es, natürlich!“ erwiderte Erhart, der sie forschend ansah. Er hatte die durchdringendsten Maleraugen, die man sehen konnte; Augen, die so auf Gesichtern und Gestalten lasen, wie andre in Büchern. Die lange ‚Kleine‘, durch seinen Blick belästigt, wandte sich ganz von ihm ab und ihrem ‚Abmaler‘ zu, der sich an dem kurzen Wortgefecht in behaglicher Gelassenheit ergötzt hatte. „Ach, lassen wir doch diese Dummheiten,“ sagte sie altklug; „malen Sie doch weiter. Daß das Bild morgen fertig wird. Die Resi und die Crescenz möchten es schon sehn!“

Die jungen Maler lächelten; nur Erhart, der älteste, behielt sein ernstes Gesicht. „Das ist freilich die Hauptsache,“ erwiderte er; „müssen aber doch noch zehn Minuten länger warten, wenn ich bitten darf. Wo haben Sie die Iphigenie, Falk? Wir kommen her, um sie anzuschauen.“

„Was für eine Iphigenie?“

„Ein echter Leo Falk, diese Frage. Ich ging eben mit Kircher zu Nämlich, um seine ‚Iphigenie‘ wachsen zu sehen; da sagt er uns, er hat sie heute morgen zu Ihnen heraufgebracht, in Ihr besseres Licht, und damit Sie ihm Ihre Meinung sagen. Was haben Sie damit gemacht?“

„Da steht sie an der Wand,“ sagte Leo ruhig.

‚Nämlich‘, ein langer, breitschulteriger Gesell mit strohblondem Haar und Bart und rötlichem, unendlich gutmütigem Gesicht, stürzte sofort in die Ecke und schleppte seine gegen die Wand gedrehte

Leinwand heran. Er stellte sie auf eine leere Staffelei, nicht weit von der andern, auf welcher der „Frühling“ gemalt wurde. Man sah nun das noch unfertige Bild, eine „klassische Landschaft“: den Tempelhain der Artemis in Tauris, mit edlen und unwahrscheinlichen Bäumen aller Art geschmückt. Rechts zeigte sich die Vorhalle des Tempels im Profil; eine Reihe marmorner Stufen (elender Kalk! dachte Erhart) führte von dort in den ebenen Hain herab. Im Hintergrund, zwischen den hohen Bäumen, blaute das Meer. Iphigenie stand auf einer der oberen Stufen, als Priesterin der Göttin; sie hob eben einen Fuß, um weiter hinabzusteigen, und blickte in die Ferne.

„Wie das Meerblau knallt,“ flüsterte Kircher dem neben ihm stehenden Erhart zu. Dieser betrachtete das Bild, ohne sich zu rühren. „Nun? wie findet ihr's?“ sagte der gute Nämlich etwas beunruhigt, da er lauter kritische und stille Gesichter sah. Mit seiner hellen, trompetenden Stimme setzte er hinzu: „Nämlich die ersten Verse von Goethes Iphigenie — an die hab' ich dabei gedacht. ‚Heraus in eure Schatten, rege Wipfel‘ —“

„Ja, ja, das hört man ihr an,“ fiel Erhart sehr ernsthaft ein. „Tret' ich heraus und so weiter . . . Ich will Ihnen nur etwas sagen, lieber Nämlich: sie sollte das doch lieber auf griechisch deklamieren. Sie sagt mir's zu deutsch.“

„Finden Sie?“

„Im Ernst. Das ist ein feines, gebildetes, untadelhaftes Mädchen aus guter Familie; in einer der besten Pensionen erzogen — noch ein wenig Anklang von sächsischem Dialekt —“

„Leipziger'sch!“ warf Kircher ein.

„Sonst aber“ — fuhr Erhart fort — „ganz auf der Höhe unserer Civilisation. Sie spielt fertig Klavier, kennt etwas Chemie und Physik, weiß, wer Iphigenie war, wer Orestes war —“

„Aber, zum Teufel, die Iphigenie, die ist sie ja selbst!“

Nämlich stieß diese Worte heraus; dann sah er wieder unruhig und eingeschüchtert auf Erharts ernstes Gesicht. Schon damals galt Erhart unter den jüngeren Künstlern für den selbständigsten Kopf und die stärkste Kraft, wenn auch im letzten Jahr die koloristischen Zaubereien des gewaltig aufstrebenden Falk ihn ein wenig verdunkelt hatten.

„Ja, sie schreibt sich Iphigenie,“ sagte Erhart ruhig, sein leichtes, graues Röckchen zurückwerfend, da die Hitze ihn drückte.

„Ich hab' sie aber in Dresden gekannt; von der Brühlschen Terrasse gleich rechts um die Ecke. Lieber Nämlich — mehr griechisch! — Sehen Sie, dieser Falk — da stehen seine Frühlingskinder. Der Teufel soll mich stückweise in der Pfanne braten, wenn ich ein Wort von dem zurücknehme, was ich gegen diese nackten Putten gesagt habe; die haben schon bei der Geburt mit dem Doktor kokettiert, und beim ersten Schluck Muttermilch von ‚freier Liebe‘ geträumt. Und der weiß gekleidete Genius da, frei nach Lina Schellenberg, der hat seine interessante Zukunft auch schon hinter sich ... Aber glauben muß man an die kleinen Teufel; sie sind auf der Welt, sie leben, sie lachen jeden aus, der ihnen ihre verruchte Existenz abstreiten will. Ihre Iphigenie hat weder vorne noch hinten was. Sie ‚dhut man so‘, wie die Berliner sagen. Machen Sie sie griechisch!“

„Sie meinen: lebendig —“

„Ja!“

„O, das werd' ich schon — — Ich werd' mich bestreben, Herr Erhart,“ sagte Nämlich mit der treuherzigen Zuversicht, die ihn immer nur auf Minuten verließ. „Ich verstehe schon. Mir schwebt auch schon vor, wie — — O, das wird gemacht!“

Das Mädchen zupfte Leo Falk am Arm. Sie hatte ihre schmalen Hüften schon lange hin und her gewiegt. Als Leo, über ihre Dreistigkeit verwundert, den Kopf zu ihr zurückwandte, sagte sie komisch weinerlich: „Ach, die reden so viel. Und das Bild wird nicht fertig. Fangen Sie nicht wieder an?“

„Gib 'ne Ruh, du Krott,“ sagte Leo kurz. „Ich werd' schon wieder anfangen — aber wann's mir gefällt!“ — Er fuhr sich mit dem Taschentuch von einer Schläfe zur andern über die heiße Stirn, warf noch einen schrägen, phlegmatisch tödlichen Blick auf die Dresdener Iphigenie, und setzte sich wirklich in Bewegung, zu seiner Arbeit zurückzukehren.

Es kam aber eine neue Störung. Draußen ward geklopft. Kircher rief mechanisch ‚Herein!‘ Die Thür ging auf, und Nämlichs volle Stimme trompetete: „Nämlich da kommt Hermann der Cherusker!“

II.

Der Mann, der mit diesem seltsamen Kriegsnamen angerufen ward, war eine ganz und gar nicht malerische Erscheinung. Er

hatte nichts von dem, was alle die jungen Künstler in irgend einer Weise ‚ateliermöglich' machte (ein Wort, das Erhart zu gebrauchen pflegte): weder starken Haarwuchs, noch Samtkleider, noch freie, lebendige Haltung, noch stilvolle Krawatte, noch beobachtenden Blick, noch „zigeunerische" Heiterkeit. Er ging etwas vornüber gebeugt, nicht unter der Last der Jahre — denn er war damals kaum dreißig alt — sondern aus Nachlässigkeit. Sein kurzsichtiger, mit einer stählernen Brille bewaffneter Blick schien mehr nach innen gekehrt; seine Haare waren dünn und fast abrasiert, sein brauner Bart kurz geschnitten. Ohne häßlich zu sein, hatte er doch genug an sich gethan, um nicht mehr für hübsch zu gelten; auch seiner schlanken, wohlgebauten Gestalt that er dadurch Abbruch, daß er die Arme unförmlich hängen ließ oder leise damit schlenkerte, und bei seinem raschen Gang die Hüften so wenig wie möglich bewegte. Als wünsche er auch durch die Stimme nicht ästhetisch zu wirken, hatte er sich gewöhnt, mit dem etwas harten und scharfen Organ rasch und farblos zu sprechen; mit einer erstaunlichen, unfehlbaren Geläufigkeit der Zunge, aber doch ungefähr wie ein Stenograph, der, was das rastlose Gehirn diktierte, hastig niederschrieb, ohne an Form und Schönheit seiner Schrift zu denken.

Sowie er eintrat, fiel das volle Licht des Sommertags auf sein gebräuntes, stark verbranntes Gesicht: erst vor wenigen Tagen war er aus Spanien zurückgekehrt, wo er den Frühling und die Hälfte des Sommers verlebt hatte. Er fuhr sich von rückwärts mit der Hand über den Kopf — wonach sie aussah, als hätte sie über eine betaute Wiese gestreift — steuerte mit seinen raschen Schritten auf Leo Falk zu, lächelte ihn herzlich an und drückte ihm die Hand. „Grüß Sie Gott," sagte er in seiner ‚Geschwindschrift'; „hochverehrter Meister und erlauchter Zeitgenosse — illustre contemporaneo. Ich melde mich heimgekehrt. Diese andern Malermänner sah ich schon in der Kneipe; Euer Wohlgeboren noch nicht. Wenn Sie sich übrigens einbilden, in Spanien ist's heißer, so nehmen Sie diesen Irrtum zurück. Unser vielverschrieenes München hat das ideale Klima: im Winter erfriert man und im Sommer verbrennt man; so ist's richtig; umgekehrt wär's falsch. Am Guadalquivir schwitzt man auch nicht besser!"

„Eine verdammt abgesottene Luft!" sagte Erhart zustimmend. Hermann Isinger — so war der wirkliche, ehrliche Name „Hermanns des Cheruskers" — trat auch zu Lina, sobald er sie erkannt

hatte, und gab ihr die Hand. „Guten Tag, Freundin meiner Jugend," stieß er mit der tonlosen, hastigen Herzlichkeit heraus, die sie schon an ihm kannte. „Sie sind ein gescheites Mädchen, Sie haben Ihre Zeit benutzt; in diesen drei Monaten ist Ihre Nase entschieden mehr nach Süden gegangen; wie ich's Ihnen geraten hatte. Ueberhaupt — Verbesserung der Erscheinung; Sie formieren sich. Ich fürchte, Sie werden noch ein hübscher Racker, der sich dann einen beliebten Namen als Magnetberg macht und unter uns Eisenschiffen einmal ordentlich aufräumt!

„Müssen Sie denn das Mädel auch noch eitler machen," brummte Leo Falk; „ist schon dreist genug. Was haben Sie denn so lange in Spanien getrieben?"

„Vor allem Bilder gesehen. Alle, die es gibt."

„Wollen Sie denn jetzt durchaus Kunstgelehrter werden?"

„Kunstgelehrter nicht; aber womöglich doch dahinter kommen, was die Malerei für 'ne Sache ist."

„Also ganz für die Kunst?"

„Zu dienen."

„Auch noch zum Pinsel greifen?" fragte Erhart.

„Heute abend noch, wenn ich könnte!" antwortete Isinger, indem ihm ein wehmütiger Schatten über das Gesicht flog. „Geben Sie mir ein bestimmtes Talent — nur von mittlerer Größe — und mein Bankier zahlt Ihnen mein ganzes sogenanntes Vermögen aus. Da ich aber selber nichts machen kann, so will ich wenigstens eine Weile zusehen, wie die andern machen."

„Sie wollen also nichts mehr lernen, Herr Doktor?" fragte Kircher lustig.

„Er weiß ja schon alles!" entgegnete Nämlich, und lachte. Dem fliegt es ja so zu, wie die Fliegen ins Spinnennetz. Er steckt die Nase ins Buch, und dann weiß er's auswendig."

„Schämen Sie sich eigentlich nicht," fragte Erhart, etwas näher tretend, „daß Sie so viel wissen, ohne je was gelernt zu haben?"

„Ich nichts gelernt?"

„Na, doch so eigentlich nicht; nicht wie unsereins. Gelesen und behalten! Wenigstens wird Ihnen das nachgesagt."

Hermann Isinger lächelte. „Das wäre ja sehr hübsch, wenn es nur auch wahr wäre. Ich kann Sie versichern, mein Kopf hat oft sichtbar und hörbar geraucht. Nur daß ich ein gutes Gedächtnis — — Teufel, was für ein Farbengezwitscher!"

Er war vor Leos „Frühling“ getreten, und die aufrichtige Bewunderung brach aus ihm hervor; wenn auch nicht in den begeisterten Ausdrücken, in denen er sie empfand: die brachte er nie heraus. Ein schwerfälliges schüchternes Schamgefühl hinderte ihn daran; sonst hätte er dem jungen Meister starke Sachen gesagt, ihn wohl gar an die Brust gedrückt. Es war eine so eigene Welt von Farben, die ihm entgegenblühte, eine sonderbar berauschende sichtbare Musik; damals für deutsche Augen noch neu, und wie eine frische Offenbarung wirkend. Isinger bemerkte kaum, wie „ruchlos“ die Köpfe des kleinen Geniengesindels waren, das die Landschaft durchwucherte: so lebhaft musizierten die Farben in seiner Seele oder seinen Sinnen. Endlich sagte er mit einem gewaltigen Anlauf, indem er an seiner Brille rückte: „Ich komme vom Herrn von Murillo und von Onkel Velasquez — aber entweder bin ich ein Esel, oder die können's auch nicht besser.“

Leo Falk schwieg, nur ein wenig schmunzelnd. In diesem Augenblick zupfte Lina ihn von neuem und flüsterte mit einer gewissen Heftigkeit: „Malen Sie doch weiter!“

Falk stieß ihre dreiste Hand unwirsch zurück. „Nun,“ sagte Erhart, gegen Isinger gewendet, „Ihr Entweder-oder wollen wir noch unentschieden lassen. Was ich aber fragen wollte: mit dem Fliegen ist es also noch nichts? Ihre Flugmaschine haben Sie vorderhand wieder aufgegeben?“

„Die Maschine ist gut,“ erwiderte Isinger; „nur daß man doch noch nicht damit fliegen kann. Sie hat mich ungefähr drei Jahre meines Lebens gekostet, das ist vorläufig genug. Ich hab' mich jetzt entschlossen, einstweilen auf der Erde zu bleiben — und zu sehen, wie die andern fliegen: nämlich die was können. Zum Beispiel der Verfasser dieser Symphonie auf Leinwand!“

Er putzte seine Brille, um eine gewisse Melancholie zu verbergen, und lag fast mit den Augen auf den Gläsern, als betriebe er ein sehr wichtiges Geschäft. Auch hatte er eben noch rascher gesprochen als sonst.

Erhart beobachtete ihn, doch ohne es zu zeigen. Mit seiner gelassen ernsten Heiterkeit sagte er dann: „Ist es wahr, Doktor Isinger, daß die spanischen Schauspieler ebenso fix sprechen, wie Sie?“

„Sie scheinen das nicht für möglich zu halten,“ erwiderte Isinger, der noch weiter putzte; „ich kann Sie aber versichern, es

ist noch viel schlimmer. Die haben eine Volubilität der Zunge, vor der ich mich in Ehrfurcht beuge. Geben Sie so einem kleinen Kastilier einen Monolog von drei Seiten, er rauscht ihn Ihnen herunter wie ein Wasserfall:

En Salamanca, señor,
Hay un caballero noble
De quien es la alcuña Herrera,
Y Don Pedro el propio nombre —

Entschuldigen Sie, der Monolog ging mit mir durch. Also ‚und so weiter‘!"

„Nein, noch nicht aufhören, Doktor!" rief Nämlich, der mit offenem Munde zuhörte. „Das klingt ganz famos. Rauschen Sie noch 'ne Weile!"

Das Mädchen trat vor Ungeduld abwechselnd mit den Füßen, und blies die Luft durch die Zähne. Kircher aber schwang sich auf eine Tischkante: „Weiter deklamieren! Kommen Sie uns spanisch, Doktor! Sausen Sie ihn herunter!"

„Er kann's ja nicht weiter," sagte Erhart, der ihn reizen wollte.

Jetzt lächelte Isinger, und wie ein aufgezogener Automat, ohne aufzublicken, fuhr er da fort, wo er sich unterbrochen hatte. Die leichten, flüssigen Verse rieselten über seine Zunge, hüpften einander nach, wie die Wellchen in einem Gießbach. Er bemühte sich nicht, sie ausdrucksvoll zu sprechen; sie schienen aber ihr eigenes Leben zu haben, das mit elementarer Lustigkeit dahinströmte. Die Maler hörten verwundert wie die Kinder zu. Sie lächelten, schüttelten die Köpfe. Das war ein Ding, das sie nicht konnten. Die Musik dieser Sprache schwirrte ihnen durch die aufgeweckten Sinne.

Plötzlich rief Leo: „Halt!" — Er hatte mit tiefsinnigem Gesicht auf seinem Dreifuß gesessen; jetzt schnellte er in die Höhe. Mit einem Nachdruck, der an ihm überraschte, setzte er hinzu, während Isinger sofort verstummte: „Ich weiß jetzt, was mir ist. Bier! Ich habe Durst!"

„Gott sei Dank!" sagte Erhart lächelnd. „Sie fangen an, ein Mensch zu werden. Leo Falk hat Durst! — Dann kratzen Sie Ihre Palette ab, und gehen wir zum Bier."

„Nein, nein, nein, noch nicht!" rief das Mädchen aus, mit

zornig weinerlicher Stimme. „Unser Bild wird nicht fertig. Herr Falk soll noch malen!“

Erhart sah sie spöttisch verwundert an. Die aufgeregten, grünlich schimmernden Augen, die rubenshaft weißliche, sinnlich leuchtende Haut, vom roten Gold der Locken umflossen, machten ihm plötzlich eine starke, malerische Wirkung; aber der kindisch trotzige Ausdruck, die verzogenen Lippen kälteten ihn wieder ab. Er wandte sich zu Leo: „Sie haben das Ding verwöhnt. Die sagt ‚unser Bild‘. Zeigen Sie ihr doch einmal ihre Stellung in der menschlichen Gesellschaft!“

Ueber Leos gelbliches Gesicht ging eine dunkle Röte. Er warf dem Mädchen einen aufflammenden Blick zu; dann siegte aber noch einmal die lässige Gutmütigkeit, die ihn über die Aergernisse des Lebens so erhaben machte. „Dummer Kerl, was willst du?“ sagte er mit einiger Erregung, aber doch nicht scharf. „Ich bezahl' dich ja, als hätten wir bis zur Nacht gemalt.“

„Mir ist nicht ums Geld,“ erwiderte das Mädchen. Die Worte kamen halb erstickt heraus; vor Verdruß traten ihr Thränen in die Augen, da sie ihn schon die Farbe mit der Palette abschaben sah. „Aber Sie hatten mir versprochen: morgen wird es fertig —“

„Du lügst ja, du Kröte. Vielleicht, hab' ich gesagt. Jetzt ist's genug; laß mich gehn!“

Das erregte Geschöpf vermochte sich aber nicht zu fassen; die lächelnden Gesichter der Maler reizten sie. Leos hart gewordene Stimme schien ihr körperlich weh zu thun. „Ich will aber noch arbeiten!“ sagte sie und trat vor ihn hin. „Sie wollen nur nicht mehr, weil Sie faul sind!“

Plötzlich hob Leo die Hand und mit einem lauten Schall fiel sie auf Linas Wange. Ein jäher Anfall von Wut hatte ihn fortgerissen, ohne daß er wußte, wie.

Das erschrockene Mädchen schrie auf.

Im nächsten Augenblick schlug sie die Zähne zusammen und krümmte ihre Finger; die Hände streckten sich vor, und sie schien so fest entschlossen, dem Maler mit allen Nägeln in die Augen zu fahren, daß Ifinger vortrat, um ihn zu schützen. Mitten im Angriff blieb sie aber stehen; Leos heiße Augen mochten sie eingeschüchtert haben. Sie sah einige Augenblicke einer Bildsäule gleich, die den Zorn eines Kindes in heftiger Bewegung darstellte. Haß, Ingrimm, Rachsucht blitzten ihr aus den Augen; es zuckte

um ihre Lippen, auf der geschlagenen Wange. Sie murmelte etwas zwischen den Zähnen; Isinger glaubte zu verstehen: „das werd' ich dir einmal" — — Dann verschwanden die Worte in einem atmenden Zischen.

Auf einmal begann sie sich das weiße Kleid von den Schultern zu reißen, lief hinter die spanische Wand, und kam mit unglaublicher Geschwindigkeit in ihrem eigenen Gewand wieder hervor. Es war aber nicht geschlossen, und hing noch zum Teil aufgebauscht über der linken Hüfte. Ohne jemand anzublicken und ohne ein Wort stürzte sie hinaus.

III.

„Mit der sind Sie noch nicht fertig," sagte Franz Erhart, nachdem sie alle eine Weile wie betroffen geschwiegen hatten. „Diese Katze rächt sich noch einmal; geben Sie acht. Warum wiesen Sie ihr auch nicht lieber die Thür, statt so —?"

„Es kam so," erwiderte Leo kurz.

Nämlich hatte dem Mädchen bisher mit offenem Mund — wie ihm das öfter geschah — wortlos nachgesehen; jetzt stieß er plötzlich einen ungefügen, schmetternden Laut aus und lief ihr nach. Man hörte ihn dann auf der Treppe poltern und ihren Namen rufen.

„Er will sie offenbar begütigen, dieser gute Nämlich," sagte Erhart lächelnd. „Uebrigens — ein famoses Geschöpf! Wie sie so dastand, mit den krummen Fingern — so hätt' ich sie gern als Modell gehabt. Sieht man einmal was Gutes, Echtes, gleich ist's vorbei! — — Da Nämlich fort ist, können Sie mir übrigens sagen: was halten Sie von seiner Iphigenie-Landschaft?"

„Spinat," antwortete Leo, auf der Palette kratzend.

„Nun ja, anders kann er nicht. Ich argwöhne, er ist etwas farbenblind. Aber die fade Jungfrau, die ist doch das Schlimmste!"

„Sollte man ihm die nicht hinausgraulen?" fragte Kircher, der noch auf der Tischkante saß und seine hängenden Beine in humoristische Bewegung setzte.

„Wieso? Aus dem Bild hinaus?"

„Ja. Indem wir ihn persuadieren, sie zu opfern; Landschaft ohne Staffage."

„Seine Iphigenie opfern? Das thut Nämlich nicht!"

„Nein, so auf den ersten Hieb thut das Nämlich nicht," antwortete Kircher mit einem spitzbübischen Lächeln um die üppigen, hochgewölbten Lippen; „aber — wenn man sie ihm so nach und nach hinauslockte! Sie wissen ja, wie leicht er auf neue Ideen eingeht, wie schnell er sich umbegeistert. Zuerst macht man ihm nur klar, da auf den Stufen steht sie nicht gut; besser, sie ist schon unten. Wenn er das gemacht hat, kommt man zu der Ueberzeugung: Das ist noch nicht das Rechte; sie muß ausschreiten, muß mehr nach links, so recht in den Schatten — von dem spricht sie ja auch. Nu, wenn wir sie erst links haben, dann ist's nicht mehr schwer: dann graulen wir sie ihm auch wohl, immer linkser, in den Rahmen hinein und aus dem Spinat hinaus!"

„Sie sind ja ein vollendeter Schuft, Sie Duckmäuser," entgegnete Erhart, dem die wieder aufgeblühte Heiterkeit aus den Augen lachte. „Machen Sie das mit, Falk?"

„Natürlich; Sie gehen ja doch voran. Sie können's ja gar nicht verbergen, daß der Spaß Ihnen einleuchtet, daß Sie mit dabei sind. — Uebrigens, ‚sich rächen' ... Unsinn. Was könnte das Kind mir thun?"

„Lassen wir das Kind; da kommt Nämlich wieder. Er flötet sich die Treppe herauf. Wir thun ein gutes Werk an ihm, wenn wir ihm die faden Nocken hinausdisputieren; wollen wir gleich den Anfang machen?"

Kircher nickte; Leo lächelte. Mit ein paar mächtigen Schritten war Nämlich schon an der Thür und trat von Aufregung glühend heran; ein Gefühl der Zufriedenheit zog ihm aber die strohfarbenen Brauen in die Höhe. „Nämlich, ich hab' sie so ziemlich zur Vernunft gebracht!" sagte er etwas atemlos, aber treuherzig lächelnd. „Sie hat mich in den Arm gekniffen — dann hat sie mir aber was Gutes gesagt. Uebrigens, sie zischte förmlich ... O! Die hat's in sich!"

„Auch ein kleines — Schmerzensgeld," brummte er dann noch, kaum verständlich und mit verlegenem Lächeln, in den Bart hinein und nahm Kirchers Filzhut vom Tisch, indem er seinen Strohhut suchte.

„Was sehn Sie denn noch an meinem Bild?" fragte er darauf angenehm überrascht, da er Erhart wieder vor der Iphigenie stehen sah. „Was — fällt Ihnen noch auf?"

„Mir?“ fragte Erhart zurück.

„Ja. Ich meine, weil Sie — —“

„Wir wollen ja eigentlich gehn; von wegen Falks Bierdurst. Aber sagen Sie, lieber Nämlich: warum haben Sie Ihre Iphigenie da oben auf die Stufen gestellt?“

„Warum? — Nu, das war ja doch natürlich,“ entgegnete Nämlich, offenbar verwundert. „Sie kommt eben aus dem Tempel. Sie ‚tritt eben heraus‘. Ich betone ja dadurch auch, daß sie die Priesterin ist; daß sie nicht bloß so eine beliebige junge Dame ist, die in der Natur spazieren geht, sondern — — nu, wie gesagt, eine Priesterin.“

„Das seh' ich vollkommen ein; sehr richtig. Aber andrerseits —“

„Du willst sie ja ohnehin verbessern, Nämlich,“ warf Kircher von seiner Tischkante ein. „Willst sie griechischer machen —“

„Ja, das will ich auch!“ rief Nämlich aus, vor ehrlichem Eifer seine Augen rollend.

„Na,“ sagte Erhart ruhig, „dann könnten Sie vielleicht noch ein Uebriges thun und das Ganze mehr harmonisieren; so mehr noch ins Große, Einfache — — Was meinen Sie, Falk?“

„Sie muß unten stehn,“ sagte Falk, die Palette weglegend.

„Wer muß unten stehn?“ fragte Nämlich.

„Das Mädel,“ entgegnete Falk, ohne aufzublicken.

Erhart nickte mehrmals. „Sehen Sie, Falk hat recht! Das Fräulein muß unten stehn. Sie ist schon die Freitreppe herunter. Sie steht da unten — sehen Sie — da im vollen Licht.“

„Aber warum? warum?“ fragte Nämlich ängstlich.

„Aber wie kannst du noch fragen,“ warf Kircher ein. „Wenn du dein Bild doch harmonisieren willst. Eine ‚ideale Landschaft‘, nicht wahr; mit einer einzigen Person als Staffage; da rechts in der Ecke, in der Architektur, geht die ja verloren! Sie wird nicht bedeutend. Aber unter den hohen Bäumen, in der Mitte —“

„Ganz richtig,“ bemerkte Erhart, wieder kräftig nickend. „Da kommt sie zu ihrem Wert; und sie hebt das Ganze. Iphigenie im Hain der Göttin. ‚Im Hain.‘ So kriegen Sie etwas mehr Größe auf Ihre Leinwand, Nämlich!“

„Kurz, mehr Haltung, mehr Stil!“ setzte Kircher hinzu.

Nämlich fuhr sich durch sein blondes Strohdach und kratzte

an seiner Schläfe. „Meinen Sie auch, Herr Falk?“ fragte er verschüchtert.

„Sie muß unten stehn,“ wiederholte Falk, ohne seine Behauptung weiter zu erörtern. „Kinder, das ist abgemacht. Gehen wir zum Bier!“

„Ja wohl, ja, zum Bier,“ murmelte Nämlich, die Augen noch auf seine unglückliche Iphigenie geheftet. „Ich dachte, als Priesterin — — Aber natürlich, es hat — es hat etwas für sich. Im Hain. In der Mitte. Wenn sie sich vom Tempel ablöst, kommt sie mehr in die Landschaft. Das ist ja zu machen!“

„Natürlich ist es zu machen,“ erwiderte Erhart, der seinen Hut aufsetzte; „und für Sie durchaus ohne Schwierigkeit. Es wird ein andres Bild — und das ist kein Unglück. Sie werden's schon treffen, Nämlich. Meine Freunde, Nämlich wird's schon treffen. Reden wir ihm nicht länger hinein; er sinnt schon, wie er sie am schlauesten die Stufen herunterkriegt; gebt acht, er überrascht uns. Also auf zum englischen Kaffeehaus!“

„Gewiß wird er's wissen,“ murmelte Falk, als verstehe sich das von selbst. Er hatte auf seinen schwarzen Lockenwald einen ebenso schwarzen Filzhut gestülpt, aber den feinsten und leichtesten, den man finden konnte. Die kleine, kraftvoll geschmeidige Gestalt ging voran; nach seiner natürlichen Denkweise fiel es ihm nicht ein, mit den Freunden Umstände zu machen. „Der letzte schließt die Thür ab,“ rief er zurück, „und gibt mir den Schlüssel!“

Nämlich blieb als letzter zurück; er hielt Ifinger zart am Arm, um ihm etwas zuflüstern zu können, und während er den Schlüssel abzog, sagte er herzlich lächelnd an Ifingers Ohr: „Nämlich der gute Erhart ahnt nicht, wie sehr er damit recht hat: ich werde sie überraschen, und wie. Unten steht sie besser, natürlich. Morgen ist's gemacht!“

Sie kamen die Treppe herunter und auf den Hof hinaus, von dem ein Thorweg auf die Straße führte. Auf dem Hof hing, nicht sehr malerisch, allerlei gewaschenes Leinzeug; es bewegte sich lebhaft hin und her, offenbar vom Wind geschüttelt. „Ei, ei, was ist das?“ sagte Erhart heiter. „Ein unerwarteter Wind hat sich aufgemacht. Man will uns also nicht ersticken!“

„Das ist die richtige Tramontane, wie in der Campagna,“ sagte Kircher wichtig. „Man spürt's auf der Stelle!“

„Das ist durchaus keine Tramontane," entgegnete Falk mit seiner sachlichen Ruhe, „sondern unser gewöhnlicher Münchener Alpenwind."

„Meine Herren, streiten wir nicht!" rief Erhart dazwischen. „Ich bedanke mich jedenfalls beim königlich bayerischen Oberwindmacher für diese kleine Auffrischung!"

„Guten Abend, Koller!" setzte er hinzu, da von einem Schuppen her der Hausmeister, zugleich eine Art Faktotum der Maler, über den Hof zum Haus ging. Es war eine lange, fast hagere Gestalt, sonderbar gekleidet; einen alten, fleckigen Malerschlapphut hatte er sich in die Stirn gedrückt, an den Füßen trug er mächtige Filzschuhe, trotz der Sonnenhitze; vor eine betagte graue Lodenjoppe hatte er ein Stück alter Malerleinwand als Schürze gebunden. Seine angegrauten, strähnigen Haare flatterten im Winde. Als er näher kam, hob ein plötzlicher Windstoß auch die Leinwandschürze, schlug sie nach oben gegen die Joppe hinauf, und zu Isingers Erstaunen ward auf der Rückseite ein gemalter Frauenkopf sichtbar.

„Teufel! Eine neue Art von Schurzfell!" rief Isinger aus und begann zu lachen. Unter dem tief ernsten, verwitterten Gesicht des alten Hausmeisters nahm sich dieses blühende, reizende Mädchenantlitz doppelt komisch aus. Die Windwelle ging indes vorüber und das junge Mädchen sank wieder in seine unbedeutende Stellung als Schürzenunterfutter zurück.

„Die Sache ist sehr einfach," sagte Erhart, da Isinger ihn fragend ansah. „Koller ist ein Haushälter, und seine ganze Garderobe ‚wünscht' er sich von uns zusammen. Diese Schürzen, die sind seine Erfindung. Unsre weggeworfenen Skizzen und Versuche bettelt er uns ab und gibt ihnen auf diese Weise einen neuen Wert. Den Kopf da hat er von Kircher, glaub' ich —"

„Nein, von mir," unterbrach ihn Falk. „Er war mir mißlungen ..."

Koller war stehen geblieben, ein neuer Windstoß hob die Schürze nach oben, legte sie dort fest und zeigte wieder das junge, reizende Gesicht. Eine reiche Pracht welliger, sanft blonder Haare umgab einen schön geformten Kopf, auf dem zunächst das zarte, mädchenhaft jugendreine Rosenrot der Wangen in die Augen fiel. Auch die Lippen blühten wie Blumen; nur war die Haut der leise vortretenden Unterlippe etwas aufgesprungen. Die Nase war zierlich,

wenn auch nicht eigentlich edel gebildet; die Brauen über den langgeschlitzten, grau gefärbten Augen in einem wundervollen Bogen bis an die Schläfen geführt. So viel ließ das unfertige Bild erkennen; oben war ein Rembrandthut, unten ein breiter Spitzenkragen nur erst angedeutet. Ueber den Hals ging ein schwärzlicher Streifen, den ein unglücklicher Zufall erzeugt zu haben schien.

„Aber das ist ja ein Prachtstück von einem Mädel," sagte Isinger, der näher getreten war. „Ein allerliebster Schatz!"

„Diavolo, das ist meine Schwester!" rief Kircher ebenso überrascht wie entrüstet aus.

„Nu freilich ist's deine Schwester," erwiderte Leo ruhig. „Hätte gut werden können; ist mir aber verunglückt —"

„Meine Schwester! als Kollers Schürze!"

„Nun ja — was denn sonst? Meine hat er auch. Das wär' gar schön! ein Maler und so beamtenmäßig kleinlich. Ich werd' sie noch einmal malen, und dann wird sie besser!"

„Aber diese Schwester kenn' ich ja noch gar nicht," murmelte Isinger, der die Schürze in die Hand genommen hatte (Koller, dem das Ganze schmeichelte, wartete geduldig) und das mit Falkscher Farbenlust „hingefetzte" Bild wie bezaubert anstarrte. „Aber die ist ja wundersch — — Diese Skizze, mein' ich."

„Ein Schmarren," erwiderte Falk.

„Wenn ich so einen Schmarren malen könnte, opferte ich hundert Ochsen, wie Pythagoras," entgegnete Isinger. „Bitte, Herr Hausmeister, stehen Sie noch still. Einen Augenblick. Eine entzückende — — Sie sollten mit mir einen Handel machen; ich will Ihnen auch sagen, warum. Es ist ja eine ehrenvolle Aufgabe, Ihnen bei Ihren häuslichen Verrichtungen als Joppenschutz zu dienen; aber wenn man noch so jung ist — dieses Mädchen, mein' ich — — Kurz, diesen Schmarren kauf' ich Ihnen ab. Nennen Sie einen höflichen Preis!"

„Was wollen Sie mit dem Ding?" fragte Erhart. „Haben Sie sich verliebt?"

Hermann Isinger ward rot; er fühlte sich von diesen vier Worten sonderbar getroffen. Indessen nach einem kurzen, summenden Lachen erwiderte er: „Sie wissen, ich bin auch so gescheit wie Ihr Hausmeister und sammle abgelegte Malerskizzen, wenn ich mich auch nicht körperlich damit schmücke." Er wandte sich zu

Kircher: „Erlauben Sie als Bruder, daß ich diese Skizze von Meister Falk in meiner Sammlung aufhänge?"

„Sie hören ja: ein Maler darf nicht ‚kleinlich' sein," antwortete Kircher, der sich sehr davor fürchtete, bei seinen begabteren Kollegen nicht für voll zu gelten. „Thun Sie, was Sie wollen!"

„Also dann nennen Sie einen menschlichen Preis, Herr Hausmeister. Eine bemalte Schürze!"

Der Hausmeister, der dieses Kleidungsstück sonst mit Freuden für einige Mark weggegeben hätte, machte jetzt, da er Ifingers Eifer sah, ein überaus bedenkliches, fast kummervolles Gesicht. Er zog die Nase und die Brauen in die Höhe, und durch ein langgezogenes, schmerzliches „Hm" suchte er auszudrücken, daß ihm ein fast übermenschliches Opfer zugemutet werde. Nach einem Blick von oben herunter auf das an seinen Leib gedrückte Kunstwerk (sehen konnt' er es nicht) sagte er bedächtig: „Von so was trennt man sich schwer. Das ist ein ‚Falk', lieber Herr. Mein Liebstes."

„Darum tragen Sie es auch als Schürze," entgegnete Ifinger. „Also was wollen Sie denn?"

„Unter hundert Mark kann man so was nicht hergeben. Ich schon gar nicht, Herr!"

Doktor Ifinger warf einen hilflosen Blick auf Falk und Kircher; er zuckte die Achseln, wie wenn er sagen wollte: um euretwillen kann ich hier nicht handeln! — „Nun, dann binden Sie Ihr Liebstes los," sagte er kurz und griff nach seiner Brusttasche. „Und entschuldigen Sie, daß ich Sie so beraube!"

„Doktor, Sie sind verrückt!" rief Leo Falk aus. Erhart nickte stumm.

Ifinger antwortete nicht, er zahlte und nahm sein Bild in Empfang. Es schien ihm plötzlich an Wert zu gewinnen, da er es so teuer erkauft hatte. Von einem anständigen Gefühl übermannt, fragte der alte Koller, indem er sich dankbar verneigte: „Soll ich Ihnen die junge Dame nicht nach Hause tragen?"

„Ich danke; das thu' ich selbst. Ich wohne in der Nähe. Wünsch' Ihnen ein gutes Glas Bier, meine Herren!"

„Wie?" sagte Erhart, „Sie kommen nicht mit zum Bier?"

„Erst nach Hause — mit Kollers Schürze. Mich erwartet auch allerhand . . . Ich komme Ihnen nach!"

„Jeder thut, was er nicht lassen kann," murmelte Erhart lächelnd. Sie waren auf die Straße getreten, die Maler schwenkten

rechts ab, Isinger wandte sich nach links, zur nahen Brienner-straße. Der Wind spielte mit seiner Leinwand, Isinger rollte sie zusammen und trug sie so in der Hand.

Nach einigen Schritten rief Erhart noch zurück: „Also dann gute Unterhaltung mit der Porzelläne!“

„Was für eine ‚Porzelläne‘?“ fragte Isinger, der stehen blieb.

„Nun, die Kircherische; die gemalte da. — Sehen Sie, wie der Koller in der Hausthür schmunzelt. Also auf Wiedersehen im englischen Kaffeehaus!“

IV.

Hermann Isinger wohnte in der Briennerstraße, in die er nach kaum hundert Schritten eintrat; zwischen der Augustenstraße und dem Königsplatz. Im ersten Stock eines bescheidenen, stillos freundlichen Hauses hatte er zwei Zimmer nebeneinander, auf die Straße hinaus; von seinen geöffneten Fenstern aus sah er zur Linken seinen Liebling unter den Münchener Bauwerken, die Propyläen, deren edles Gestein so „italienisch“ in der Sonne glänzte. Als er die hölzerne Treppe erstiegen und die Thür seines Arbeitszimmers geöffnet hatte, freuten ihn noch mehr als sonst die Bilder, die seine Hauptwand schmückten: Studienköpfe und landschaftliche Skizzen, Geschenke von befreundeten Malern; ausgeführte Bilder aller Art, die er geringeren (denn er war nicht reich) aus Wohlgefallen oder aus gutem Herzen abgekauft hatte; auch ein paar alte Kopien nach italienischen Meistern des Cinquecento, auf Reisen entdeckt und für wenig Geld erstanden. Auf dieser malerischen Wand war noch eine Lücke: die sollte nun dieses gerettete schöne Mädchen füllen, aus einigermaßen würdiger Umgebung sollte die Rosenblüte ihrer süßen Jugend ihm herunterleuchten . . . Die „Porzelläne“, dachte er. Warum nannte Erhart sie „Porzelläne“? — Nun, was geht's mich an? Es handelt sich ja nicht um das Mädchen, sondern um das Bild. In das hab' ich mich wirklich — —

Plötzlich stockte er, sein eigenes Denken behorchend, wie er sich gewöhnt hatte. „Was ist das? Was hab' ich?“ sagte er betroffen und mit vernehmbarer Stimme vor sich hin. „Mich in das Bild verliebt? — Das ist ja ein Unsinn. Gar so ein Meisterstück ist das Bild ja nicht; Falk nennt's einen Schmarren; nun, das ist gelogen; — aber zum ‚Verlieben‘ — so ist's doch nicht.

Machen wir uns nichts weis, mein lieber Isinger; uns gefällt das Mädel. Wir haben so lange in lauter Ideen und Experimenten, in Büchern und Bildern gelebt, nun rührt sich einmal wieder die sogenannte Natur, und wir vergaffen uns in eine Schürze — diesmal buchstäblich. Wollen gleich mal sehen, ob's wahr ist. Wollen den ‚Schmarren‘ aufrollen, und so ganz unter vier Augen prüfen, was mit Hermann Isinger vorgeht. Mit allgemeinen Redensarten fängt man nur die Bauern; ‚Kunstbegeisterung‘, ‚malerischer Eindruck‘, ‚Farbenzauber‘ — das sind Teufelskniffe. Acht geben auf Isinger!“

Er hatte die Leinwand auf seinem Arbeitstisch, über allerlei Büchern und Papieren, vor sich ausgebreitet und betrachtete nun in einer gewissen Spannung das liebreizende Gesicht. Es gefiel ihm sehr; gefiel ihm noch mehr als vorhin am Hausmeister, obwohl nun einige schräge Sonnenstrahlen zudringlich störend über Wangen und Schläfen liefen. „Farbenzauber“ — das allein war's nicht; es war ein guter, lieber Ausdruck in den weichen Zügen, der ihm zu Herzen ging; etwas Schmelzendes, kindlich Weibliches. Vielleicht auch etwas Eitelkeit auf ihre nette Person; Freude, zu gefallen; aber doch mehr noch Hingebung, Güte . . . Isinger lächelte: denn je länger er hinsah, desto mehr fiel ihm auf, daß ihn die aufgesprungene Unterlippe doch am meisten anzog. Als wäre dort der Mittelpunkt dieses schönen Rätsels, der eigentliche Mensch; als säße in dieser Lippe, die so reizend eigenwillig vorsprang, das besondere, das wahre Ich, wie in seiner rosigen Knospe . . . Also Kirchers Schwester, dachte er. Dem sieht sie nicht gleich. Seine dicken Raublippen, und diese zärtlichen süßen . . . Hermann Isinger, Hermann Isinger! Gib acht auf dich, du bist dreißig Jahre alt; das ist sehr gefährlich. Hast dich bisher zwischen Scylla und Charybdis, zwischen Liebelei und Ehe, so gut durchgeschlagen; warst ein so angenehm mäßig aufgeregter, zufriedener Junggesell; laß dich jetzt nicht durch eine Hausmeisterschürze überrumpeln, wahre deine Stellung!

Er nahm das Bild in die Hand, um es wegzulegen und sich in irgend ein abkühlendes Buch zu vertiefen. In diesem Augenblick hörte er ein lautes Klopfen an seiner Thür, und mit einer unwillkürlichen Bewegung warf er die „Porzelläne“, sie zusammenrollend, über den breiten Tisch gegen die Wand, um sie zu verstecken.

Als er dann „Herein" rief, öffnete sich bereits die Thür, und ein schlanker, wohlgekleideter Herr trat ein, in dem er seine jüngste spanische Bekanntschaft, den Baron Pillnitz, erkannte. Es war eine auffallende und merkwürdige Erscheinung, weil sie an eine bekannte Gestalt erinnerte und sie zugleich parodierte: man mochte einen Augenblick denken, Don Quixote zu sehen; schaute man aber näher zu, so bekam Don Quixote gefüllte, sogar rosig angehauchte Wangen, hatte sich etwas verjüngt, konnte lächeln, und rechts und links neben dem dichten Schnurrbart zeigten sich sogar einige eitle, selbstgefällige Züge, die den ehrwürdigen Schwärmer von La Mancha ganz und gar verfälschten. Dennoch blieb die Aehnlichkeit und drängte sich wieder auf: ein langer, magerer Hals, ein langes Gesicht, ein sonderbar starrer Blick der dunklen Augen, dem die umherliegenden frühen Falten oft etwas Weltfremdes oder gar Entgeistertes gaben. Dies war denn auch das erste gewesen, was Ifinger in Spanien an dem Baron angezogen hatte. Er lächelte, ohne es zu wollen, als er ihn eintreten sah und jener früheste Eindruck sich hier in der Münchener Briennerstraße wiederholte.

„Sie geben mir die Ehre, Herr Baron!" sagte er verbindlich überrascht und ging ihm entgegen, um ihm die Hand zu reichen.

„Ich höre durch meinen Diener, daß Sie nun auch wieder hier sind," erwiderte Baron Pillnitz; „er hat Sie auf der Straße gesehen: ich wohne Ihnen nämlich schräg gegenüber — dort im dritten Haus. Dort im dritten Haus!"

Die etwas geräuschvolle Stimme des Barons, die an die Trompetentöne Nämlichs, aber in aristokratischer Milderung erinnerte, hatte sich's angewöhnt, die letzten Worte einer Rede mit Nachdruck zu wiederholen; — eine der unzähligen kleinen Seltsamkeiten, durch welche die Natur ihre Geschöpfe zu unterscheiden liebt. Vom Fenster aus hinüberdeutend fuhr der Baron fort: „Da wohn' ich nun also mit meiner jungen Frau, und hoffe Sie bei uns zu sehn. Wie Sie sich vielleicht erinnern, verließ ich Sie in Cordova und ging nach Valencia, um mich zu vermählen; um mich zu vermählen: denn seit einem halben Jahr ungefähr waren wir verlobt. Für einen so eingefleischten ‚Spanier' wie mich verstand es sich von selbst, daß ich mir meine Frau von da drüben holte;" er setzte lächelnd hinzu: „Ich bereue es auch nicht. Ich bereue es auch nicht!"

„Aber Ihre Frau Gemahlin ist eine halbe Engländerin, nicht wahr —"

„Eine halbe Nordamerikanerin; ihr Vater, ein ‚Yankee', ging nach Spanien, da ist sie geboren. Ihre dunklen, sonderbaren Augen sind, wie ich zu sagen pflege, ganz transatlantisch; echte Virginia-Augen, echte Virginia-Augen — nun, Sie werden ja sehen. Bei Ihnen sieht's ähnlich aus wie bei mir: Bücher bis zur Decke! Nun freilich, so viel zu wissen wie Sie, das hat man nicht umsonst ... Nur diese bunte Wand da, Bild neben Bild — so einen ‚Kunstverein' werden Sie bei mir nicht finden. Gott sei Dank," setzte er wieder lächelnd hinzu, „ich hab' nicht ein einziges Bild! nicht ein einziges Bild!"

„Ich muß sagen, das wundert mich," erwiderte Isinger. „Sie gingen doch in Spanien durch alle Galerien —"

„Nun das muß man ja —"

„Und für manche Bilder gerieten Sie in eine Art von Begeisterung —"

„Wenn sie Ideen hatten! wenn sie mir etwas zu denken gaben!"

„Nun, auch dafür ist ja von diesem und jenem gesorgt. Wenn ich reich wäre wie Sie, Herr Baron, so hätte ich ganze Säle so wie diese Wand. Und ganz andre Sachen. So hätt' ich meine eigene Galerie —"

„Um Gottes willen!" rief der Baron mit seinem lauten, etwas meckernden Lachen aus. Eine eigene Galerie; schrecklicher Gedanke. An meiner eigenen Bibliothek hab' ich schon genug! — Bücherzimmer —, o ja; mit den Büchern lebt man; in ein dickes, gescheites, gelehrtes Buch liest man sich tagelang hinein — schreibt sich Notizen heraus — vergleicht — liest auch wieder. Aber was thut man mit einem Bild? Man sieht's an und geht weiter. Ist's ein großes Bild, so kann ich's nicht einmal so recht übersehen: mit meinen kurzsichtigen Augen muß ich ja, sozusagen, an der Leinwand hinkriechen. Ich und eine Galerie!" — Er lachte wieder. „Ich und eine Galerie!"

„Zum Glück darf niemand Sie zwingen, eine zu kaufen," erwiderte Isinger. „Auch werden Sie mir Ihr Vermögen nicht abtreten, damit ich es thue. Sie sehen mich durchaus resigniert; aber wenn ich statt dessen Bilder sammeln könnte, wäre ich sehr glücklich."

Der Baron hielt sein Doppelglas an die Augen, um diesen „Schwärmer" besser zu sehen, und sagte sehr verwundert: „Mein lieber Herr Doktor, ich verstehe Sie nicht. Sie sind ein Polyhistor, ein Gelehrter — leugnen Sie doch nicht, dafür sind Sie bekannt — Sie haben eine Vielseitigkeit der Interessen, der Kenntnisse, die mich schwindlig macht, Sie sprechen alte und neue Sprachen, sind Volkswirt, Naturforscher, haben sich jahrelang mit den größten mechanischen Problemen herumgeschlagen —"

„Und kann noch immer nicht fliegen —"

„Kurz, Sie leben vom Kopf bis zum Fuß in der Wissenschaft! Was wollen Sie denn noch mit all den gemalten Schwarten, wenn ich fragen darf?"

„Sehen lernen," antwortete Isinger.

„Hat denn der Mann der Wissenschaft keine Augen? Bei Ihren Naturstudien, lernen Sie da nicht sehn?"

„Fühlen lernen," sagte Isinger.

„Das versteh' ich nun gar nicht — entschuldigen Sie. Fühlen wir denn nicht alle? In der Kirche, bei einem guten Buch, in der Natur?"

„Schön sehend, schön fühlen lernen," sagte Isinger endlich, als hätte er's nun gefunden.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor," antwortete der Baron mit etwas herausfordernd überlegenem Lächeln, — „ich fürchte, was Sie da eben sagten, verstehen Sie selber nicht. Sie wollten mich wohl auch nur so ein wenig einschüchtern; aber vor dem schweren Geschütz der großen Worte fürchte ich mich nicht. Die sind nicht geladen! Die sind nicht geladen!"

Er stieß ein helles, fast schmetterndes Lachen aus, das er aber büßen sollte. Hermann Isinger konnte einen andern lange reden lassen, wenn er etwas dabei zu lernen hoffte, oder aus Gutmütigkeit zuhörte; griff man ihn aber an, zweifelte man gar an der Kraft seiner Rede, so entlud sich der innere Strom, der stets wie in einem Reservoir angesammelt dalag, mit unaufhaltsamer Naturgewalt. Sich ein wenig vorbeugend begann er jetzt, indem ihm die Worte von den Lippen stürzten, aber jedes klar, jedes gleichsam umrandet und umrissen: „Erlauben Sie mir folgende Bemerkung, Herr Baron. Ich glaube, ich kämpfe da, mit meinem kleinen hölzernen Schwert, für das achtzehnte Jahrhundert gegen das neunzehnte; damals lehrten uns unsre großen Meister:

sei vielseitig und harmonisch; heute heißt es: sei einseitig und tüchtig! — Bitte, lassen Sie mir noch einen Augenblick das Wort, ich bin noch nicht fertig . . . Sie nennen mich einen Mann der Wissenschaft; danke. Ich will aber mehr sein, so unbescheiden bin ich; ich will auch meinen abonnierten Platz im großen Kunsttempel haben, will nach der Arbeit in meinem besten Rock in das Paradies gehen — in den Garten des Schönen, mein' ich. Will ich da aber nicht bloß wie der Löwe umherspazieren oder wie der Ochse, so muß ich mir die Augen mit dem rechten Zauberwasser auswaschen; — wer verhilft mir dazu? Die Herren Paradieswächter, die Künstler. Die haben es im Besitz. Darum halt' ich zu ihnen; denn ‚sehen' ist noch nichts, das kann auch der Ochse; ‚schön sehen' — das ist's! — — Sie meinen, die Künstler können zuweilen auch nicht viel mehr als die Ochsen; sehr richtig (Baron Pillnitz hatte noch kein Wort gesagt); aber an diese schwer hinwandelnden hält man sich ja nicht. Es sind ja auch die gottbegnadeten da, die sich die Augen bereits ausgewaschen haben. Nun, der eine sieht mehr Gottes Federzeichnungen, der andre mehr seine Farbenzauber, der dritte mehr seine Stimmungsbilder; was thut das? Von jedem von ihnen lernt man, was man kann; sieht durch ihre Augen. Eines Tages sagt man sich dann — das hoff' ich —: Mit dem Jenseits eilt's nicht! Wir haben ja schon den Himmel auf Erden, wir sind ja im Paradies!"

„Hm!" sagte der Baron und sah diesen Schönheitsprediger in wachsender Verwunderung an; ehe er aber etwas erwidern konnte, fuhr der Bergstrom fort: „Das Leben ist oft schofel, die Wissenschaft ist oft grau; aber die Kunst ist unser irdisches Paradies! ‚Schön sehend schön fühlen lernen', darum handelt sich's ungefähr... Aber lernen muß man's; von selbst hat man's nicht; redliches Bemühen; die Augen jahrelang jeden Morgen waschen. Ganz besonders wir, die Deutschen, die Germanen; denn wenn die andern Völker manchmal die Lahmen sind, denen wir Beine machen, so sind wir die Blinden — Sie kennen ja die Fabel — und nur wenn die einen den andern helfen, gibt's die richtige Menschheit! — — Sie wollen mir wahrscheinlich einwenden, die Germanen sehen hell genug —"

„O nein, das will ich nicht sagen," warf Baron Pillnitz ein; Isinger aber hörte nicht und sprach weiter: „Darin irren Sie! Die germanischen Augen sehen klar genug in die Wirklichkeit,

aber nicht in das ‚Paradies‘; für das Schöne brauchen sie sehr viel Augenwasser — das spür' ich an Ihnen, an mir, an jedem von uns — darum hinein in die Kunst! Damit wir endlich einmal ganze Menschen werden; denn mit dem Mikroskop, mit dem Fernrohr werden wir das nicht. Damit schnüffeln wir so ein bißchen ins unendlich Kleine, ins unendlich Große — sehr schön — aber in das uns zugewiesene Paradies kommen wir damit nicht! Und wenn Sie mir entgegnen: Ich brauche dieses Paradies nicht, das Leben ist schön genug —“

„Nein, das sag' ich nicht —“

„So erwidr' ich Ihnen, Herr Baron“ (fuhr Isinger unbeirrt fort): „das mag ein Neuvermählter im Honigmond sagen, aber das Leben ist lang! Und überhaupt — wer meint denn das gemeine ‚Glück‘ — es handelt sich ja um die Menschwerdung, um das höhere Dasein, um das innere Paradies. Darum leb' ich jetzt mit den Malern — meine letzte Schule — darum reis' ich den Statuen und den Bildern nach, darum samml' ich diese ‚gemalten Schwarten‘, wie Sie zu sagen belieben. Und darum würd' ich ganze Galerien sammeln, wenn ich Ihre Thaler hätte; und Sie würden es auch thun, wenn Sie meine Meinung von der Sache hätten; — nicht nur zum eigenen Gebrauch, Herr Baron, o nein, auch für die andern. Sie würden sammeln und dann Ihre Thür weit aufmachen: kommt ihr alle zu mir, die ihr nach dem Schönen lechzt, die ihr sehen lernen, die ihr ‚leben‘ wollt; ich hab' mir ein kleines Paradies geschaffen, für mich und für meine Brüder, laßt euch's darin gut sein!“

Isinger trat ein paar Schritte zurück, gegen das Fenster, und wie um anzudeuten, daß er ausgesprochen habe, nahm er seine Brille ab und begann sie zu putzen.

Der Baron sah ihm etwas ungewiß lächelnd nach. „Ich bin ganz erstaunt,“ sagte er nach einer Weile, „wie Sie reden können; Sie haben einen Atem — — übrigens lassen Sie den andern gar nicht zum Worte kommen, wenn Sie so im Zug sind. Was Sie mir da imputierten, wollt' ich gar nicht sagen . . . Das thut nichts. Wie gesagt, ich bin ganz erstaunt. In Spanien“ — er lächelte wieder — „da legten Sie nie so los —“

„In Spanien hatte ich was Besseres zu thun,“ erwiderte Isinger: „zu sehen und zu hören. Wo das nicht der Fall ist, da red' ich. Etwas muß der Mensch ja thun. Bitte um Vergebung!“

„Hm! Eine Galerie ‚für mich und für die Brüder‘!“ sprach der Baron vor sich hin. „Die Sache hat etwas Anregendes — etwas Anmutendes — das ist keine Frage. Nur, wenn man so ganz in andern Dingen lebt — andern Dingen lebt . . . Ich übersetze meine Spanier, meine Indier, ich vergrabe mich in die Details der Litteratur, der Kulturgeschichte; da bin ich zu Hause. Vor den Bildern fühle ich mich etwas wie ein Fremdling; ungefähr als verstünde ich oft ihre Sprache nicht . . . Sie begreifen wohl, wie ich's meine. Zum Beispiel hier vor Ihrer Wand — —“

Er stellte seine magere aristokratische Gestalt vor Ifingers Bilderwand, näherte seine bewaffneten Augen und rückte allmählich von Leinwand zu Leinwand weiter. „Sehen Sie, das sind Farben, Farben,“ sagte er nach längerem Schweigen, das Ifinger nicht unterbrach; „ein recht hübscher Kopf — dann ein häßlicher Kopf — dann eine Mauer und ein paar Bäume — aber wo sind Ideen! Ich finde keine Ideen!“

„Das sind Studien, Herr Baron,“ entgegnete Ifinger.

„Studien . . . Nun ja; schon gut. Aber da sind auch einige ausgeführte Bilder; und doch keine Ideen. Die höhere Kunst soll doch einen Inhalt haben . . . Der Meinung sind Sie doch auch?“

„Gewiß; Bilder sollen Bilder sein,“ erwiderte Ifinger.

„Ich verstehe nicht . . .“

Der Baron trat zum Schreibtisch, über dem eine einzelne Landschaft in vergoldetem Renaissancerahmen hing; die Studien und Skizzen waren nur so einfach aufgespannt an die Wand gehängt. Der Rahmen machte ihn aufmerksam; nach kurzer Betrachtung des Bildes ließ er ein „Ah“ der Befriedigung vernehmen. „Aber nun sehen Sie einmal diese Landschaft!“ rief er aus.

„Nun, die ist allerdings — —“

Ifinger wollte hinzusetzen: ein hoffnungsloser Schmarren; — ein guter, aber talentvoller Freund hatte ihm diese „ideale Landschaft“ geschenkt. Ehe er aber ausreden konnte, fuhr Baron Pillnitz fort: „Sehen Sie, das ist mein Mann; da ist eine Idee! Eine alte, abgehauene Heideneiche, über der ein Kreuz aufgepflanzt ist. So ein paar alte Deutsche kauern da umher; offenbar noch Heiden; aber man sieht ihnen an, daß ihr Glaube erschüttert ist: ihr heiliger Baum ist gefallen. Christen sieht man gar nicht; aber das siegreiche Kreuz . . . Sehr gut. Dazu diese Frühlingslandschaft. Es

will ‚Frühling' werden . . . Eine durchgeführte, durch das landschaftliche Motiv getragene Idee!"

Ifinger antwortete nicht; er spitzte nur die Lippen zu einem blasenden Pfeifen, das er höflich unterdrückte. Ihm fielen aus dem Goetheschen Gedicht die jugendlichen Verse ein:

Ach Herre Gott, ach Herre Gott,
Erbarm' dich doch des Herrn! — —

Pillnitz nickte der Landschaft noch einmal billigend zu, ließ sein Augenglas fallen und wandte sich zum Doktor. „Sehen Sie, darin haben Sie recht," sagte er, „so ein Bild über dem Schreibtisch — das ist ein ganz richtiger Gedanke. Das gefällt mir. Es ist ein Zimmerschmuck, und zugleich regt es an; und zugleich regt es an. Wahrhaftig, ich möchte über meinem Schreibtisch auch — — Sagen Sie, lieber Herr Doktor, Sie verkehren so viel mit Malern, wie Sie sagen; könnten Sie mir so ein durchdachtes Bild von ähnlicher Größe — natürlich für einen mäßigen Preis — für meinen Schreibtisch verschaffen?"

„Wie viel wollen Sie daran wenden, Herr Baron?" fragte Ifinger.

„Nun — hundert Mark; die wären doch wohl genug."

Hundert Mark! dachte Ifinger, auf seine zusammengerollte Leinwand blickend; so viel hab' ich für diese Schürze gezahlt! — Ihm fiel aber ein, daß der arme Nämlich, dessen Iphigenie jetzt um ihr Leben kämpfte, seit Jahr und Tag einige unverkaufte Bilder in seinem Atelier hatte; sie standen in einem Winkel schamhaft gegen die Wand gelehnt. Es waren auch „ideale Landschaften", die eine mit einer unverkennbaren „Idee". Für hundert Mark würde er die hergeben, das war keine Frage.

„Gut, Herr Baron," sagte Ifinger; ich verschaffe Ihnen so ein Bild!"

„Ich danke Ihnen sehr. Danke Ihnen sehr. Ueber Ihre Paradiesgedanken sprechen wir wohl ein andermal weiter;" — er lächelte verbindlich: „vielleicht lassen Sie mich dann auch einmal zu Worte kommen. Also drüben im dritten Haus . . . Bon soir! Bon soir!"

Der Baron gab ihm seine schlanke, kühle Hand, und die hagere Don Quixote-Gestalt ging rasch aus der Thür.

V.

„Wunderbar, wie wenig den diese Hitze anficht," dachte Jsinger; „eine afrikanische Konstitution. So war er auch in Spanien ... Wie frisch, wie elegant er hinausschwebte. — Wozu ich Hansnarr wohl diesem ‚Kunstmäcen' meinen Vortrag über das Augenwasser und die Germanen hielt. — — Nun, nichts verachten: dem Nämlich bringt's hundert Mark!"

Es klopfte wieder; auf sein „Herein" trat zu seiner Ueberraschung Lina Schellenberg ein. Sie blieb zuerst schüchtern an der Thür, mit einem komischen Lächeln; auf ihr üppiges, goldiges Lockenhaar hatte das eitle Mädel ein kleines rotes Käppchen gesetzt, das allerdings die Augen mit Gewalt zu ihren leuchtenden Farben, ihrem auffallenden Gesichtchen hinzog. Ein paar lebhaft rote Korallen, die sie sich an die Ohren gehängt hatte, steigerten die Wirkung. Uebrigens glühten auch ihre runden Wangen, und offenbar nicht nur von Sommerwärme. Als ihr erzwungenes, närrisches Lächeln schwand, blieb eine Erregung übrig, die auch der kurzsichtige Jsinger bemerkte.

„Sie entschuldigen wohl, Herr Doktor," sagte das Mädchen, indem sie die Erwachsene und Gebildete zu spielen suchte. „Ich bin so frei ... Ich steh' schon 'ne Weile draußen auf dem Vorplatz; hab' hier sprechen gehört, und hab' gewartet, bis der andre fortgeht. Sie entschuldigen!"

„Mit was kann ich Ihnen dienen, mein Fräulein?" nahm Jsinger gutmütig scherzend das Wort. „Kommen Sie zur Sache!"

„Ich danke Ihnen," erwiderte Lina; „Sie sind immer höflich zu mir. Sie ganz allein. Von den Malern keiner. Darum hab' ich mir auch die Freiheit genommen ... Denn zu Haus sitzen, das konnt' ich nicht. Ich bin zu wütend, Herr Doktor. Ich bin in einer Wut ... O, wie ich ihn hasse. Ich hasse ihn! Ich hass' ihn!"

„Wen, Sie kleine Medea?"

„Wen? Ihn. Mit der Ohrfeige. Was bildet er sich ein? Wie konnt' er sich das herausnehmen? Ist das eine Manier? Was hatt' ich ihm denn gethan? Das ist eine Gemeinheit — das ist eine Schande — und ich lass' es mir nicht gefallen — und ich bin kein Kind mehr — —"

Sie brach plötzlich in Thränen aus, und ein heftiges, zit-

ternbes Schluchzen schüttelte sie. Bei allem gutherzigen Mitleid that es Ifinger doch gewissermaßen wohl, daß sie nun schweigend weinte; denn so anziehend das sonderbare Mädchen für die Augen war, so wenig behagte den Ohren ihre schrille und in der Erregung doppelt unholde Stimme. „Wie beim Pfau!“ dachte er ... Nachdem er sie eine Weile hatte weinen lassen, sagte er, halb murmelnd: „Ja, ja. Das mußte er nicht thun. So was thut man nicht. Sie hatten ihn aber schwer gereizt, meine gute Lina —“

„Ich hasse ihn! Ich hass' ihn!“ brach es wieder heraus; als wäre das die Antwort auf seinen Einwand. Sie trat vor ihn hin, und in ihrer Erregung, ohne es zu wissen, knöpfte sie an ihrer Jacke einen Knopf nach dem andern auf und wieder zu, während sie weitersprach: „Ich bin sein Modell, aber nicht sein Hund! Er behandelt mich immer wie — — Wenn ich auch noch nicht geliebt werde, bin ich doch kein Kind mehr! Ich bin ebenso groß wie er ... Hahaha! So ein kleiner Mann! Und der nimmt seine große, braune, haarige Hand und haut gleich so zu! — Hätt' ich ihm nur die Augen ausgekratzt; dann könnt' er nicht mehr malen. Aber ich war feig. Aber ich werd' mich noch rächen, geben Sie nur acht! Ich thue ihm noch was an!“

„Was denn, zum Beispiel?“

„Das weiß ich noch nicht.“

„Vielleicht ihn einmal heiraten?“

Sie warf auf diese scherzhafte Frage den Kopf herum und ein rascher, wilder Blick fiel auf Ifinger; aber sie antwortete nicht. Sie starrte dann vor sich hin. „Nun, und warum sagen Sie das alles nicht dem Herrn Falk selbst?“ fragte er endlich.

„O, das wollt' ich wohl; — aber er malt mich ja. Ich will ja doch auf das Bild!“

Auf dem Gesicht der wilden Katze mischte sich die berechnende Klugheit so drollig mit der Wut, daß Ifinger fast laut aufgelacht hätte. Es war aber auch etwas Unheimliches in dieser frühreifen Mischung, diesem eigentümlich lauernden, zurückhaltenden Ausdruck, der die Augäpfel ganz in die Winkel trieb. — „Ah!“ sagte er mit etwas unsicherem Humor, „Sie wollen auf das Bild!“

„Ich will ja doch vorwärts kommen,“ gab das Mädchen zur Antwort. „Man soll mich doch im Kunstverein auf dem ‚Frühling‘ sehn.“

„Sie werden also dem Herrn Falk wieder Modell sitzen, wenn er will —"

„Nu, ich muß ja doch! Sonst nimmt er eine andre. Und ich will doch mit berühmt werden — daß man von mir spricht!"

„Das ist ein Ehrgeiz wie ein andrer, dagegen läßt sich nichts sagen. Aber, Sie komisches Mädel, wenn Sie dem Herrn Falk aus Vernunft und — Weisheit von Ihrem Haß nichts sagen, warum sagen Sie dann das alles mir?"

Sie blickte ihn zutraulich an, stellte sich so nahe, daß sie ihn fast berührte, und nahm nun statt ihrer Jackenknöpfe die Knöpfe seines offenen Sommerrocks in die Hand, einen nach dem andern. „Wem soll ich's denn sonst sagen als Ihnen?" fragte sie zurück. „Ich dachte: du gehst zum Herrn Doktor; — denn das Maul halten konnt' ich nicht. Dann wär' ich erstickt! — Sie nennen mich immer Sie; der Herr Falk nennt mich du; und die andern auch. Der Herr Falk sagt ‚Kröte' zu mir und ‚Krott'. Und was der Herr Falk sagt, der doch ein Genie ist, das machen die andern ihm nach. O, ich möcht' sie alle — — Zum Lieben bin ich ja noch zu jung, aber nicht zum Hassen. Ich mag keinen leiden als Sie; Sie sind immer gut. Aber die andern, die sollen — — die sollen noch an mich denken. Wenn ich nur erst eine ‚Dame' bin — o, dann sollen sie sehen!"

„Was wollen Sie ihnen dann anthun?" fragte Isinger.

Sie antwortete nicht; nur ihre unruhigen Finger spielten an ihrer Jacke. Dann atmete sie einmal heftig auf, und ihre grünlich funkelnden Augen warfen einen schrägen Katzenblick unter den Tisch. „Na, dem wollt' ich's wünschen!" murmelte sie und lachte.

„Wem wollten Sie's wünschen, und was?"

„Nu, daß ich ihn heiratete — wie Sie vorhin sagten. Der sollt' sich freuen! Den wollt' ich —!"

Sie wußte offenbar noch nicht, was sie wollen sollte; ihrer kindlichen Phantasie fiel nichts Rechtes ein. Plötzlich horchte sie auf, den Kopf wie ein junges Tier auf die Seite werfend. Dann legte sie einen Zeigefinger auf den Mund, öffnete die Lippen, wie um etwas zu sagen, sagte aber nichts, sondern ging auf den Zehen fast unhörbar zur Thür. Als sie dort einige Augenblicke am Schlüsselloch gelauscht hatte, wechselte sie die Farbe, ward blaß und dann rot; kam, so geschwind sie konnte, auf den Zehen zurück und legte ihre warmen Lippen an Isingers Ohr.

„Ist das auch Ihr Zimmer?“ flüsterte sie hastig, auf das anstoßende Schlafzimmer deutend.

Isinger nickte verwundert.

„Die sollen mich nicht sehen,“ fuhr sie fort zu flüstern. „Schwören Sie mir, daß Sie mich nicht verraten! Es ist gar nichts Böses. Sie sollen mich nur nicht sehen. Schwören Sie mir das!“

„Ich schwöre nie, dummes Mädel; aber gehen Sie nur . . .“

Es ward schon geklopft. Er schwieg noch, und winkte ihr, in Gottes Namen ins andre Zimmer zu treten. „Sie verraten mich nicht!“, flüsterte sie mit kindlich pfiffigem Lächeln und huschte durch die Seitenthür wie ein Vogel hinaus.

Etwas mißvergnügt über die neue Störung rief Isinger „Herein!“

VI.

Zwei Frauenzimmer traten langsam und zögernd in das Zimmer; voran eine Alte, der eine Junge folgte, beide kleinbürgerlich einfach, aber sauber gekleidet. Die Alte, eine ungewöhnlich kleine Gestalt, hatte trotz der Hitze ein Tuch über die Schultern geworfen, vermutlich weil sie es für schicklich hielt; das schlichte Haar war hinten in ein Netz gepackt, übrigens fast völlig ergraut. Aus dem großen Kopf mit breitem Kinn und ausdrucksvoller Nase leuchteten lebhafte, jugendliche Augen, die den „Zimmerherrn“ sogleich um Entschuldigung zu bitten schienen, daß man so dreist sei, sich hereinzuwagen. Hinter ihr ragte die Junge in stattlicher Größe auf; ein nicht schönes, aber gutes Gesicht mit klugen braunen Augen, die bescheiden ruhig über die Alte hinwegblickten.

„Ich hab' wohl die Ehre, nicht wahr,“ fing die Kleine mit vielen achtungsvollen Verbeugungen an, „mit Herrn Doktor Isinger. Es steht ja auch an der Thür, auf der kleinen Karte; wir haben uns die Freiheit genommen, es zu lesen. Mein Name ist Anna Veit, wenn Sie erlauben; Witwe . . . Nu, das ist kein Wunder bei meinen Jahren — vierundsechzig voll.“ — Sie deutete auf die Junge zurück: „Meine Bruderstochter; Christel Schellenberg. Kommt jetzt auch aus dem Salzburgschen — wie ich. Euer Gnaden entschuldigen ganz ergebenst, daß wir Sie bemühen!“

Isinger horchte erstaunt: die Alte sprach ungefähr ebenso hurtig, wie er selbst; sie begleitete aber ihre unaufhaltsame Rede

mit vielen und ausdrucksvollen Gebärden, was seine Sache nicht war. Nachdem sie ausgesprochen hatte, begann sie ihren kleinen Körper von neuem zu verneigen, so dramatisch lebhaft, daß das große Mädchen hinter ihr heimlich lächeln mußte.

„Bitte, setzen Sie sich," sagte Isinger höflich. „‚Christel Schellenberg', sagten Sie! Ich kenne ein Mädel, das auch —"

„Lina Schellenberg, ja, ja," fiel ihm die Alte ins Wort. „Von wegen der Lina sind wir ja so frei, Euer Gnaden ... Auch eine Bruderstochter; die zwei sind Cousinen. Und weil die Mutter tot ist, hab' ich zum Vetter gesagt, muß sich die Tante drum annehmen; und so hat der Vetter gesagt: so red' mit dem Doktor Isinger; von dem schwärmt die Lina; das ist ein feiner, ein lieber Mensch ... Verzeihen Euer Gnaden: ‚Mensch' hat er gesagt, als wie wenn sie's gesagt hätt'; sonst müßt' ich ja ‚Herr' sagen. Ja, und so sind wir hier, mit Euer Gnaden gütiger Erlaubnis!"

Sie holte tief Atem, als hätte sie sich das während dieser raschen Rede nicht vergönnt. Mit treuherzigen, vertrauenden Blicken auf ihn verneigte sie sich von neuem.

„Ich verstehe noch nicht ganz; oder so ziemlich gar nicht," erwiderte Isinger auf das freundlichste. Jetzt sah er wieder das kluge, schlichte Lächeln der Großen, die einen Schritt näher trat. Mit einer sehr angenehmen Stimme sagte sie: „Der ‚Vetter', das ist nämlich nur so ein entfernter Verwandter; bei dem wohnt hier die Lina. Er war wohl auch einmal ein bissel was von einem Künstler, jetzt ist er Photograph, und zuweilen Modell. Dem hat die Lina erzählt, daß Sie gar so lieb sind —"

Die Alte trat wieder lebhaft vor und ergriff das Wort: „Und das ist nicht gelogen, das sieht man! So schreckbar viel als sie lügt, die Lina, Gott vergeb' ihr's, das ist nicht gelogen; man muß ja Euer Gnaden nur anschauen — so ein liebes Gesicht. Bitte um Vergebung! Und dann, daß Sie kein Maler sind, sondern ein Doktor, oder ein Gelehrter. Darum sind wir so frei ... Ob's nämlich gut ist für die Lina, Euer Gnaden, oder ob der Vetter unrecht hat und es hohe Zeit ist!"

Hermann Isinger folgte lächelnd den Armen der kleinen Alten, die, während sie sprach, fast wie Windmühlenflügel auf und nieder gingen. Er deutete nur durch ein leichtes Achselzucken an, daß er wieder nicht ganz verstand; ebenso leicht nickte darauf die

Große und sagte über Frau Veit hinweg: „Die Tante meint, ob es für meine kleine Cousine, die Lina, nicht — gefährlich ist, daß sie so Modell steht. Und daß Sie uns das besser sagen werden als die Herren Maler, weil Sie's doch gewiß auch verstehen, aber nicht selber im Spiel sind —“

„Weil Sie halt nicht selber malen, will die Christel sagen!“ — Die Alte, indem sie so einfiel, rückte in ihrem Eifer dem Isinger hart auf den Leib und lächelte ihn herzlich an; als wollte sie Gott dafür danken, daß er kein Maler sei. Dann legte sich ihr Kautschukgesicht wieder in den wichtigsten Ernst zusammen, und sie fuhr hurtig fort: „Der Vetter aber, der sagt, es thut nichts; es haben's viele gethan, und es ist kein Unglück. Natürlich nur mit dem Kopf, weiter nicht ... Aber Euer Gnaden, wer weiß das? Und es sind auch nicht alle so wilde Hummeln wie die Lina — von wem hat sie's, von meinem Bruder nicht, Gott hab' ihn selig. Also da stehen wir am Berg wie die Ochsen — nichts für ungut, man sagt halt so — und wenden uns an Euer Gnaden, nehmen uns die Freiheit: hat er recht, oder nicht?“

„Die Tante meint den Vetter,“ ergänzte wieder die Junge; „und ob's ihr wirklich nicht schaden wird, Modell zu stehen — oder was Sie dazu sagen. ‚Nur mit dem Kopf‘ — damit meint sie (das Mädchen ward rot), daß manche ja nur ihren Kopf abmalen lassen, oder auch noch die Hand; — aber so ein dreizehnjähriges Ding — mein Gott! Und dazu die Lina ... Es wird uns sehr schwer, gnädiger Herr, wie kommen wir dazu, mit einem Herrn wie Sie über so was zu sprechen; aber weil es der Tante keine Ruhe läßt“ —

„Und die Mutter ist tot, Gott hab' sie selig,“ warf die Alte ein.

„Und weil wir uns anders nicht zu helfen wissen,“ fuhr die Junge fort, die schönen samtbraunen Augen schüchtern auf die seinen richtend, „so haben wir uns halt ein Herz gefaßt — und so ein Herr wie Sie weiß ja, wie wir's meinen!“

Isinger nickte herzlich; zugleich horchte er: denn es schien, als knarre ganz leise eine Thür — offenbar die zum Schlafzimmer. Er wagte nicht hineinzublicken, ob sie sich bewege, da er fürchtete, die beiden Frauen darauf aufmerksam zu machen. Was soll ich übrigens sagen? dachte er verlegen. Für die kleine Lina ist's

vielleicht einerlei: der wäre wohl auch anderswo keine ‚Gefahr‘ zu klein, um darin unterzugehn ... So was sagt man aber der Tante nicht; auch nicht der Cousine ...

Sich gegen seinen Schreibtisch lehnend und die Arme kreuzend entgegnete er nach diesem flüchtigen Bedenken: „Haben Sie, vor allem, Gewalt über Ihre Nichte? Haben Sie zu bestimmen?“

Frau Veit schüttelte tiefbetrübt ihren großen Kopf. „Bin ja nicht der Vormund, Euer Gnaden,“ sagte sie niedergeschlagen. „Das ist's ja. Dazu haben sie den Vetter gemacht, den Windbeutel — bloß, weil er ein Mannsbild ist! — — Nichts für ungut, das klingt so despektierlich, hab's nicht so gemeint,“ setzte sie rasch hinzu.

„Dann gilt ja, was der Vetter will?“

„Nu ja freilich, freilich. Aber weil ich ihm so zu Leib gegangen bin, hat der Vetter gesagt: frag' den Doktor Ifinger, soll ein lieber Mensch sein, ein gescheiter Mensch, hören wir, was er sagt!“

„Nun, meine Meinung will ich Ihnen wohl sagen,“ antwortete Ifinger; „aber wenn Sie besonders klug daraus werden, liebe Frau, dann will ich Sie bewundern!“ — Er hob ein wenig die Stimme, damit auch die Lauscherin im Nebenzimmer seine Meinung höre, und fuhr etwas langsamer fort: „Als Frauenzimmer Modell stehen ist eine Gefahr, gewiß; so gut wie zu See gehen, reiten, fahren, mit Soldaten spazieren gehen — wenn man Kindsmädchen ist — Sonntag abends tanzen, Montag morgens träumen. Es kommt aber bei jeder Gefahr auf den Menschen an; hier auf Lina Schellenberg. Die Lina hat, soweit ich sie kenne, mit ihren dreizehn Jahren schon ihr Köpferl für sich. Will sie durchaus ein tugendhafter Mensch werden, dann thun ihr die Maler nichts, so wenig wie die Herren Soldaten, seien Sie getrost. Will sie aber durchaus auf die ‚leichte Seiten‘, dann trifft sie's auch ohne Modellsitzen; wie all die andern herzigen Schnecken es getroffen haben, die nicht einmal wissen, was Modellsitzen heißt. Wir wollen aber doch hoffen, Frau Veit, denn schlecht ist das Mädel nicht — wir wollen hoffen, die kluge Lina folgt denen, die ihr gut sind, und setzt ihr Köpferl drauf, daß sie bei der Tugend bleibt; dann sind wir geborgen!“

„Also — da wär' weiter nichts?“ fragte die Alte kleinlaut, indem sie wie ein angeschnittener Auflauf in sich zusammensank. „Nur so abwarten, was sie thut? Sie beim Malen lassen?“

„Sie ist aus Ehrgeiz dabei. Ehrgeiz ist immer noch eine gute Sache,“ antwortete Isinger.

Die kleine Frau sah auf den Boden, sah auf ihren Berater; atmete wieder tief, und kam langsam aus sich hervor, das welke Körperchen aufrichtend. „Und da haben Euer Gnaden auch wohl recht,“ sagte sie nachdenklich; „dank schön, Euer Gnaden; — wenn man Ehrgeiz hat, ja, dann geht's. Ich war ja auch einmal jung — müssen nicht lachen, Euer Gnaden, weil ich jetzt so eine alte verhutzelte Urschel bin — und bin nur so aus einer Gefahr in die andre gepurzelt; wirklich komisch war's; damals gar nicht komisch, o mein; nur wenn man jetzt davon spricht. Aber ich hab' den Ehrgeiz gehabt — recht haben Euer Gnaden — der hat mir geholfen! — — Auch die Christel da — nichts zu sagen — ein sehr braves Mädel —“

„Jetzt hör' endlich einmal auf!“ fiel ihr die Christel ins Wort, mit ihrem Ellbogen, aber nicht unzart, gegen die Schulter der Alten stoßend.

„Nu, was wahr ist, darf man doch sagen. Euer Gnaden verzeihen in Güte, daß wir so belästigt haben — — ich soll nichts mehr sagen, schon gut, sag' auch gar nichts mehr; ganz wie Sie befehlen. Ergebenste Dienerin; wenn Sie einmal ins Salzburgsche kommen und uns beehren wollten — eine große Ehre — in Hallein, oben bei der Hauptkirche, am Friedhof, Euer Gnaden; neben dem Herrn Dechanten. Sie werden aber wohl nicht kommen; können's auch nicht verlangen, o mein; ich wollt' nur nicht unterlassen, meinen Wohnort respektvoll zu vermelden. Also nichts für ungut, und leben Euer Gnaden recht wohl!“

Sie machte ihre allerschönste Verbeugung, und da Isinger ihr die Hand gab, neigte sie sich so tief, daß es aussah, als wollte sie sie küssen. Die kleine Gestalt bewegte sich dann geschwind und fast jugendlich elastisch hinaus; etwas langsamer folgte die Große, nachdem sie mit auffallender bescheidener Anmut Abschied genommen hatte.

Isinger hatte sie bis zur Thür begleitet; er stand noch eine Weile und hörte, wie sie in gedämpftem Gespräch die Treppe hinuntergingen. Von rückwärts fühlte er sich jetzt am Rock gezupft. Er wendete sich und sah in das mutwillige Gesicht der Lina, deren Nähe er zuletzt ganz vergessen hatte. Das Mädchen, in diesem Augenblick unter seinem Rotkäppchen

überraschend hübsch, lachte leise, ohne ein Wort zu sagen. Sie schien noch zu horchen. Plötzlich lief sie ans Fenster; Jsinger ging ihr nach. Auf der Straße erschienen Frau Veit und ihre Nichte; ohne heraufzublicken, entfernten sie sich nach links, gegen die Propyläen. Lina streckte ihnen die Zunge heraus, so lang wie sie konnte.

Bei diesem Anblick fühlte Jsinger doch dasselbe Gelüst, dem vorhin im Atelier Leo Falk nicht widerstanden hatte; es zuckte ihm in der Hand. „Schämen Sie sich nicht?" sagte er grob. „Sie wollen kein Kind mehr sein? Sie sind ein unartiges, und wie mir scheint, auch sehr unverständiges Kind. Die beiden da meinen es Ihnen sehr gut; mehr als Sie's verdienen!"

Das dreiste Geschöpf lächelte nur spöttisch. „Ach," sagte sie dann mit demselben Gesicht, „ich muß Ihnen ja auch noch danken, daß Sie mir so schön Tugend gepredigt haben; ich hatt' die Thür nur so angelehnt und hab' alles gehört. Gott, wie Sie alle mich langweilen mit Ihren Sorgen um mich und mit der ewigen Tugend. Und ob es auch ‚nicht gefährlich ist, daß sie so Modell steht'; und ‚die wilde Hummel' — und wie die Christel dann so vom Petersturm herunter sagte: ‚aber so ein dreizehnjähriges Ding!' — Das ‚Ding' ist gar nicht so dumm, wird sich schon selber durchschlagen; wird die dummen Mannsleut' noch an der Nas' herumführen, und wie. Aber so, wie i ch's will! Daß ich vom Leben was hab'! Nicht wie die Philister!"

Die Worte kamen aus ihrem Kindermund zum Lachen altklug hervor; Jsinger erschrak aber fast über den Ausdruck ihres Gesichts, er schien die unheimlich „Lasterhafte" auf dem Frühlingsbild noch zu überbieten. Sie nahm diese Wirkung wahr, und durch ein eitles Lächeln verriet sie, daß sie sich daran weide. „Ich kann nun auch gehn," sagte sie langsam, die übermütigen Augen immer auf Jsinger geheftet, „die beiden Philister sind fort. Also ich dank' Ihnen schön, für die Predigt und alles. Gott, wie sind Sie lieb. Wie die Frau Tant' sagt: ‚Man muß ja Euer Gnaden nur anschauen — so ein liebes Gesicht.' So ein liebes Gesicht!"

Sie lachte kurz und hell auf, nicht laut, und mit einer überraschend dreisten Bewegung schlug sie ihm mit der rechten Hand, wie liebkosend, hinten auf die Rockschöße. Dann lief sie davon, und eh' er sich faßte, war sie schon verschwunden.

VII.

Im Garten des „englischen Kaffeehauses" wurden bereits die Lampen angezündet, als Isinger endlich kam; die Maler saßen seit mehreren Stunden in einem der äußersten Winkel, am Platz, sie suchten sich durch den stärkeren Luftzug, der hier vorüberstrich, zu erfrischen. Es hatten sich noch ein paar Gäste zu ihnen gesellt, die auch Isinger kannte; Doktor Schwalbe, ein junger Arzt, der sich als Kunst- und Bierfreund gern mit den „Zigeunern" herumtrieb, und ein Schriftsteller von mittleren Jahren, Uebersetzer, Feuilletonist, vor allem Kunstkritiker; Brenzel war sein Name. Während Schwalbe ein harmloses, bärtiges, leise gerötetes, allgemeines Gesicht hatte, das man sogleich wieder vergaß, fiel Brenzel durch eine nicht uninteressante Häßlichkeit auf; ein knochig mageres, erdfahl blasses Antlitz mit hoher, eckiger Stirn, nur noch schwach behaart, und vollkommen bartlos; die Nase charakterlos, aber die Lippen schmal, lang, fast bläulich, von scharfen Falten umgeben, über einem fliehenden Kinn. Er sah nicht wohlwollend aus, und für Isinger war es heute, wie immer, ein unfrohes, beinahe widerwärtiges Gefühl, diese „verpfuschte Maske", wie er sie nannte, zu sehen. Auch die Augen der Maler hatten ihn nicht gern, Franz Erhart bekam zuweilen sogar Anfälle von nervösem Ekel, wie andre vor gesottenen Krebsen; es war aber ein Zustand stillschweigender Duldung eingetreten, die mit Furcht gemischt war, da Brenzel mit Vorliebe über die bildenden Künste schrieb und jede Woche wenigstens einmal zu „beißen", und von Zeit zu Zeit zu „vernichten" liebte.

In der Nähe der Maler begann sich der Garten schon zu leeren; vom Musikzelt her erklang aber noch Musik. Brenzel, dadurch nicht beirrt, führte, als Isinger kam, das Wort; seine Stimme, die herb und scharf war wie sein Gesicht, übertönte alle andern Geräusche und bewies eben, nicht ohne Scharfsinn und Beredsamkeit, daß die Deutschen schon wieder einen Anlauf nähmen, ihr bißchen Kunst durch Wahrheitssimpelei zu Grunde zu richten, wie sie vor Zeiten schon einmal gethan hätten; daß man unsern guten Landsleuten nur immer wieder predigen müsse: Schönheit, Schönheit, Schönheit! — Leo Falk, dessen Augen sachte vor sich hinglühten, nickte stumm dazu; Nämlich und Kircher lächelten siegreich, als kämen nun ihre „schönheitsfreudigen" Schöpfungen zu

Ehren; nur Erhart, durch dieses Lächeln gereizt und wohl auch durch sein körperliches Mißbehagen an Brenzel aufgestachelt, schien sich zu einer Gegenrede zu rüsten. Ifinger faßte ihn aber am Aermel; „bitte, auf ein Wort!“ sagte er leise. Er setzte sich auf einen leeren Stuhl, der neben Erhart an der Tischecke stand, und fuhr flüsternd fort: „Sie sind mir noch eine Aufklärung schuldig. ‚Porzelläne‘ sagten Sie vorhin. Warum nennen Sie Kirchers Schwester ‚Porzelläne‘?“

„Nun, so sagen wir alle,“ erwiderte Erhart leise, während Brenzel weiter redete. „Sie heißt eigentlich Milli, oder noch eigentlicher Emilie; aber da sie wie mehrere von uns die Dummheit begangen hat, arm auf die Welt zu kommen, und ihr Bruder den Tizian und Van Dyk ganz umsonst ins Kircherische übersetzt, man kauft sie ihm doch nicht ab, — so steht das Mädel in einem Porzellangeschäft hinter dem Ladentisch und verkauft Kaffeetassen. Darum sagen wir: ‚die Porzelläne‘. So ein hübsches Mädel und keinen Mann und kein Geld, es ist eine Schande. Da bringt Ihnen aber der Kellner Ihr Bier. Mir auch eins. Doktor, Ihre Blume!“

Hermann Ifinger trank, er löschte seinen Durst wie ein Tulpenstengel, ohne es zu wissen. Es hatte sich ihm ein klägliches Gefühl auf die Brust gelegt; „arme Porzelläne!“ dachte er, fast mit einem Gewissensdruck, wie wenn er selbst daran schuld wäre, daß Milli Kircher kein Geld hatte. „Nu, was schneiden Sie für ein Gesicht!“ sagte Erhart, den der milde Abend und das kühle Bier in die volle Freiheit gesunden Behagens versetzt hatten. „Sehen Sie, Brenzel hört auf zu reden. Kein Unglück dauert ewig. Ich wollte ihm eigentlich widersprechen, weil ich ihn nicht ausstehen kann; aber er hat ja recht . . . Was erzählen mir übrigens die andern von dem unnatürlichen Glanz, der sich über Ihre äußere Erscheinung verbreitet hat? Ich hab' Ihnen noch gar nicht zu ‚Ihrem hohen Rock, Ihrer edlen Gestalt‘ gratuliert, die der große Schneider Van Hees auf so menschenfreundliche, aber mir gänzlich unbegreifliche Weise hervorgebracht haben soll —“

„Was für einen Rock?“

„Einen Reiserock; die andern haben Sie gestern oder vorgestern darin bewundert. Bitte, schonen Sie ihn, damit ich auch einmal das Glück hab', Sie in so verklärter Gestalt zu sehn; das thut Gott nicht zweimal!“

„Ich freue mich, Sie so heiter zu sehn," erwiderte Isinger.

„Ja, ich bin heiter, weiß Gott. Ich ertrage sogar Brenzel ..."

Auf einmal wandte Erhart sich mit dem ganzen Körper dem Verhaßten zu, dessen „garstigen" Anblick er sonst zu vermeiden suchte, und erklärte ihm seine Zustimmung, aber wie mit Brenzels Stimme: er ahmte seine hohen und scharfen Töne, den leise mitklingenden Nasenlaut, gelegentliche gurgelnde Geräusche, den ganzen Vortrag und Tonfall so überraschend vollkommen nach, daß man Brenzel zu hören meinte. Alle lächelten verstohlen, Isinger war erschrocken; nur Brenzel, der zwar zuerst etwas verwundert aufhorchte, erkannte das Urbild nicht. Er sah den Maler arglos an, er schien anzunehmen, daß dieser einen seiner „verrückten Humore" loslasse, indem er so vernünftige Sachen mit so krächzender Stimme spreche. Eine Handbewegung über den Tisch machend, wie wenn er Erharts Zustimmung als schuldiges Honorar einstriche, setzte er dann mit derselben krächzenden Stimme hinzu: „Nun, natürlich und gewiß hab' ich recht!"

Das übermannte Isinger, und er lachte auf. Doch schnell wieder gefaßt blickte er in sein Glas, um den erstaunten Augen Brenzels auszuweichen, setzte an und that einen langen Zug. Erst als er den Kritiker wieder ruhig reden hörte, legte er seinen Kopf hinter Erharts Schulter und flüsterte ihm zu: „Ich kannte Sie bisher nur als sehr begabten Nachahmer von Vogelstimmen; jetzt merk' ich, daß Sie auch den Menschen gefährlich sind!"

„Finden Sie?" sagte Erhart und sah ihn mutwillig an. Im nächsten Augenblick stand er auf, versank in die nachlässige, etwas vorgeneigte Haltung Isingers, ließ seine Arme baumeln, rückte an einer gedachten Brille, ganz wie Isinger, und begann mit der drolligsten Geschwindigkeit zu sprechen. Es war eine Erwiderung auf Brenzels Rede, aus Sinn und Unsinn verwirrend gemischt; sogar spanische und italienische Wörter purzelten in diesen Strudel hinein, in dem sie nach einer Weile von neuem auftauchten; das Ganze aber klang wie von Isinger gesprochen, rastlos, farblos, reizlos, und von Isingerschen Bewegungen in übertriebener Eckigkeit begleitet. Man erkannte sofort, wem es galt; es währte nicht lange, so brach man rund um den Tisch in schallendes Gelächter aus. Erhart ließ sich nicht stören, er sprach fließend weiter. Er steigerte sich noch, er ward wirklich zum Isinger. Nur verschwand aus seiner Rede der Sinn, und der Unsinn siegte. Sich bald nach

rechts, bald nach links wendend, als unterbreche man ihn, redete er jeden Einwand nieder, ohne daß ihm einer gemacht ward, widerlegte alle in Grund und Boden hinein, und verlor sich endlich in einem Chaos von ausländischen Worten und Versen, das kein menschlicher Verstand mehr entwirren konnte.

Brenzel hatte ebenso schnell wie die andern begriffen, wer hier nachgeahmt ward; er überließ sich seiner wachsenden Heiterkeit mit kräftigstem Behagen, er lachte so, daß ihm die Thränen über die Backen liefen.

Um so befangener saß Isinger da; er war stark errötet, er fühlte das, es wurmte ihn. Es wurmte ihn aber auch, daß da ein zweiter Isinger so entsetzlich ähnlich — er erkannte sich — so unerfreulich, so lächerlich sprach; daß sie alle lachten, daß auch Brenzel lachte. Wie sich der seinen beginnenden Bauch hält, dachte er gereizt. Wie seine Maske grinst! Mich hat er erkannt; sich nicht ... Also das bin ich; eine so lächerliche Figur spiel' ich in der Welt. Und mit welchem Behagen mich dieser Erhart brandmarkt ... So mir ins Gesicht, als wollt' er mich verhöhnen; so infam begabt; und mit dieser Frechheit ...

Erhart endete, sah mit einem unwiderstehlich echten Isingerschen Blick umher, hob und senkte den Kopf wie er, nahm dann die gedachte Brille ab und putzte sie bedächtig. Ein neues, herzliches Gelächter ging um den Tisch.

Durch Isinger zuckte es. Sein Stuhl blieb leer unter ihm zurück, er war im Begriff, sich völlig zu erheben und davonzugehen. Plötzlich erschrak er über sich selbst; eine heiße Röte übergoß ihn. Er sank auf den Stuhl zurück. Indem seine raschen Gedanken durcheinander blitzten, fuhr ihm durch den Kopf: Pfui, die alte Geschichte! Empfindlich! Schon als Junge ein so empfindlicher Bengel ... Aber wenn da so ein niederträchtiges zweites Ich sich hinstellt ... Was fängt man da an? So ein zweites Ich — das kann man nur hassen — oder lieben. Nu — dann lieber lieben! Wenn er es schlecht meint, dann in Gottes Namen könnt' man ihn ja hassen; aber wenn's ein guter Kerl thut — nur so aus Talent — dann ihn tapfer lieben! das hilft! — Er kann ja was. Ein ganzer Kerl, dieser Erhart. Gram war ich ihm noch nie ...

Er sah sein „zweites Ich“ von der Seite an. Eine gutgebaute, kraftvolle, männliche Gestalt; ein hochgewölbter Kopf (Platz für

Gedanken! dachte Isinger), eine leuchtende, breite Stirn unter dunkelblondem Haar, feurig blaue Augen. Unter dem etwas schwachen Bart feine, geistreich sinnliche Lippen; aber nichts Kleines, Gemeines ... Der Kopf wandte sich jetzt zu Isinger, als fühlte er sich beobachtet, und diese durch und durch dringenden Maleraugen lächelten gutmütig schalkhaft, da sie auf des Doktors blaßgelbem Gesicht die letzte vergehende Röte bemerkten. „Fühlen Sie sich getroffen?" fragte er mit seiner eigenen, angenehmen Stimme.

„Tödlich," antwortete Isinger, der auf einmal behaglich und gelassen lächeln konnte.

„Das thut nichts; ein Mann wie Sie, dem kann nichts geschehn. Einen Hochachtungsschluck, Doktor. Also ich kann es? Wie?"

„Vollendet," erwiderte Isinger, und nickte ihm zu. Lieben! dachte er dann. Mit dem mach' ich noch Brüderschaft ... Daß der Kerl so viel Humor hat, ist doch nur zum Lieben. Wenn ich eine lächerliche Erscheinung bin, ist das seine Schuld? — Dabei verhungert er lieber, als daß er nach dem Geschmack der Leute malte und nicht nach seinem Ideal. Ein famoser Kerl ...

Wie um den letzten trüben Rest von sich auszustoßen, hob er seinen Arm und schlug dem „zweiten Ich" sanft auf die linke Schulter. „Prost!" sagte er, da ihm gerade nichts andres einfiel. Erhart lächelte ihn an und nickte.

„Er spielt Sie wunderbar, Herr Doktor! zum Wälzen!" rief der vergnügte Brenzel über den Tisch herüber. Isinger durchzuckte es wieder; aber er hielt es aus. „Die Porzelläne!" hörte er plötzlich eine Stimme sagen; es war Leo Falk, der bis dahin die andern hatte reden lassen. Seine glimmenden Augen gingen nach links, zum Maximiliansplatz. Isinger, fast erschrocken, schaute ebendorthin. Auf dem Fußweg, der am „englischen Kaffeehaus" entlang führte, standen zwei junge Frauenzimmer; die eine sah herüber.

„Die Porzelläne!" wiederholte Erhart und sprang auf. Er zog seinen Hut ab und grüßte mit der Hand. „Nun, so kommen Sie doch herein, Milli!" rief er. „Trinken Sie ein Glas!"

Die Angerufene zögerte noch; dann nickte sie der andern einen Abschiedsgruß und trat langsam in den Garten ein. „Guten Abend," sagte sie, als sie näher kam; „ich wollte eigentlich nicht; wollte meinen Bruder nur abholen, ihm zuwinken. Er hatte wieder so viel Kopfweh und soll beizeiten ins Bett."

„Gut, das soll er auch," erwiderte Erhart, der ihr entgegen gegangen war und sie an der Hand zum Tisch führte; „aber einen Tropfen werden Sie doch trinken. Nach dem langen Frondienst!"

Also das ist sie, da steht sie, dachte Isinger. Unwillkürlich zuckte er mit den Schultern, denn er war enttäuscht; nach dem Schürzenbild hatte er sie sich schöner, blendender gedacht. Sie wirkte nicht so „plötzlich" wie dort; die Farben waren schlichter, ihr einfaches braunes Kleid so gewöhnlich, unter dem modernen dunklen Strohhut erschien ihm das feine Gesicht etwas klein, auch etwas blaß. Nur ihre Stimme hatte ihn wunderbar getroffen; sie kam so sanft und weich heran, es wiederholte sich eine rätselhafte Wirkung, die er schon zuweilen, wohl in besonders empfänglichen Stunden, von Menschenstimmen verspürt hatte: ein leiser und süß fröstelnder Schauder rieselte ihm über die Haut. Er hatte sich übrigens schon zweimal gegen sie verneigt; nun erst bemerkte sie ihn.

„Ah ja!" sagte Erhart, „den kennen Sie ja noch nicht. Die andern sind Ihnen bekannt; das ist Doktor Isinger, zuweilen genannt ‚Hermann der Cherusker' — weil er Hermann heißt. Für diesen gelehrten Herrn müssen Sie sich interessieren, Milli: denn er hält Sie für grausam schön. Ihr mißlungenes Konterfei, das Falk nicht fertig gestrichen hat, das hat er dem Koller für eine märchenhafte Summe abgekauft und will nun täglich sein Morgengebet davor verrichten. Auf Ehre! — heute nachmittag!"

Das Rosenrot, das Isinger soeben auf ihren Wangen vermißt hatte, konnte er nun sehen: es stieg langsam und reizend auf und schien auch ihre Lippen voller, blumiger zu färben. Mit einer fast kindlichen verlegenen Freude blickte sie ihn an und schob die aufgesprungene Unterlippe leise hin und her. „Haben Sie das wirklich gekauft?" fragte sie dann, sich offenbar sehr zusammennehmend. „Ist das wahr?"

„Durchaus wahr und beglaubigt," antwortete Isinger. Er hörte mit Verdruß, wie klanglos nach ihrer einschmeichelnden süßen Stimme sein grauer Baß hervorkam.

„Aber mein Gott — warum?"

„Vielleicht aus den von Herrn Erhart angegebenen Gründen," erwiderte Isinger, der, weil er so ungern diesen Baß nochmals sprechen hörte, halbverwirrt das erste Beste hervorstieß. Ihr

schien es aber nicht zu mißfallen; sie lächelten beide, und beide erröteten. Er sah sie dann eine Weile schweigend an und zog unbewußt mit dem Zeigefinger, in der Luft, den wunderbaren langen Bogen ihrer Braue nach, der sich erst an der Schläfe wie ein Hauch verspielte.

„Jetzt setzen Sie sich und trinken Sie,“ sagte Leo Falk zur „Porzelläne“, die noch immer stand. „Wollen Sie meine Blume?“ Mit einer fast zarten, ritterlichen Gebärde schob er ihr sein neu gefülltes Glas hinüber; sie nahm es auch, dankte und trank. Wie reizend sie das Seidel küßt, dachte Jsinger. Darauf setzte sie sich, spitzte aber plötzlich ihre sanften Lippen zu einem Schmollen und sagte in einem drolligen Klageton, zu Falk gewendet: „Das ist aber schön von Ihnen! Koller verkauft mein Bild; dem haben Sie's also geschenkt. Mir wollten Sie's nicht geben —“

„Weil es nichts wert war,“ warf Leo ein.

„Was soll dann Koller damit?“

„Das fragen Sie?“ rief Erhart komisch verwundert aus. „Der hat es —“

Leo ließ ihn aber nicht ausreden: „Holde Porzelläne, nur gut sein!“ rief er so laut und kräftig dazwischen, wie man ihn selten hörte. „Dieser verunglückte Farbenscherz ist ja jetzt in den besten Händen; Ihnen mal' ich was Neues, was Gutes, so gut, wie ich's kann. Kommen Sie, wann Sie wollen, für Sie bin ich immer da. Gut soll's werden, wahrhaftig!“

„Das ist ein Wort,“ sagte sie wieder vergnügt. „Ich dank' Ihnen. — Ach,“ seufzte sie gleich darauf, „ich kann ja nur Sonntags — oder am Abend, beim Gaslicht. Ich bin eine ‚europäische Sklavin‘, wie Sie wissen. — Und Ihr neues Bild, der ‚Frühling‘? Wird der morgen fertig?“

„Morgen wohl noch nicht. Warum?“

„Weil übermorgen Sonntag ist: da könnt' ich in den Kunstverein gehen und das Bild dort anschauen.“

„Was wollen Sie im Kunstverein?“ fragte Leo Falk. „Sie können ja meine Bilder bei mir sehn.“

„Das ist nicht das Gleiche,“ sagte sie mit einem reizenden, fast geistreichen Lächeln. „Im Kunstverein werd' ich stolz sein auf Sie: da hör' ich, was die andern sagen, und sehe, was sie für Gesichter dazu machen. Ich steh' dann so wie verloren da, stell' mich wie ein Trottel, dreh' mich auf dem Absatz, schau' auf die

Decke oder auf meine Stiefel — seh' und hör' aber alles. Und dann brüst' ich mich — als wär' ich selber berühmt!"

„Haben Sie mich so gern?" fragte Leo lächelnd.

Sie ward wieder rosenfarb; Ifinger sah es und fühlte einen Stich. „Ich bin halt stolz auf Sie," antwortete die Porzelläne; „auf den großen Mann — der zwar oft gar nicht lieb ist. So auch jetzt wieder nicht: malt das neue Bild nicht fertig.—"

Sie unterbrach sich selbst, da Leo ihre auf den Tisch gelegte Hand in seiner stummen Weise ergriff. Verwundert fragend blickte sie auf die Hände, dann auf sein Gesicht. Indessen er, völlig unbeirrt, ließ seine Finger mehrmals an den ihren entlang gleiten, als gehörten sie niemand, als hätte er sie auf der Straße gefunden; dann lächelte er das Mädchen an. „Morgen früh mal' ich's fertig," sagte er endlich, mit einem zärtlichen Blick.

„Ihren ‚Frühling'?"

„Ja. Für Sie. Um fünf steh', ich auf; um zehn bin ich fertig. Abends wird's gefirnißt. Am Sonntag sollen Sie's im Kunstverein sehn."

Die Porzelläne hüpfte beinahe auf ihrem Stuhl, so einen Ruck gab ihr die plötzliche Freude. „Das wollten Sie für mich thun?" fragte sie.

„Nu ja doch."

„Ohne Ihr Modell?"

„Ich hab's jetzt im Kopf. Was ich will, das weiß ich. — Sonst behauptet ja die Porzelläne, ich bin ‚gar nicht lieb'!"

„Für mich armes Mädel? Ein so großer Künstler?"

„Dummes Zeug; schwefeln Sie doch nicht. Ich will ja erst einer werden. Also abgemacht!"

Er griff noch einmal nach ihrer Hand und strich mit seinen gebräunten Fingern an ihren blühweißen hin. Sie strahlte ihn dankbar an; auf ihrem runden Gesicht lag nun all das Weiche, Schmelzende, Gute, das Ifinger vorhin von ihrem Konterfei abgelesen hatte. Er sah es auch jetzt, aber mit weniger Freude; dieser Glückliche! dachte er. Auf den ist sie stolz. Der nennt sie „Porzelläne". Er kann für sie malen, und das macht sie selig. Was kann Hermann Ifinger?

Auf einmal stand das Mädchen auf, und wischte sich geschwind mit dem Handrücken etwas vom Auge fort. „Mit dieser

Freude sollten wir gehn," sagte sie, etwas nervös heiter. „Komm, Bruder Anton. Komm!"

„Muß das Kind schon zu Bett?" fragte Erhart.

„Ja, es muß zu Bett," erwiderte sie. „Diese dummen Kopfschmerzen kommen immer wieder; und sie regen ihn so auf, er wird so verstimmt, so — tragisch. Geh, Anton! Komm!"

„Quälgeist," erwiderte Kircher, der seinen Stuhl mit dem rechten Arm behaglich und in malerischer Stellung umschlungen hatte. „Es sitzt sich hier so schauderhaft gut. Bis zum ersten Hahnenschrei sollten wir noch warten!"

„Du Meineidiger!" gab sie ihm zurück. „Hast du nicht geschworen?" — Er antwortete nicht, suchte nur zu lächeln. Plötzlich saß sie neben ihm auf dem Stuhl, nahm sanft seinen Arm von der Lehne fort und drückte ihre Stirn gegen seinen langbehaarten Kopf.

Es waren erstaunlich unähnliche Geschwister; an ihm alles knochig und kantig, was an ihr fein und rund war; ihr herrliches blondes Haar mischte seine sonnigen Locken mit den dunklen Strähnen des Bruders, wie wenn verschiedene Rassen sich mischten. Mit einem rührend schwesterlichen Ausdruck suchten aber ihre Augen die seinen. Sie flüsterte an seinem Ohr, wohl minutenlang. Sein Gesicht ward immer weicher, widerstandsloser, während sie so zu ihm sprach. Endlich drückte er ihr flüchtig, fast verschämt die Hand und stand langsam auf. Mit einem Lächeln humoristischer Verzweiflung sagte er über den Tisch hinüber: „Der Zuchthäusler muß gehorchen. Wenn man in der Dummheit was geschworen hat und dann von der weiblichen Schlauheit beim Wort genommen wird, das ist furchtbar traurig. Ich geh' also in die Baba. Meine Herren Nichtgeschworenen, gute Nacht!"

Mit seinen Scherzen glückte es ihm nicht recht, sie kamen erzwungen und gemacht heraus; in den dunklen Augen, die unter geröteten Lidern wie unter schweren Deckeln hervorblickten, dämmerte eine mühsam verhehlte Melancholie. Er trank aus und zahlte; die Porzelläne schob ihn sacht vom Tische fort. „Allerseits gute Nacht!" sagte sie mit ihrem weichen, zutraulichen Lächeln. Ihnen dank' ich noch einmal, Leo, von Herzen; — aber Sie halten nicht Wort!"

„Das werden Sie ja sehen," erwiderte Leo trocken.

Sie schwieg und nahm ihres Bruders Arm. Er war nicht

viel größer als sie; ihre schöne, offenbar zur Fülle neigende, aber noch schlanke Gestalt erschien neben ihm bedeutender, als sie war.

„Na, und Sie?" sagte sie, sich plötzlich noch zu Jsinger wendend. „Soll ich Ihnen auch danken?"

„Wofür?" sagte er, fast verlegen.

„Nun — weil Sie das Bild — —"

Sie lächelte und brach ab. Offenbar errötete sie leicht, denn ihre Wangen färbten sich wieder. Als sie im Gehen an Erhart vorbeikam und ihn spitzbübisch leise ihr ins Gesicht lachen sah, gab sie ihm einen Schlag auf die Schulter. Er krümmte sich, als hätte sie ihm grausam weh gethan. Durch die Lichtscheine der Laternen und die Schatten der Nacht hindurch entfernten sich die Geschwister, indem die Porzelläne mit Kircher gleiche Schritte machte.

Erhart, nachdem er ihnen eine Weile nachgesehn, stand auf. „Wollen Sie schon gehn?" fragte Jsinger, der wie aus einem Traume erwachte.

„Ja — mir ist heute so. Ich will zu Hause noch lesen, eh' ich schlafen gehe. Warum greifen Sie zu Ihrem Hut? Wollen Sie auch schon mit?"

„Zu dienen," antwortete Jsinger, der es auf einmal in dieser Gesellschaft nicht mehr aushielt. Brenzel war nach seinem Gefühl noch häßlicher geworden. Die Bäume des Gartens standen ihm zu eng, zu nah. „Ich muß mich noch bewegen!" murmelte er. „Also zahlen, Kellner!" — Die Worte der Porzelläne wiederholend, ohne es zu wollen, setzte er, gleichfalls lächeld, hinzu: „Allerseits gute Nacht!"

Es ward ihm etwas leichter um die Brust, als er draußen war. Ein gelindes, aber doch erfrischendes Wehen empfing sie; Erhart ging neben ihm her. Am Himmel waren Sterne, aber von schwachem Licht; ein feiner Dunst lag wie eine Lasur auf dem gedämpften Blau. Schwärzlich ragten die Häuser hinein; sie schienen Jsinger alle zu hoch, zu anmaßend, sie hätten auf irgend eine Weise sich entfernen sollen, um die Welt offen und frei und für ihn oder für seine Gefühle Platz zu machen. Er nahm seinen Hut ab und schwenkte ihn langsam in der rechten Hand hin und her. Eine Zeit lang wartete er, ob Erhart nicht anfangen werde, von der Porzelläne zu sprechen; der Maler ging aber schweigend in die Max-Joseph-Straße hinein, auf den Karo-

linenplatz zu, und begann nur eine unbedeutende Melodie vor sich hin zu summen.

„Ich hatte sie mir nach dem Bild wirksamer vorgestellt,“ nahm Ifinger endlich selber das Wort.

„Die Porzelläne?“ fragte Erhart, der zu summen aufhörte. „Das begreif' ich, Doktor. Was Leo Falk in die Hand nimmt, das kriegt so ein gewisses Bum Bum; geben Sie ihm ein Volkslied, er macht ein großes Orchesterstück daraus. Einfach Porträt malen, der Natur einen Menschen aus den Zähnen reißen und auf die Leinwand nageln, das ist seine Sache nicht. Aber sehen Sie, die Porzelläne — in Wirklichkeit ist sie doch viel interessanter, als er sie gemalt hat. Finden Sie das nicht?“

„O ja — doch wohl auch!“ erwiderte Ifinger möglichst gleichmütig; es ging ihm aber ein sonderbar wohliges, streichelndes Gefühl über die Brust.

„Dabei ist sie ein guter Kerl. Das kann er nicht malen. Er phantasiert auf seiner Geige wie ein Virtuos, er macht ein verrückt reizendes Märchen aus der Welt, der kleine Kerl hantiert wie ein Zauberer, wie ein Hexenmeister; alle Achtung! Das ist mal einer. Aber daß in so 'nem hübschen Mädel auch ein Mensch, ein Charakter steckt, das kommt nicht an ihn. Haben Sie nicht gesehn, wie die Porzelläne mit dem Bruder ist? Sie hat's schwer mit ihm, das können Sie mir glauben. Er sollte sie ernähren — was? So eine einzige Schwester; ohne Eltern ... Aber das kann er nicht. Sein Talent ist verkrüppelt; weil ihm nichts Eigenes einfällt, schleppt er sich Photographien nach den alten Meistern zusammen, stiehlt ihnen die Motive weg, malt sie ein bißchen um, zwei, drei nebeneinander, in so 'ner verfluchten weichen, seifigen Schmiermanier; dann setzt er sich davor und bildet sich ein, er hat da ein Bild gemacht. Sonst ein guter Kerl; liest viel, denkt, macht Verse, schreibt Aufsätze über das Schöne und die ‚große Kunst‘; wenn man ihn so anhört, denkt man: der kann's! Wär' er nicht so dumm, zu malen, so glaubte vielleicht alle Welt, 's ist ein großer Maler; — dann stellt er aber seine Bilder aus, und die Leute sehen: er kann's nicht!“

Ifinger mußte lächeln; er fühlte aber einen schmerzhaften Druck dabei, wegen der Porzelläne. „Nun, und — sie?“ fragte er.

„Die Schwester? — Das arme Ding; sie hat viel gelernt, ist nicht dumm, hat so einen gewissen Blick, was gut ist, horcht

uns allerlei ab — kurz, sie ahnt ungefähr, wie es mit ihm steht. Seine Bilder bleiben unverkauft, er verbittert sich, hadert mit Gott und der Welt, wird ‚tragisch‘, wie sie sagt, legt dem guten Mädel all seinen Grimm und Gram auf die runden Schultern; — seine ‚Kopfschmerzen‘, die kommen ja nur von den Weltschmerzen her, und daß er gern zu viel trinkt, um sie zu ersäufen. Da kämpft sie denn nun mit ihm, wie ein Heldenweib, so weich und zart wie sie ist; wickelt ihn in ihre Gutheit ein wie in einen Mantel, nimmt ihm Schwüre ab, tröstet an ihm herum ... Ich sag' Ihnen, die ist nicht schlecht! Die könnte mit ihrem niedlichen Verstand und ihrem feinen Gestell einen Mann tüchtig glücklich machen; aber sie denkt nicht an sich, denkt an keinen Mann, lebt mit diesem tragischen Bruder wie ein Nönnchen, das sich zum Engel ausbildet!"

„Hm!" murmelte Isinger. Ihm fiel bei diesem zuversichtlichen „denkt an keinen Mann" die gerührte Freude des Mädchens ein, als Leo Falk ihr jenes ritterliche Versprechen gegeben hatte. Etwas unsicher fragte er, auf dem Karolinenplatz stehen bleibend: „Wissen Sie das so gewiß? Sollte nicht ein gewisser Leo Falk — —?"

„Der Porzelläne gefährlich sein? — Ach nein; ich glaub's nicht. Sie schwärmt für ihn, ja — das heißt, für sein Talent; sie ist, sozusagen, eitel auf ihn; — und allerdings, die berühmten Männer, die thun es ihr an, aus reiner Begeisterung könnte sie einmal schwach werden, glaub' ich ... Aber mir scheint, der Falk, der taugt dazu nicht. Der zupft nur so an den Mädeln herum, um sie malerisch herauszuputzen; schaut sie an und übersetzt sie ins Falksche, weiter will er nichts. Und dann — dieses Mädel — die hat so ein weiches Stimmchen und so süße Lippen, aber auch ihren eigenen Kopf!"

„Hätten Sie etwa selbst —?" fragte Isinger.

„Nun ja — warum soll ich's nicht sagen — der Porzelläne macht's ja keine Schande, ganz im Gegenteil. Ich vernarr' mich nicht leicht, meine Augen sind sehr empfindlich; mehr als zum Beispiel die Ihren, Doktor. So einem Gelehrten kommt's ja mehr auf die Seele an; was liegt euch Platonikern an einer Stülpnase, oder unküßlichen Lippen; ich bin menschlicher gebildet, Doktor ... Aber also die Porzelläne — die wurde mir plötzlich zu hübsch, so vor einem Jahr, und ich vergaloppierte mich. Da-

mals hatt' ich das Modellieren gekriegt, wenn Sie sich erinnern; es schien mir der größte Spaß, so ein schönes Stück Natur rund herauszukneten; — dem Mädel imponierte das, abends saß sie mir. Indem ich an dem reizenden Kopf herumbossele, wird mir nach und nach sonderbar; also kurz, verliebt! — Ans Heiraten denk' ich nicht, überhaupt nicht, dazu fehlt mir alles; mir wuchs aber das Ding über den Kopf, und da sie so lieb, so gut zu mir war — — nu, Sie wissen schon. Da hab' ich dann Respekt gekriegt vor der Porzelläne! Obwohl sie mich auch überschätzt, wie den Leo, und obwohl sie zigeunerisches Blut und einen rührenden Hang hat, aus Bewunderung zärtlich oder — großmütig zu werden, gab sie mir doch keinen Finger zu viel; machte mich auch nicht klein, that nicht groß, führte mich so lieb und zart aus dem Labyrinth wieder heraus — und als ich draußen stand, waren wir wie zuvor gute Kameraden. Und das sind wir noch heut'. ‚Ein guter Kamerad‘ — das ist ihre Stärke!“

Sie hatten die Propyläen durchschritten und näherten sich Isingers Hause; Erhart bemerkte das, blieb stehen, sah einige Augenblicke wie beobachtend umher — nach der Art von Menschen, die hauptsächlich mit den Augen leben — ging dann wieder weiter. „Sie müssen das Mädel näher kennen lernen,“ fuhr er langsamer fort; „sonderbar genug, daß Sie sie bisher nie bei uns gesehen hatten. Die Arme ist eben angehängt; den ganzen Tag im Geschäft — abends arbeitet sie meist für sich. Ihr Porzellantempel ist in Ihrer Straße, aber da unten, gegenüber dem Wittelsbacher Platz. Vielleicht kann sie morgen abend mit uns zum Bier gehen; ich schick' Ihnen dann Botschaft. Oder liegt Ihnen nichts daran? Haben Sie an Ihrer gemalten Porzelläne genug?“

„O nein,“ sagte Isinger lächelnd. „Ich möchte dieses merkwürdige Mädchen gern — —“

„Nu, besonders merkwürdig ist sie weiter nicht; aber ein lieber Kerl. Da sind wir vor Ihrem Haus. Gute Nacht. Sie haben aber wunderbar geduldig zugehört, Doktor; so hab' ich Sie noch nie schweigen hören, wie heut'! — — Also, daß ich Sie heute abend gespielt hab', darum keine Feindschaft?“

Isinger zögerte mit der Antwort einen Augenblick. Er hätte dem Maler gern gestanden, daß er eine Weile empfindlich und klein gewesen; aber so unter dem Sternenhimmel und vor diesen

klaren Augen schämte er sich. „Ihnen könnt' ich überhaupt nicht gram sein," erwiderte er kurz. „Ich schätze Sie auffallend hoch. Ich — — ich liebe Sie."

„Das ist hübsch von Ihnen. Merkwürdigerweise geht es mir mit Ihnen ungefähr ebenso; Sie sind ein so lächerlich unverdorbener Mensch . . . Und so gar nicht weltklug. Kurz, Sie gehören zu den wenigen Menschen, vor denen ich Respekt habe. Also, wenn es Ihnen recht ist, lieben wir uns weiter. Schlafen Sie gesund!"

VIII.

Erharts letzter Wunsch wurde nicht erfüllt: nach einer ziemlich schlummerlosen Nacht versank Hermann Ifinger erst gegen Morgen in einen unruhigen traumreichen Schlaf. Aus diesem erwachend fühlte er sich wenig erquickt, obwohl sein Fenster offen gestanden hatte; aber er lächelte, als wäre ihm was Gutes geschehen, eine grundlose, jugendliche Heiterkeit durchsonnte ihn. Er lag noch eine Weile so da, die Hände hinter dem Kopf verschränkt; sein einziges Mißgefühl war, daß Erhart — „hochmütig, wie die Künstler sind" — ihn für einen unsinnlichen Gelehrten ausgegeben hatte. „Was liegt euch Platonikern an einer Stülpnase oder unküßlichen Lippen" . . . Diese Worte kamen ihm immer wie ein Kehrreim wieder; sie erhitzten ihn, sie brachten, wie durch die Wirkung des Widerspruchs, das Bild der Porzelläne mit, ihre zierliche Nase, ihre verlockenden Lippen. Er stritt in Gedanken mit Erhart, widerlegte ihn; mußte dann wieder lächeln über seinen Eifer — und fühlte, wie seine verliebte Empfindung für das Mädchen wuchs. „Ach," dachte er, „einmal ganz aus dem Vollen leben; keine Bedenken, keine Vorsicht und Rücksicht mehr — auch darin meinen Lehrmeistern, den Künstlern, gleich — dem Reiz der Schönheit sich hingeben; die Schönheit ist Sonnenschein!" — Die nur angelehnte Thür des Arbeitszimmers ward leise vom Wind bewegt; plötzlich durchfuhr ihn die Vorstellung, die Porzelläne sei an seiner Thür, sie werde nun eintreten, als seine junge Frau . . . „Ich bin schon halb närrisch," dachte er; wiederholte es laut, schüttelte den heißen Kopf und sprang aus dem Bett.

„Einmal ganz aus dem Vollen leben," summte er vor sich hin, während er sich anzog; halb unbewußt hatte er die Worte in eine italienische Melodie hineingelegt und freute sich wie ein

Kind, wenn von Zeit zu Zeit, ohne sein Zuthun, beides wiederkam. „Die Schönheit ist Sonnenschein" gesellte sich dazu, mischte sich mit hinein; seine Stimme ward lauter, ihm war, als gehe er am Capo di Sorrento, über dem Meer, mit der Porzelläne spazieren. Er kleidete sich immer sorgfältig, aus ästhetischem Gefühl; heut' war er doch noch aufmerksamer als sonst. Draußen lockte der Morgensonnenschein, der schräg über der Straße lag; einzelne Wolken zogen, sie machten ihn unruhig, er sehnte sich aus seinen Zimmern hinaus, ohne zu wissen, warum. Er klingelte, er frühstückte; dann stand er auf der Straße. Irgend eine Uhr schlug zehn. Hm! murmelte er fast erschrocken, als hätte er seine Zeit verloren, als könnte er zu spät kommen. Wo denn? Warum denn? Was wollte er? Was war denn geschehen? — Es war nichts geschehen. „Einmal ganz aus dem Vollen leben" — dazu war ja noch Zeit. Ohne Sinn und Vernunft stand er da; kein Mensch in München war so nutzlos und so überflüssig. Er ärgerte sich und lachte. Wohin denn also? Wohin?

Im dritten Haus gegenüber öffnete sich ein Fenster, ein weibliches Gesicht erschien; der kurzsichtige Isinger sah nicht viel davon, dennoch weckte es in ihm ein unbestimmtes Gefühl. Das wird die Amerikanerin sein! dachte er; die Baronin Pillnitz. Da wohnt er ... Dem Baron hatt' ich ja ein Bild versprochen; — also auf zu Nämlich. Den armen Kerl hatt' ich ganz vergessen. Gott sei Dank, ich laufe nicht mehr wie ein Narr herum, mein Leben hat einen Zweck!

Er kümmerte sich nicht weiter um die Dame am Fenster — wie es uns Ahnungslosen so oft ergeht — wandte sich nach rechts und hatte bald in der Augustenstraße das ‚Haus der Freunde' erreicht. Es war ein seltsames Viergespann, das sich da vor den Wagen der deutschen Kunst gespannt hatte: oben die jungen „Genies", wie geflügelte Pegasusse, unten Kircher und Nämlich, als ein Paar von den „schwer hinwandelnden", von denen Isinger gestern zum Baron gesprochen. Auf dem Vorplatz hörte er schon eine ihrer Stimmen: der unverwüstlich heitere und mutige Nämlich sang links in seiner Werkstatt, während er Farben auf seine Palette strich. Als Isinger bei ihm eintrat, kam ihm der Maler mit seinen großen Heldenschritten entgegen, lächelte ihm treuherzig zu, und deutete sogleich nach dem Bild auf der Staffelei, an dem er schon seit früher Morgenstunde gemalt hatte.

„Die Iphigenie erkennen Sie nicht wieder!“ sagte er triumphierend; „mit der hab' ich kurzen Prozeß gemacht: oben ist sie weg — da unten steht sie, sehen Sie. Wenn ich im Kopf mit etwas im reinen bin, dann auch gleich drauf los! — Eine Sächsin, meinte Erhart; ich glaube, jetzt ist sie eine richtige Griechin, wie irgend eine, die jetzt gemalt wird. Wie gefällt sie Ihnen? Sind Sie nun zufrieden?“

Die Iphigenie stand richtig unten, im Profil wie gestern, in derselben Haltung, als wäre sie in der Nacht wirklich weitergegangen, von Stufe zu Stufe, bis sie den Erdboden erreicht hatte. Die kleine Gestalt erschien den Laienaugen Isingers völlig unverändert, nur ein wenig steifer, archaistischer. Sie schien noch immer zu sagen: fragt nicht, wer ich bin, ich bin niemand; bitte, kümmert euch nicht um mich, laßt mich nur so stehn!

„Sie wissen, neben Ihren Kollegen maße ich mir kein Urteil an,“ erwiderte Isinger, nachdem er die Puppe eine Weile betrachtet hatte. „Da müssen Sie den Falk und den Erhart fragen; die können das im einzelnen — — Ich hab' heut' eine Frage des Schicksals an Sie, die Ihnen nicht leid thun wird. Unser jüngster Kunstfreund, ein Baron Pillnitz, kann nie wieder glücklich werden, wenn er nicht Ihre Landschaft mit der heiligen Familie rechts und dem gekreuzigten Aegypter links von Ihnen erwerben kann; mehr als hundert Mark darf sie aber nicht kosten. Hätten Sie die noch?“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als Nämlich mit seinen beflügelten Schritten schon einem Winkel zustrebte, wo in dem sonst ziemlich öden Atelier eine kleine Galerie verkannter Meisterwerke sich gesammelt hatte; zum Teil an die Wand gehängt, zum Teil nur unten angelehnt und demütig abgekehrt. Der Maler griff mit sicherer Hand gleich nach der rechten Leinwand und drehte sie herum; „nämlich ich habe sie noch!“ sagte er ernsthaft, mit voller Stimme. „Warum grade die . . . Aber wie er will. Haben Sie ihm davon gesagt?“

„Das ist für den Baron das rechte,“ antwortete Isinger. Es war eine seltsam unheimlich beleuchtete ägyptische Landschaft; rechts beschien die Sonne, durch Wolken, die heilige Familie auf der Flucht, Maria mit dem Jesuskind im Schoß, ein sentimentales, glückliches Idyll; links stand in tiefem Wolkenschatten ein hohes Kreuz, an dem ein nackter Aegypter hing, offenbar verendet. Das Bild war

nicht schlechter als die andern, es war sogar kühn gedacht; weil aber die Kollegen es verspottet hatten, war das Herz des entmutigten Nämlich von ihm abgefallen. „Meinen Sie —?“ fragte er, mit schief gesenktem Kopf.

„Gewiß. Das Kind und seine Zukunft, auf einem Bild ahnungsvoll beisammen. Wenn Sie's für hundert Mark hergeben, dann ist es verkauft!“

„Herschenken würd' ich es, lieber Herr Doktor — wenn ich nicht so ein armer Hund wäre —“

„Nehmen Sie, was Sie kriegen können; das thut Ihnen besser. Hier schreib' ich Ihnen die Adresse auf; haben Sie die Güte, es hinzuschicken; das Geld kommt noch heut'. Ich wollt', es wären tausend statt hundert!“

„Nämlich das wollt' ich auch,“ sagte der Maler lächelnd, aber ganz ohne Bitterkeit. „Es ist sonderbar: da haben wir nun das neue deutsche Reich, die Siege, den Ruhm, die Eroberungen — alles wunderschön — aber die Kunst verhüllt ihr Haupt. Was verkauft man? Nichts ... Na, heut' muß ich das Maul halten: eine so unerwartete Ausgrabung. Meine alte ägyptische ... Eigentlich haben Sie recht: das Ding ist nicht schlecht. Schneidig komponiert. Aus meiner verwegensten Zeit. Damals segelte ich noch mit tausend Segeln, wie der Dichter sagt — oder heißt es: Masten. Nach und nach wird man kleiner und denkt: wär' ich nur im Hafen!“

„Das geht im Leben auf und ab,“ sagte Isinger gutmütig. Er griff nach Nämlichs großer, schwerer Hand, drückte sie und ging; im nächsten Augenblick war er draußen. Eine plötzliche Sehnsucht hatte ihn an die Luft getrieben ... Bald stand er wieder in seiner Briennerstraße und schritt eilig dahin, als werde er erwartet. Die Wolken hatten sich vermehrt, die Luft begann schwül und feucht zu werden; von Zeit zu Zeit legte sich ein breiter Schatten über die Straße. Wieder leise summend, den Kopf vorgeneigt, den Körper sacht hin und her wiegend, ging er durch Sonne und Schatten fort, bis er den Wittelsbacherplatz erreicht hatte und den Kurfürsten Maximilian auf seinem Pferde mit der erhobenen Hand aufragen sah. Einige Schritte weiter gab's ihm einen Ruck: er war an seinem Ziel, vor dem Haus, das ihm Erhart gestern angedeutet hatte. Ein Porzellanwarengeschäft zeigte sein Schaufenster, sein einziges. Auf den ersten

Blick war zu sehen, daß es keine der großen und vornehmen Handlungen war, vielmehr eine schlichte, fast kleinbürgerliche, mehr für das Nützliche, als für das Schöne sorgend. Einige Prachtstücke, Vasen und Schalen, suchten darüber zu täuschen, sie sollten wohl auch Verwöhntere anlocken; sonst schien das Ganze zu sagen: Fremdling, tritt ein, hier ist's billig! — „Ich trete jedenfalls ein," dachte Isinger. „Eine gute Stunde, diese Morgenstunde; vielleicht find' ich sie gar allein . . ."

Diese Hoffnung betrog ihn nicht; der etwas enge Raum für die Käufer war leer, und hinter dem Ladentisch, unter hängenden farbigen Ampeln und Lampen, stand niemand als die Porzelläne. Sie deuchte ihm diesmal dem Bild ähnlicher als gestern, denn sie errötete, sowie sie ihn erblickte. „Der Herr Doktor!" sagte sie, mit einem reizend verwunderten Lächeln. „Wie kommen Sie zu uns? Sie haben sich doch nicht verirrt?"

„Guten Morgen, mein Fräulein," erwiderte er, nachdem er das erste bange Gefühl überwunden hatte. „Wenn hier Porzellan verkauft wird, dann hab' ich mich nicht verirrt. Es ist die höchste Zeit, daß ich mit einigen von diesen nützlichen Sachen meine Wirtschaft bereichere . . . Aber ich störe Sie: Sie hatten da ein Buch!"

„Für solche Störungen bin ich engagiert," sagte sie und lächelte wieder, diesmal ganz ohne Verlegenheit. „Wenn Sie einkaufen wollen, so stehe ich zu Diensten; aber ich fürchte, bei uns finden Sie nicht, was Sie brauchen. Am Odeonsplatz, da sind die großen Geschäfte, wo —"

„Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle," fiel er ihr ins Wort; „ich bin ein deutscher Bücherwurm, elternlos, mit zwei vollständigen Anzügen und bescheidenem Vermögen — brauche also grade das, was ich hier finde. Es gibt kein Geschäft in München, das so genau für mich paßt wie dies. Wenn ich Sie also nicht grade im spannendsten Kapitel gestört habe, so gestatten Sie mir, daß ich etwas kaufe!"

Die Porzelläne sah ihn mit zutraulicher Heiterkeit an; sie strich mit einer Hand über die andre (schmale, feine Finger! dachte Isinger; die fehlen auf meinem Bild!), und fast unmerklich nickte sie vor sich hin. „Mein Bruder hat mir schon gesagt — gestern abend — daß Sie die Dinge gern humoristisch behandeln. O ja, dafür bin ich auch. Das Leben wär' sonst so schrecklich

ernst ... Also Sie wollen mir wirklich was abkaufen? Deswegen sind Sie hier?"

„Ganz allein deswegen nicht," antwortete Ifinger, der zu seinem Mißvergnügen nun errötete. „Vor allem wollte ich — fragen, wie Sie geschlafen haben; — da Sie aber so blühend und — — und kurz, und so blühend aussehn, so hab' ich's vergessen. Sehen Sie, mein Fräulein, warum sollt' ich die Thatsachen der Weltgeschichte verleugnen: es hat sich ein sogenannter Faden zwischen uns angesponnen, ich hab' Sie von Koller gekauft, außerdem sind Sie die Schwester meiner Freunde — das heißt, eines von ihnen — aber doch, sozusagen, die ‚Schwester des Regiments'. Es war also jedenfalls hohe Zeit, daß ich Sie kennen lernte ... Ich danke auch meinem Schicksal, daß es nun geschehen ist; ich halte es für ein ganz besondres — — Also bitte, zunächst Tassen; ein Dutzend!"

„Warum gleich ein Dutzend?" fragte die Porzelläne, die, um ihre innere Freude zu verbergen, sich mit beiden Händen die Haare zurückstrich.

„Nun, ich denke, im Dutzend sind sie billiger. Auch weiß man ja nie, was geschieht. Zum Beispiel, man will einmal heiraten; — dergleichen kommt vor. Dann sind zwölf Tassen gewiß nicht zu viel; im Gegenteil — man kann fester auftreten, kann höhere Ansprüche machen. Also von diesen da ein Dutzend, wenn ich bitten darf!"

„Wie Sie befehlen, mein Herr —"

„Dann haben Sie Ampeln, da oben; ich liebe diese Ampeln mit antiken Mustern. Unbegreiflich, daß ich so lange ohne sie leben konnte. Von denen ist aber wohl ein halbes Dutzend genug —"

„Um Gottes willen!" rief das Mädchen aus, wobei ihre herzverführende Unterlippe zu Ifingers Freude vorsprang. „Was wollen Sie mit sechs Ampeln machen, wenn ich fragen darf?"

„Ich hänge sie paarweise auf," entgegnete er schnell gefaßt; „dann sind's also eigentlich nur drei. Erlauben Sie mir, mein Fräulein: die Käufer abzuschrecken, damit müssen Sie vorsichtig sein; Sie könnten sonst wegen Untreue verklagt werden — was eine häßliche Sache ist. Also ein halbes Dutzend!"

„Ich bin schon ganz still," sagte sie, indem ihre ruhigen, sanften Augen vor Vergnügen glänzten. „Ich werde Ihnen also

das ganze und das halbe Dutzend in Ihre Wohnung schicken; wollen Sie mir Ihre Adresse —"

„Bitte, bitte! Sie scheinen ganz zu vergessen, daß ich noch keine Messerböcke habe. Sie aber haben welche. Das muß zwischen uns ausgeglichen werden. Haben Sie die Gnade, lassen Sie mich wählen!"

„Ich fürchte, das gibt wieder ein halbes Dutzend —"

„Gewiß; ich darf nie vergessen, daß der Deutsche gewöhnlich heiratet. Wer nimmt einen Mann ohne Messerböcke. Bitte, zeigen Sie den da. Er ist ebenso rührend häßlich wie die andern; aber ich denke mir, er wird nach dem Geschmack meiner Frau sein, er wird ihr gefallen!"

„Wenn ich fragen darf," sagte sie harmlos lächelnd, „Sie kennen also schon so ungefähr den Geschmack Ihrer Frau?"

Plötzlich lief ihm wieder ein wunderliches, liebliches Gefühl über die Haut, da er diese Stimme, die Stimme der Porzelläne, von „seiner Frau" sprechen hörte. Er vergaß eine Weile, zu antworten, und blickte sie nur an. Dieses schöne Mädchen, so blühend, so heiter, das so nah vor ihm stand, nur durch einen Tisch getrennt, kam ihm auf einmal wie ein Schicksalsfragezeichen vor; die Wirklichkeit erschien ihm so märchenhaft, so verwirrend, so reizend schauerlich . . . Das war also die Porzelläne, die Emilie Kircher; sie hatte noch keinen Mann, er noch keine Frau. Wenn er nun diese Hand da mit den rosigen Fingerspitzen in die seine nähme — —

„Ob ich ihren Geschmack schon kenne?" erwiderte er, etwas stotternd. „Habe nicht die Ehre; noch nicht. Es ist sogar noch die Frage, ob ich weiß, wie sie aussieht; oder ob ich — —"

Seine rasche Zunge wurde völlig ungeschickt; mit einer verlegenen Gebärde, die ihn innerlich wütend machte, griff er nach seiner Brille und schob und rückte sie, ohne jeden Grund. Da er aber fortfuhr, die Porzelläne zu betrachten, wurde sie verlegen; es zog sich wieder ein zarter rosiger Schleier über ihre Wangen, und die feinen Adern auf ihren gesenkten Lidern wurden sichtbar. Sie nahm einen Messerbock zwischen die Finger, drehte ihn herum, und zog ihn wieder hin. Endlich gab er sich gleichsam einen Stoß, so daß die ganze Gestalt sich bewegte, und warf die Worte heraus: „Sie haben auch Eierbecher?"

„O ja, auch; warum nicht?"

„Dann haben Sie die Güte . . ."

Sie griff hinter sich und stellte verschiedene Eierbecher vor ihn auf den Tisch. In der Hauptsache war einer wie der andere; Hermann Isinger betrachtete sie aber sehr aufmerksam, als wähle er mit Nachdenken. Hinter ihm ging die Thür; er fuhr leicht zusammen. Eine Störung, eine andere „Kundschaft“; — nun ja, wie sollt' es auch anders sein; ein Laden, an der Straße! — Mit schwacher Wendung des Kopfes warf er einen mißvergnügten Seitenblick auf den Eindringling. Ihn entwaffnete die Wahrnehmung, daß es ein Kind, ein schüchtern lächelndes Mädchen war. Die Kleine kaufte ein „Nichts“; dann verschwand sie wieder. Isinger brütete noch über den Eierbechern. Sein abirrender Blick fiel auf das Buch, in dem die Porzelläne gelesen hatte.

„Also ein halbes Dutzend von diesen,“ sagte er in tiefem Ernst. „Darf man fragen, bei welcher Lektüre ich Sie unterbrochen habe?“

Sie hielt ihm das Buch freundlich lächelnd hin. Es war keiner von diesen zerlesenen, schmierigen Bänden aus der Leihbibliothek, die Isinger haßte, sondern ein „Privatbuch“, reinlich, rührend einfach gebunden. Wo es aufgeschlagen war, sah er Verse, die er sogleich erkannte; Verse eines Schauspiels. Er machte eine erstaunte Bewegung, dann begann er die Zeilen, die ihm zunächst vor die Augen kamen, mit leise murmelnder Stimme zu lesen:

Mein Schicksal? Gutes Kind, das weiß ich schon!
Bin arm und werd' als Unvermählte sterben . . .

„Als Unvermählte sterben,“ wiederholte er mechanisch. „Das ist ja — aus dem Italienischen übersetzt. Ein modernes Schauspiel. Wie kommen Sie zu dem Buch?“

„Mein Bruder hat mir's geliehen,“ antwortete sie.

„Ja, ja — aber wie kommen Sie dazu, grade das zu lesen? Ein unbekanntes Schauspiel — in Versen —“

Sie lächelte, etwas gekränkt, überraschend fein. „Sie meinen, so ein Mädchen wie ich liest nur Romane — und nur was grade in der Mode ist. So bin ich nun gar nicht; Sie müssen schon erlauben. Ich schnüffle bei meinem Bruder herum, der hat viele Bücher; was mir da gefällt, das nehm' ich. Die andern mögen lesen was sie wollen, ich les' auch was ich will. Hab' ich nicht recht?“

„Ganz gewiß haben Sie recht. Ich — — ich danke Ihnen —“

„Wofür?“

„Nun — — daß Sie so sind. — Aber grade dieses italienische —“

„Ich weiß,“ sagte sie etwas altklug: „Anton sagt ja auch, die Italiener haben eigentlich nicht viel rechte Poeten. Aber dieses Stück hab' ich gern. Ich les' es zum zweitenmal. Es ist so was Herzliches drin . . . Und dann diese Verse. Wie gut es übersetzt ist!“

„Meinen Sie?“ fragte er, mit den Brauen zuckend.

„O ja. Meinen Sie nicht? — Der Uebersetzer hat übrigens einen ähnlichen Namen wie Sie. Wenigstens ist mir so, als ob —“

Sie nahm das Buch, das er wieder auf den Tisch gelegt hatte, und schlug das Titelblatt auf. „Hermann Isinger,“ sagte sie verwundert. „Er heißt also ganz wie Sie!“

„Das ist auch ganz in der Ordnung, mein Fräulein; denn er und ich, wir haben es zusammen übersetzt. Eigentlich ich.“

„Ah!“ stieß sie drollig heraus, mit offenem Mund, so daß ihre kleinen, schmalen Zähne blitzten. „Das auch noch,“ dachte Isinger, dem eine unendliche Freude am Leben plötzlich zu Kopfe stieg. „Auch diese kleinen Elfenbeine fehlen auf meinem Bild!“

„Nein!“ sagte sie nach einer Weile, ihr Erstaunen in Worte fassend. „Sie übersetzen auch!“

„Warum das grade nicht?“

„Weil Sie — — nun, weil Sie schon so viel anderes thun. Anton hat mir davon gesagt . . . Aus dem Italienischen!“

„Das ist nicht schwer; Keilschrift ist schon schwerer. Uebrigens, die Sache ist richtig: ich pfusche so herum. Ich gehöre noch zu diesen unmodernen, allmählich aussterbenden Menschen, die so ein wenig von allem wollen, die möglichst rund werden wollen — auf die Gefahr, daß das Leben sie auslacht und sie sich zersplittern. Die Verse eines andern nachmachen, das ist übrigens noch keine Herkulesarbeit . . . Also sechs Eierbecher. Sie lesen hier hinter diesem Tisch meine Uebersetzung; unterdessen kauf' ich Ihr Bild; was die Vorsehung für Späße macht. Mir scheint, mit uns beiden hat sie — — Kommen Sie vielleicht heute abend mit Ihrem Bruder in einen Wirtsgarten? Herr Erhart sagte davon —!“

„Ach, ich kann ja nicht,“ erwiderte sie kläglich. „Wenn ich nach Hause komme — heute wird's wieder spät — dann hab' ich

zu nähen, zu flicken. Für den Bruder und mich. Wir müssen uns behelfen, wissen Sie; es sind die sogenannten ‚mageren Kühe‘ aus dem pharaonischen Traum. Sie sehen, dies Geschäft ist klein; danach ist denn auch mein Gehalt.“

„Liebes, gutes Fräulein! Verzeihen Sie mir die Frage — es ist nur — — ich meine es Ihnen gut. Wie kommen Sie, mit Ihrer Bildung, Ihrem Geschmack, Ihren Kenntnissen, und mit allen Ihren — — wie kommen Sie in dies Geschäft?“

„Wie kommen Sie zu Ihrer Brille?“ fragte sie etwas hastig zurück, wieder rot angehaucht. „Jeder hilft sich halt, so gut er kann. Ich hab' allerlei andres versucht, glücken wollte nichts; endlich bin ich hier untergekrochen — so lange wie's geht. Das Kämpfen macht so müde, so faul . . . Gouvernante werden, meinte mein Bruder. Ach, das ist auch leicht gesagt. Die Kinder von andern Leuten erziehen, so dran mit herumpfuschen, ihnen ein paar ‚Kenntnisse‘ eintrichtern — würd' Ihnen das Vergnügen machen? Mir nicht. Hier ist's auch nicht schön; aber ich hab' auch nicht viel zu verantworten — und ich kann doch dem Bruder beistehen, muß ihn nicht verlassen. Was würd' mit ihm ohne mich? Ich darf's gar nicht denken. Es — — es geht nicht aufwärts mit ihm; die Kunst ist für ihn kein Glück; — es ist gar so traurig —“

Sie wandte sich nach rückwärts und suchte Ifingers Tassen und Eierbecher zusammen, um ihm ihre feuchten Augen nicht zu zeigen und einige schwere Atemzüge still für sich abzumachen. Er sah ihr beklommen nach; auf die sanft abfallenden Schultern, zwischen denen ihr Blondgelock sein üppiges Wesen trieb. Sie rührte ihn sehr . . . „Wie furchtbar leicht wäre da zu helfen,“ fuhr ihm durch den Kopf. „Zum Beispiel, man heiratete sie . . . Eine verwöhnte Modedame könnt' ich nicht ernähren; aber so eine — o ja. Die hat die beste Mitgift, die Schönheit; ‚die Schönheit ist Sonnenschein‘ . . . Und eine rührende Schwester, ein ‚guter Kamerad‘; da wär' sie denn wohl auch eine gute Frau. Ich könnt' auch ihrem Bruder helfen, das ist keine Frage; kurz, es wär' uns allen geholfen . . . Wie sie dasteht. Jede Bewegung so sanft, so hübsch. Sie hat meinen Italiener gelesen; wie merkwürdig. Dieses blonde Dickicht; und dieses ‚feine Gestell‘, wie der Erhart sagt — dieses wunderbare — —“

Die Brust ward ihm zu eng; eine unsinnige Angst befiel

ihn, die er nicht begriff. Ihm war, als drängte ihn jemand vorwärts, als sei dies die Stunde, als würde er etwas versäumen, etwas Unwiederbringliches, wenn er's jetzt nicht thäte. Jemand schien ihm zu sagen: „Frag' dich nicht länger, ob du willst; frag' sie, ob sie will!" — Ganz verstört stand er da, wie ein Horchender. In seinen dreißig Jahren war noch nie so etwas über ihn gekommen . . .

Die Porzelläne wandte sich wieder, kam zu ihm zurück, und stellte die aufeinander gelegten Schalen, die getürmten Tassenköpfe auf den Tisch. Ihre Augen waren trocken, ihr weiches Gesicht ganz still, nur in weiblicher Aufmerksamkeit bei ihrem Geschäft. Als sie von den Tassen aufblickte, lächelte sie wieder; ein Lächeln, das ihn befremdete, störte: dem so seltsam Erregten kam es leichtsinnig, kindlich, oberflächlich vor. Es ernüchterte ihn. Er strich sich, fast verlegen, über die dünnen Haare und drehte sie am Ohr nach vorn, wie er zu thun gewohnt war. Das Mädchen bemerkte es nicht; sie war in diesem Augenblick ganz die „Porzelläne". Sie stellte alles zusammen, was für ihn bestimmt war. Dann riß sie von einem Buch ein Zettelchen ab, zog ihren Bleistift aus dem Gürtel, wo er an einer Stahlkette hing, führte ihn an die Lippen, um ihn ein wenig anzufeuchten, und begann, vornüber geneigt, auf dem Tisch zu schreiben.

„Meine Rechnung!" dachte er, abgekühlt, beruhigt; und sah ihren malenden Fingern zu. Seine ahnende, hellsehende Bangigkeit war verflogen; er konnte wieder warten. Er war wieder der wissenschaftlich skeptische Mensch, der zögernde Junggesell. „Ich bin übrigens wohl verrückt," dachte er: „vor allem kennt sie mich gar nicht. Sie schwärmt für Leo Falk, nicht für Hermann Isinger. Wer ist Hermann Isinger, daß so eine kleine Venus sich beeilen sollte, ihn zum Mann zu nehmen? einen komischen ‚Gelehrten', den Erhart parodiert? — Sie ist fertig. Zahlen!"

Er zog seine Brieftasche hervor, legte eine Banknote und eine Visitenkarte mit seiner Adresse auf den Tisch. Sie nahm beides und gab ihm Silbergeld heraus; alles mit der weichen, etwas trägen Anmut, die zu seinen hastig eckigen Bewegungen ein merkwürdiger Gegensatz war. Endlich begegneten sich wieder ihre Blicke; in den langen, schmalen Augen des Mädchens schien eine Frage zu liegen, eine Untersuchung. Ihm ward abermals beklommen zu Mut, aber als schäme er sich vor ihr, als habe sie ein Recht, ihm

etwas vorzuwerfen. Als sei etwas versäumt worden . . . Mit einer jähen Bewegung griff er nach seinem Hut, nach dem Geld. „Guten Morgen," sagte er hastig. „Wenn Sie erlauben, auf Wiedersehen. Meine Ausstattung ist noch nicht fertig; Sie haben hier noch allerlei, mein Fräulein, das ich noch nicht habe."

„Dann können wir also weiter ‚ausgleichen'," antwortete sie lächelnd, sein eigenes Wort wiederholend. Er hielt ihr hastig die Hand hin; sie nahm sie sanft, ohne sie zu drücken. Gleich darauf schob er sich aus der Thür. Zwecklos, aufs Geratewohl wandte er sich nach rechts, der Ludwigsstraße und dem „englischen Garten" zu.

Die Porzelläne blickte noch eine Weile nachdenklich auf die Thür, durch die er sich entfernt hatte. Ein träumendes, unbestimmt trauriges Gefühl ging einigemal in leisem Zucken über ihre Lippen und floh dann in die Mundwinkel, wo es sich versteckte. Langsam, unentschlossen nahm sie das Buch wieder in die Hand, das sie mit einer gewissen Aufmerksamkeit betrachtete, als wär' es ein anderes geworden. Ihre Augen fielen auf die Verse, die er gelesen hatte:

Mein Schicksal? Gutes Kind, das weiß ich schon:
Bin arm und werd' als Unvermählte sterben . . .

Sie nickte vor sich hin.

IX.

Ein paar Tage waren vergangen, es war Montag Abend; die vier Maler hatten sich nach beendetem Tagewerk in Erharts Atelier versammelt, das im ersten Stock neben dem Falkschen lag. Sie standen und saßen herum, unter alten Bildern von nicht eben großem Wert, die hier und da als „Stimmgabeln" an den Wänden hingen, und allerlei plastischen Abgüssen und Versuchen, Ueberresten aus der Zeit, wo Erhart die „fade" Malerei mit der Bildhauerkunst vertauscht hatte. Er selbst saß vor seiner Hausorgel, auf der er von Zeit zu Zeit ein Dutzend Akkorde griff, nur wie eine Art begleitender Musik zu dem friedlichen Gespräch, das sich um das sogenannte „Ereignis" dieser Tage, um Leos „Frühling" bewegte. Leo hatte Wort gehalten, das Bild war am Sonntag im Kunstverein erschienen, und hatte erstaunlich gewirkt. Dieses

„Farbengezwitscher“, wie Isinger es genannt hatte, eine so ungewohnte und berückende gemalte Musik, war über alle Welt gleichsam hergefallen, den einen in die Sinne gedrungen, den andern in die Seele; Bewunderung, Begeisterung, leidenschaftlicher Widerspruch, stürmische Verteidigung hatten sogleich begonnen, die Massen herbeigelockt; so wie gestern, auch heute. Das „Haus der Freunde“ war in festlicher Erregung, in kameradschaftlicher, aufrichtiger Freude; der neidlose Nämlich strahlte, als hätte er den „Frühling“ gemalt; Kircher, dem die Wangen brannten, schien nun um so mehr auf den Tag zu rechnen, wo auch er durchdringen werde; Erhart liebte nicht das Bild, aber den Mann, wenn er auch tiefer als jeder andere ihm die Nieren geprüft hatte. Die Melodien, die er anschlug, waren Sieges- und Festmärsche, dann das Lied an die Freude, aus der neunten Symphonie ...

Doktor Schwalbe trat ein, der getreue „Merkur“, wie Erhart ihn getauft hatte; er hatte sich nicht die Zeit genommen, zu klopfen, so sehr eilte es ihm heute, seine Freudenbotschaft ins „Haus“ zu bringen, zu dem er sich mitzählte. Sein rötliches Allerweltsgesicht triumphierte; in der erhobenen Hand hielt er das neueste Blatt der „Allgemeinen Zeitung“ (die damals noch in Augsburg erschien) und schwenkte es wie ein Fähnchen. „Der große Mann hat gesprochen,“ sagte er; „Brenzel hat gesprochen. Was hab' ich Ihnen gesagt, Falk? Er ist weich geworden, er lobt Ihren ‚Frühling‘ über den roten Klee; was Makart für Wien ist, sagt er, das sind Sie für München. Gegen Ihre Lina — das heißt, gegen Ihre Hauptfigur — sträuben sich noch seine zwanzig Haare; er nennt sie einen ‚wüsten Traum‘, eine ‚freche Schönheit des Häßlichen‘, oder so ungefähr; aber zuletzt senkt er seine Klinge vor diesem ‚genialen Laster‘. Wenn Brenzel so loslegt, wissen Sie, das imponiert den Leuten. Jetzt sind Sie rettungslos berühmt, Falk. Das müssen Sie lesen!“

„Vorlesen!“ rief Nämlich aus. — „Ja,“ fiel Erhart ein; „Doktor, lesen Sie's vor!“

Schwalbe entfaltete die Zeitung, setzte sein Glas auf die kleine Nase und las. Die Maler hörten andächtig zu. Nämlich entlud sich mehrmals in einem geräuschvollen Brummen, zustimmend oder aufbegehrend; Leo Falk schmunzelte in unbefangenem Vergnügen vor sich hin, die Hand in den Bart vergraben. Als der Doktor fertig war, rief Kircher aus: „Bravo Brenzel! — Das

ist einmal eine Recension, wie sie sich gehört. Das muß gefeiert werden. Prellen wir den Doktor!"

„Sehr richtig!" bemerkte Erhart. „Geben wir unsrer Freude Ausdruck. Schwalbe, Sie werden geprellt!"

Er stand auf; die andern desgleichen. Der Doktor ließ seinen Kneifer fallen und machte ein etwas ängstliches, mißvergnügtes Gesicht. „Meine Herren, das seh' ich nicht ein," entgegnete er. „Prellen Sie doch einmal einen andern; warum immer mich. Das wird ja zuletzt der reine Mißbrauch meiner Person!"

„Wie können Sie das Mißbrauch nennen," erwiderte Erhart. „Sie haben diesen Vorzug; das ist nun schon ein alter Brauch, Bräuche muß man ehren. Sie werden doch heut' dem Gefeierten, dem Leo Falk, das Vergnügen machen. Da ist schon der Teppich!"

Mit einigen großen Sätzen hatte Nämlich einen alten indischen Teppich geholt, der über einen Diwan ausgebreitet lag. Die Maler, ohne eine Miene zu verziehen, ergriffen die vier Zipfel und ersuchten Schwalbe durch Gebärden, sich auf den niedergelassenen Teppich zu legen. Er sträubte sich nicht länger; mit einem gutmütig kläglichen Lächeln stieg er ein, wie in ein Fahrzeug, das sich denn auch sogleich in Bewegung setzte. Indem die vier eine Art von Gesang anstimmten, der zwischen Indianergeheul und Matrosenahoi so ungefähr in der Mitte schwebte, hoben sie die Decke, schnellten sie empor, und mit ihr den Doktor, der bald in die Luft flog, bald heruntersank, um, von dem gestrafften Teppich abgestoßen, wieder emporzufliegen.

Sie waren eben im Begriff, diese Festfeier zu enden, da sie müde wurden, als ein mehrmals wiederholtes Klopfen so laut ward, daß sie es hörten. Leo Falk gab ein Zeichen, der Teppich ging zu Boden, Schwalbe sprang mit einem komischen Aechzen auf. Nun rief Erhart herein, und mit Hermann Isinger erschien, zum Erstaunen der Maler, der „falsche Don Quixote", Baron Pillnitz. Sie hatten ihn zuweilen auf der Straße gesehen und ihren wachsamen Augen war er aufgefallen; aber ihre Werkstätten hatte er noch nicht betreten. Auch hatten sie gehört, daß er „kunstblind" sei. Erhart ging ihm entgegen, eine unwillkürlich verwunderte Frage auf dem vom Prellen erhitzten Gesicht.

„Wir störten die Herren im — im Singen," sagte der Baron, aus Höflichkeit den zartesten Ausdruck wählend. Ehe er aber weitersprechen und sich vorstellen konnte, fiel Isinger ein: „Erlauben

Sie, daß ich die Herren miteinander bekannt mache — ich als Cicerone!“ — Er stieß die Namen der Anwesenden heraus, dann fuhr er ohne Aufenthalt fort: „Herr Baron Pillnitz hat neulich den Anfang gemacht, Bilder von modernen Künstlern zu sammeln; der erste Versuch hat ihm gut gefallen, hat ihm, sozusagen, Appetit gemacht. Kurz, ich hab' es unentgeltlich übernommen, ihn zu unsern heutigen Raffaels und Rembrandts zu führen, so weit ich die Ehre habe, diese Herren zu kennen. Mit Meister Erhart fangen wir an. Bitte, lassen Sie sehen, Meister; zeigen Sie uns gefälligst alle Ihre Künste!“

Die Maler starrten wie auf ein Naturwunder; nur Nämlich, der Vater jener ägyptischen Landschaft, erstickte ein vergnügtes Lächeln. An Isinger vorübergehend fragte Erhart leise: „Haben Sie den behext?“

„Nein,“ flüsterte Isinger; „aber er hatte einen leeren Platz an der Wand, nun hat er sechs andre gefunden. Er hat Blut geleckt...“

Der Baron, der unterdessen, das Augenglas in der Hand, die vier Wände des Ateliers so obenhin betrachtet hatte, wandte sich zu Erhart: „Nicht wahr, Sie verstehen nicht falsch. Ich wähle heute noch nicht; ich möchte nur vorderhand meine Kenntnisse — —“

„Bitte sehr!“ fiel ihm der Maler ins Wort. „Was ich hier habe — es ist wenig — schauen Sie's gefälligst an, solange es Ihnen beliebt; oder vielmehr solange Sie bei diesem Abendlicht noch sehen können. Zuletzt hab' ich das gemalt!“

Er deutete auf ein kleines, nur aufgespanntes Bild, das auf einer Staffelei stand. In einer Landschaft von italienischem Charakter, vor einem schön umwachsenen und umwucherten Fels, der nur oben etwas Himmel ließ und sich über einer dunklen Höhle wölbte, saß auf einem bräunlichen Stein ein junges, antik gekleidetes Paar, Rücken gegen Rücken. Der Jüngling spielte auf einer Flöte, ganz in sein Geschäft vertieft; die Maid, deren Gewand von den Schultern geglitten war, in der süßesten Trägheit und mit halbgeschlossenen Augen an seinen Rücken gelehnt, schien einfach das Glück des Lebens träumerisch zu genießen. Vor ihr, am Boden, saß ein weißes Zicklein. Das reizende Menschenpaar, vor dem herrlich gefärbten Fels, dessen Buschwerk aus dem Bild hinauswuchs, war auf der Welt so ganz mit sich allein, so mit der Stunde zufrieden und in so naiver, selbstverständlicher Schönheit der Gruppe vereint, daß zugleich mit dem Zauber von Linien

und Farben ein Glücksgefühl auf den Beschauer überging. Es war vielleicht das Unschuldigste und „Griechischeste“, was Erhart gemalt hatte.

Der Baron wanderte an dem Bild Zoll für Zoll entlang, die Augen nicht weit von der Leinwand. Nach einer Weile ließ er ein kaum hörbares, zögerndes „Hm!“ vernehmen. „Haben Sie noch andres?“ fragte er dann mit seiner tönenden Stimme.

Erhart ging schweigend zur Wand und brachte ein größeres Bild, das, noch nicht ganz vollendet, eine Meerlandschaft in südlichem Abendlicht darstellte. Im Profil zeigte sich rückwärts die ins Meer hinausgemauerte Terrasse einer antiken Villa, darauf ein säulengetragener, tempelartiger Bau, den eine Schar von Cypressen in feierlicher Schönheit überragte. Vorne verrauschten beschäumte, doch niedere Wellen an dem flachen Strand. Ein junges Weib, schwarz gekleidet, stand hier und blickte nach rechts über die See ins Ferne. In der versteinerten Ruhe dieser trauernden Gestalt, in dem kalt grünlichen Grau der schon nachtenden Wellen, in den vom Wind zurückgebeugten Wipfeln der dunkelgrünen Cypressen lag eine unendliche, fast kranke, aber doch noch schönheitstrunkene Melancholie, durch die Einfachheit und Kraft der Gegensätze, durch keuschen Wohllaut der Farben geadelt. Der Widerspruch zwischen diesen beiden Bildern war zufällig, aber außerordentlich. Die Maler traten näher, und Kircher und Nämlich verglichen, miteinander flüsternd.

Auf dem zweiten Bild verweilte Baron Pillnitz etwas länger; dann wandte er leise, vorsichtig, den Kopf nach rechts und nach links, um Isinger zu suchen. „Lieber Herr Doktor!“ flüsterte er, als er ihn links neben sich entdeckt hatte, — „was die Malerei betrifft, das mag ja alles so sein. Aber — ich kann mir nichts dabei denken. Wo sind hier Ideen? Wo sind hier I d e e n?“

„Wo hier Ideen sind?“ erwiderte Isinger laut. Er war auf einmal fest entschlossen, damit aufzuwarten; seinen eingefangenen Kunstmäcen wieder loszulassen, ging ihm gegen die Ehre. „Aber ich bitte Sie, Herr Baron, sehn Sie doch nur diese himmlische, weltfrohe, abendlich leuchtende Villa am Meer an, und die schwarze Dame! Sagen Sie doch selbst, kann man denn die Idee der großen Welttragödie einfacher, überzeugender ausdrücken? Da hinten die sogenannte ‚schöne Welt‘, in die wir hineingesetzt sind, in einem Extrakt ihrer höchsten Reize: das Meer, der Cypressen-

hain, Prachtwerke der Menschenhand. Vorn aber, da steht die trauernde Menschheit, in ihrer ewig unbefriedigten Sehnsucht, in ihrem weltschmerzlichen Traum vom ‚verlorenen Paradies‘ . . . Ich finde, dieses Bild ist gemalte Philosophie!“

„Sie sind wohl verrückt geworden,“ flüsterte Erhart hinter Ifingers Rücken. Der aber ließ sich nicht einschüchtern; da er die starren Augen des Barons von der „trauernden Menschheit“ wieder zu dem jungen Paar vor der Felshöhle hinüberirren sah, folgte er ihm mit dem Zeigefinger und deutete auf den Flötenspieler, als säße in dem die zweite Idee. „Da ist nun ganz was andres,“ fuhr er, fast ohne sich zu besinnen, fort — „aber ein allerliebster, sinniger Gedanke. Sehn Sie, Herr Baron: wie entsteht der Gesang, die Musik, beim Tier und beim Menschen? Der Malersmann zeigt es uns durch ein reizendes Idyll. Männlein und Weiblein paaren sich in Liebe; beim Weiblein wird nur Gefühl, dumpfes Träumen des ganzen Organismus, mütterliches Ahnen daraus — beim Männlein Musik. Die werbenden Gefühle setzen sich um in das Flöten der Nachtigall, das Flötenspiel des Menschen; das Männchen lernt singen, der Mann wird Künstler. Da haben Sie also in nuce den Ursprung aller Kunst. Wenn das keine gemalte Idee ist, dann hängen Sie mich gefälligst auf!“

Hinter Ifinger rührte sich's verdächtig; Nämlich, der sich am wenigsten beherrschen konnte, drohte loszuplatzen; Erhart legte ihm aber eine Hand auf den Mund. Da der kurzsichtige Baron auch kein besonders scharfes Gehör hatte, bemerkte er nichts von der unruhigen Heiterkeit, die hinter ihm unterdrückt wurde; er untersuchte die Bilder sehr aufmerksam auf den neuen Inhalt, den Ifinger in sie hineingedacht hatte, und nickte endlich, mit wiederholtem Murmeln der Zustimmung. Dann steckte er sein Glas in die Brusttasche und setzte ein überzeugtes „Ja, ja; das ist gut“ hinzu. „Ich bin ein Jesuit!“ dachte Ifinger, in dem nun plötzlich ein moralischer „Katzenjammer“ erwachte. „Der Zweck heiligt das Mittel: da haben wir die alte Geschichte. Für meinen Freund Erhart und die Kunst so zu phantasieren . . . Kerl, das wirst du büßen. Dafür wirst du dem Nämlich seine Iphigenie abkaufen — was nun auch aus ihr wird — und über deinem Schreibtisch aufhängen. Das ist hart, aber gerecht!“

Er wandte sich und sah, wie der Baron mit Nachdruck Erharts Hand drückte, einige verbindliche Worte murmelnd und von baldigem

Wiederkommen und „näherer Verbindung" sprechend. Es war inzwischen so dunkel geworden, daß man an weitere Bilderschau nicht mehr denken konnte. Pillnitz brach auf, Isinger, Schwalbe und die Maler folgten. Auf dem Vorplatz blieb Leo Falk aber stehn und rief gute Nacht. „Wie, du kommst noch nicht mit?" fragte Kircher, der bisher dem Baron Schritt für Schritt gefolgt war, als dürft' er ihn nicht wieder „auslassen", eh' er ihm auch seine Schildereien und seine Ideen gezeigt hätte.

„Noch nicht," antwortete Leo kurz. „Später. Gute Nacht!"

Er sah, wie die andern die Treppen hinabgingen — denn so hatte er sie gewöhnt, daß sie ihn gewähren ließen — und trat in seine eigene Werkstatt wieder ein. Isingers tolle Reden über die „gemalte Philosophie" und die „werbenden Gefühle" schwirrten noch wie Motten durch seinen ungelehrten Kopf. Er zündete die Gasflammen an, holte aus einem Winkel eine versteckte, aufgespannte Leinwand, auf der er ein weibliches Bildnis in idealisiertem Kostüm aus der Rubenszeit roh entworfen hatte, und stellte sie auf die Staffelei, vor der sein Dreifuß stand. An diesem festlichen Abende wollte er sich nach seiner Art unterhalten: heimlich an diesem Bild malend, mit dem er die Freunde und noch jemand überraschen wollte. Etwas war auch sein Herz im Spiel, soweit er sich mit dergleichen „Kleinigkeiten" abgab; sonst mochte wohl wirklich für ihn gelten, was Erhart einmal im Scherz gesagt hatte: brennt dem Leo sein Atelier ab und stellt ihm auf dem Hof einen großen Käfig auf, mit allem, was zum Malen gehört, so geht er einfach in den Käfig hinein und malt ruhig weiter! — Die kleine, durchaus harmonische Gestalt schien für diese Thätigkeit geschaffen zu sein: als er auf der Palette die Farben aufgetragen und sich auf den Dreifuß niedergelassen hatte, nahm er sich im schwarzen Gewand, schwarzen Bart und Haar wie ein schöner Zauberer aus, der in seiner unterirdischen Höhle, bei Karfunkelschein, seine Künste treibt. Das Gesicht, in der ganzen Unterhälfte vom dunklen Bart überwuchert, zeigte fast nur die arbeitenden Teile, die denkende Stirn und die blickenden Augen; zwischen diesen und dem Bild schien ein magnetisches Hin und Her zu entstehen, das seine inneren Kräfte, sein Antlitz, seinen Körper ganz auf den Zweck hinbannte. Bald sah er nur noch und hörte nichts mehr; er malte. Er tönte den Hintergrund, warf einige noch rätselhafte Farben und Lichter hie und da auf die Leinwand, als kämen sie ihm in einem magischen

Traum. Die Formen, die Linien kümmerten ihn noch nicht viel. Völlig stumm saß er da, ohne auch nur einmal zu summen; zuweilen bewegte sich ein wenig der Bart über den Lippen. Statt seiner summten die Gasflammen ihren leisen Gesang.

Plötzlich wandte er den Kopf nach links, da irgend etwas Dunkles, ein Schatten, der zuvor nicht da war, ihm schräg in das Auge fiel. Er sah eine weibliche Gestalt, ein ihn anlachendes Gesicht. Aus diesem malenden Traum aufgeschreckt war selbst sein nüchterner, ruhiger Verstand einen Augenblick versucht, an ein bloßes Wahnbild der Phantasie zu denken. Doch das überwand er schnell; von einem warmen Gefühl von Freude überflutet sprang er auf und rief aus: „Maria und Joseph! Die Porzelläne!"

X.

In einem leichten Ueberwurf, das Strohhütchen auf dem Kopf, stand das Mädchen da; sie hatte in verhaltener innerer Bewegung den Hals zur Seite geneigt, und um den sanften, zärtlichen Mund lag ein gerührtes Lächeln. „Nu ja freilich, ich bin's!" sagte sie gar lieb und gut. „Ich wollte den Bruder abholen, er war schon fort; an Ihrem Fenster hatt' ich aber Licht gesehn, — vielleicht sind sie oben, dacht' ich . . . Nein, dummes Zeug; das dacht' ich eigentlich nicht. Ich wollte Ihnen sagen — — ich hab' Sie ja noch nicht gesehn. Leo! Was für ein Bild!"

„Was für ein Bild?"

„Wie können Sie noch fragen. Ihr ‚Frühling'. Gestern war ich im Kunstverein — zweimal — hätt' Ihnen so gern mein Entzücken, meine Verrücktheit — — aber Sie waren nicht da. Abends konnt' ich nicht. Schreiben mocht' ich nicht. Darum mußt' ich doch endlich heute . . . O, wie dank' ich Ihnen. Da haben Sie meine Hand!"

Er nahm ihre weiche, warme Hand, die rechte (sie war ohne Handschuh), betrachtete sie und zog sie langsam an seine bärtigen Lippen. „Danken? wofür?" fragte er dann.

„Daß Sie das Bild wirklich am Samstag vollendet haben; — ich hab's nicht geglaubt. Und dann, daß Sie — daß Sie so ein Göttermann sind —"

„Jetzt geben Sie gefälligst Ruh! — Wie kamen Sie denn so plötzlich herein?"

Sie lächelte allerliebst. „Ihnen könnt' man ja alles forttragen, ohne daß Sie's merken! Ich stand eine Weile vor Ihrer Thür, es war hier so still, so still; aber ich sah die Helligkeit durch das Schlüsselloch. Na, Sie wissen ja, wie es heißt: ‚neugierig bin ich nicht, aber ich muß alles wissen‘; ich dachte: was treibt er denn so am späten Abend? Und plötzlich vergaß ich anzuklopfen und trat leise ein. Der Meister Leo Falk, der bemerkte nichts. Der malte ruhig weiter, während ich allmählich herankam . . . Was haben Sie denn noch gemalt?"

„Das will ich Ihnen zeigen; kommen Sie her, Porzelläne." — Er faßte sie am Arm und führte sie vor die Staffelei. — „Was sehn Sie da?"

„Nu — allerlei — aber ich versteh's noch nicht. — Eine Landschaft soll's offenbar nicht werden, sondern ein Frauenzimmer —"

„Das haben Sie erraten, Milli. Und weiter erraten Sie nichts?"

„Leo!" rief sie auf einmal aus, da sie ein ungewohntes schelmisches Spiel um seine Augen sah, und einen treuherzig guten Blick. „Mein Bild?"

„Nun ja; das sollen Sie werden; hab's erst angefangen. Ich wollt's eigentlich noch etwas weitertreiben, eh' ich's Ihnen zeigte; das Kostüm ist da, ein paar Photographien von Ihnen auch . . . Aber nun sind Sie einmal hier, nun mal' ich nach Ihnen. Werfen Sie Ihren elenden Strohdeckel in die Ecke, machen Sie sich zurecht!"

„Ich Ihnen jetzt sitzen, Leo? Ich muß ja nach Hause. Wollt' Ihnen ja nur sagen, wie glücklich ich bin, daß Ihr ‚Frühling‘ so gefällt, so bewundert wird; und was in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ steht — ich hab's ja eben gelesen. Mir sind die Augen naß geworden, Leo; ich geh' nun so stolz herum! Sie sind durchgedrungen; vor Ihnen beugt sich nun die Welt — und wird sich noch tiefer, immer tiefer beugen —"

Ihre Augen feuchteten sich wieder, vor liebevoller Bewunderung legte sie die Hände ineinander. Sie sprach auch nicht weiter; als werde nun die Welt alles weitere sagen, als habe sie's nicht mehr nötig. Leo erwiderte nichts, er sah sie nur kritisch an und nahm ihr den Hut vom Kopf. Dann zog er ihr den Ueberwurf langsam und zart von den Schultern.

„Ach, ich muß ja fort!“ seufzte sie.

„Unsinn; kein Gedanke. Was Sie heut' noch thun wollten, nu, das thun Sie morgen. Ich freu' mich ja so, Milli ... Ich hatt' schon gestern und heut' gedacht: ob denn die Milli nicht kommt, mir ein Wort zu sagen? Wir sind ja doch alte Freunde; was? Ihr kleines Rosengesicht ist ja das Liebste, was ich heute sehe. Nun geht der Tag noch gut aus ... Das Haus ist leer, und es kommt kein Mensch mehr. Aus dem Bild soll was werden, Milli!“

„Ach, das glaub' ich, Leo. Aber wenn ich auch bleiben wollt' — das wird ja ein Kostümbild, seh' ich. Wie kann ich Ihnen dazu sitzen, so im Arbeitskittel?“

Leo griff nach einem Tisch, der neben der Staffelei stand, und nahm einen großen, schön geschwungenen Hut, mit Straußfedern geschmückt, und ein etwas verworrenes, faltiges Gewandstück, dessen Farben leuchteten. „Da schauen Sie her,“ sagte er vergnügt. „Wie ich Ihnen damals schon sagte: so im kleinen, als Brustbild, soll's ähnlich werden, wie dem Rubens seine zweite Frau, die Helene Fourment, auf dem großen Bild in der Pinakothek. Ihre blonde Perücke ist wie dazu geschaffen, und auch Ihre komischen Augen, mit den Regenbogen darüber, werden fein herausschauen. Ich hab' Ihnen das Gewand heimlich machen lassen — nach Ihrer Jacke von damals, wissen Sie, von dem Maskenfest — und hab's so weit verballhornen lassen, wie die moderne Zimperlichkeit es verlangt. Jetzt werden Sie darin gemalt, und dann erlauben Sie mir, daß ich's Ihnen schenke!“

„Leo!“ sagte sie gerührt. „Das haben Sie gethan, so in aller Heimtückigkeit und Stille? O wie sind Sie gut!“

„Reden Sie doch keinen Unsinn; ich bin gar nicht gut, ich hab's nur gethan, weil mir's Spaß macht. Also schauen Sie her!“ — Er faßte das Gewandstück an den Schulterteilen, die Porzelläne sah nun die weiten Aermel mit den feinen Krausen, und das oben befestigte, schleierähnliche Tuch, das, vom Busen ausgehend, über den Rücken fiel. Weibliche Freude verklärte ihr Gesicht. „Also da soll ich hinein?“ fragte sie und lachte plötzlich leise, wie ein Kind.

„Freilich; und den Hut sollen Sie aufsetzen. Oder sind Sie eigensinnig? wollen Sie nicht?“

„O doch, doch, ich will. Heute alles, Leo!“ — Sie nahm

die Sachen und ging hinter die spanische Wand. Er hörte sie dort leise singen, während die Kleider rauschten; gar unschuldig, fast noch kindlich klang ihre kleine, angenehme Stimme. Bald saß er wieder, malte und horchte; und wunderte sich, wie sonderbar wohl ihr Gesang ihm that, wie es in seinem Blut, seiner Haut, seiner Seele mitzusummen anfing. Als sie dann hervortrat, starrte er sie eine Weile wortlos an. Unter dem grauen Hut, dessen Federn wallten, erschien ihr Gesicht noch stattlicher, holder, malerischer, als er erwartet hatte. Der Hals, bis zum Busen frei, von den zarten und lebhaften Farben der Gewandstücke eingefaßt, von den blonden Locken geliebkost, wuchs mit großer Anmut, und so freudig leuchtend, aus der verhüllten Gestalt hervor. Die Porzelläne hielt seinen Blick eine Weile aus, lächelte beklommen.

„Nun? Hab' ich was nicht recht gemacht?“ fragte sie endlich.

„Alles recht,“ sagte er scheinbar ruhig, wie an seinen Dreifuß angewachsen. „Es ist nur unerlaubt, Milli, wie gut Sie ausschauen. Sie sind ja seit damals noch viel schöner geworden.“

Sie ward rot, und noch schöner. „Ach, das glaub' ich nicht,“ antwortete sie, ihre Locken schüttelnd. „Aber denken Sie, die Unterlippe, die ist wieder aufgesprungen; ebenso wie damals.“

„Lassen Sie sie doch, das steht ihr gut, gibt ihr mehr Charakter. Sie sollen mir heut' — — Lassen Sie mich sie küssen, Milli!“

„Wen? Meine Unterlippe?“

„Ja. Thun Sie mir heut' einmal was zuliebe, Milli. Zeigen Sie mir's, daß Sie mir gut sind, geben Sie mir einen Kuß!“

„Ach, mein guter Leo,“ sagte das Mädchen, ohne sich zu zieren, vielmehr mit einer drolligen Wehmut in dem weichen Gesicht, „ich fiel' Ihnen ja gern um den Hals, an diesem Ihrem Ehrentag, unserm Freudentag, und gäb' Ihnen einen rechtschaffenen Kuß. Aber dann wollen Sie m e h r — wie es i m m e r ist. Man kennt euch ja; leider. Sie machen schon wieder solche Augen wie damals, als Sie mein erstes Bild malten; als Sie plötzlich so wild wurden, weil ich Ihnen den Kuß nicht gab, und meinem Ebenbild mit dem Pinsel ritsch! über den Hals fuhren, daß ein schwarzbrauner Streifen — — Wissen Sie das nicht mehr?“

„O ja," murmelte er. „Aber woher wissen Sie, daß ich damals mehr gewollt hätt'?"

„Ich kann ja doch sehen und hören," erwiderte sie sanft, mit einem freundlichen Lächeln, das ihn offenbar entschuldigen sollte. Nur ihn heut' nicht kränken!

„Na ja, und wenn's damals so war — dieselbe Dummheit macht man nicht zweimal; man macht immer andre. Aber wie Sie wollen . . ."

Er griff wieder zu Pinseln und Palette, deutete mit dem Kopf nach dem Stuhl, auf dem sie niedersitzen sollte, und ging an sein Werk. Es entstand eine etwas beklommene Stille; die gute Porzelläne saß, holte tief und lange Atem, aber möglichst leise, und zupfte an den Aermelkrausen, als säßen sie noch nicht recht. Sie horchte auf das sanfte Geräusch, wenn der Pinsel über die Leinwand ging, und warf zuweilen einen Blick auf den „schwarzen Zauberer", der in seine Arbeit versank, der sein Gegenüber nur noch mit den lernenden Augen des Malers zu umfassen schien. „O du dummer Mann," dachte sie, „wie gern thät' ich dir heut' so recht was Großes zuliebe; so, daß du genug hättest . . . Ich bin so ein Nichts gegen dich, möcht' dir gern was sein; bin so stolz auf dich . . . Aber mal' nur, mal' nur! So ist's gut. So ist's besser!"

Es drängte sie aber doch, ihr volles Herz zu erleichtern, das in so eifrigem Ticktack schlug, das sie hämmern fühlte. Was sie vorhin gelesen hatte, über den schönen jungen „Meister" da, stand ihr wieder vor Augen; sie lächelte und sprach vor sich hin, über ihr feines Gewand streichend. „Eine neue Schönheitsoffenbarung . . ." murmelte sie.

Leo blickte auf; er hatte nicht verstanden, was sie sagte, wollte fragen, blieb aber still. Nach einer Weile fing ihre leise, halb singende Stimme wieder an: „Und so predigt uns dieses Bild, was jedes predigen sollte: Schönheit! Schönheit! Schönheit!"

„Kind, was reden Sie da?" fragte er nun, die Hand mit dem Pinsel hebend. „Deklamieren Sie?"

„Ach nein. Lassen Sie mich nur. Es war aus der Kritik, in der Zeitung —"

„Sie sind komisch, Milli!"

Plötzlich stand er auf. Die kleine Gestalt dehnte sich, sie

schien zu wachsen; ein langer, lauter Atemzug spannte ihm die Brust. Er legte Palette und Pinsel neben sich auf den Tisch. „Das ist doch ein Unsinn," sagte er, mehr zu sich als zu ihr. „Man wird rein zur Ameise ... An so einem Abend so dasitzen, wenn das Leben doch selbst einmal einen Abschnitt macht; und wenn das Glück leibhaftig ins Haus kommt — als so ein liebes, reizendes Mädel —"

Sich ihr völlig zuwendend, mit überraschender Zärtlichkeit in den schwarzen Augen, setzte er hinzu: „Ich hab' ja niemand so lieb wie Sie, Milli!"

Das Mädchen erschrak fast mehr, als sie Freude fühlte. Eine unbestimmte, schwüle Ahnung von Unglück schien über sie zu kommen ... „Was ist Ihnen?" fragte sie. „Was wollen Sie denn?"

„Nicht so langweilig dasitzen, neben so einer schönen, stilvollen Person. Ich schäm' mich ja vor Ihnen, in dem Samtkittel da. Ein bissel malerischer könnt' ich doch auch ausschauen, wenn ich auch nicht schön bin; wir könnten doch so bei einander sitzen, daß man sich vor dem Herrn Schöpfer nicht zu schämen braucht. Ich will aus diesem verfluchten Jahrhundert heraus ..."

Er ging hinter die spanische Wand, in deren Nähe auch ein großer, alter, schön geschnitzter Schrank stand, mit allerlei Kostümstücken gefüllt. Die Porzelläne hörte, wie er die knarrende Schrankthür öffnete und unter seinen suchenden Händen Samt und Seide und Leinwand zu rauschen und zu knistern begannen.

„Nein, nein, nein!" sagte sie hastig, sie wußte selbst nicht, warum. „Ich muß ja doch fort!"

„Wollen Sie mich ärgern, Milli?" rief er hinter der spanischen Wand. „Sie versäumen nichts. Es ist noch so früh. Wollen Sie mir meinen Geburtstag denn nicht feiern helfen?"

„Ihren Geburtstag? Ist denn heut' Ihr Geburtstag?" fragte sie erstaunt.

„Nu ja; Sie zwingen mir's ja heraus, mit Ihrem ewigen ‚Ich muß fort'. Ich hab' ihn verschwiegen, wie immer, das Anfeiern mag ich nicht ... Aber Sie, Milli Kircher, wenn Sie mir Gesellschaft leisten, das wär' doch noch was. Wir zwei allein auf der Welt ... Wenn Ihnen das aber nicht recht ist, nun, dann gehn Sie fort!"

„Nein, ich bleib' hier," antwortete sie leise. Das war zu

viel auf einmal für ihr weiches Herz: sein berauschender „Frühling“, sein Erfolg, sein Ruhm, das heimlich begonnene Bild, das Kostüm — sie trug es — und nun sein Geburtstag. Ein Tag, von dem niemand wußte als sie; ihr war, als legte sich ein schöner Schleier um Leo und sie und drängte sie zusammen. So alte Freunde, dachte sie; alte Kameraden ... Schon als halbreifes Kind hatte sie ihn bei ihrem Bruder gesehn; er stand ihr wieder so vor Augen, ein schmächtiger Jüngling, zwei glühende Kohlen in dem blaßgelben Gesicht. Immer war er ihr gut gewesen, beinahe brüderlich gut; obgleich sie nichts war, und er immer mehr und mehr. Und es machte ihn nun glücklich, mit ihr diesen Tag zu feiern ... Sie war aufgestanden, in dem etwas entfernten Spiegel sah sie einen Teil ihrer Gestalt. Sie beugte sich nach links, um sich ganz zu sehn; dann ging sie leise vorwärts, auf ihr Spiegelbild zu, wie um das undeutliche näher zu befragen: „Bist du schön genug? kannst du ihm gefallen?“ — Sie lächelte verwundert, zufrieden: so weit das Kostüm hinabreichte, war sie wie ein Bild; Helene Fourment war vielleicht nicht schöner ... Bald sah sie nicht mehr so klar; mehr wie im Traum. Ihre Augen hatten sich getrübt; war es Rührung? Rausch? ein unbestimmt trauriges Gefühl? — Sie hörte Schritte; das Schicksal kam gegangen ...

„Ah!“ rief sie plötzlich, mit schwacher Stimme. Das Bild im Spiegel hatte sich verdoppelt; neben dem blonden Fräulein stand ein schwarzer Mann, auch wie aus Rubens' Zeit, im schöngeschwungenen, verzierten Hut, in weichem Spitzenkragen, kunstreich gezeichnetem Wams mit glatten Aermeln. In träumerischem Staunen mußte sie doch lächeln: er war wie sie nur oben verschönt, unten steckte er noch in dem „verfluchten Jahrhundert“. „Wir sind nicht mehr lebendig, Milli,“ hörte sie ihn sagen; „wir sind aus einem Bild herausgestiegen, wir zwei miteinander. 's ist halt nur ein Brustbild!“

„Ja,“ antwortete sie; und verwunderte sich über ihre Stimme. Er lächelte ihrem Spiegelbild zu; sie dem seinen, mühsam. Seine Hand legte sich sanft auf ihre Schulter; sie ward ihr aber wunderbar schwer, es war ihr, als sänke sie unter dieser Hand hinweg, in die Erde hinein. Bald sah sie sich und Leo nicht mehr; neben seiner Schulter ging sie, immer leise schwankend, und fürchtete zu fallen. Dann saß sie auf dem Sofa, ein kleiner schwarzer Tisch

stand vor ihr, auf dem in einer Schale Früchte leuchteten, Pfirsiche und „Marillen" oder Aprikosen. „Nehmen Sie," sagte Leo; „anders hab' ich nichts. Es war auch etwas Wein und Likör da; der ist ausgetrunken. Wir machen es wie Adam und Eva und essen die guten Früchte im Paradies!"

„Ja," sagte sie. Ihre beiden Stimmen klangen ihr wie im Traum. „Es war auch etwas Wein und Likör da," wiederholte sie in Gedanken; „der ist ausgetrunken" . . . Sie nahm einen Pfirsich, biß in ihn hinein; er duftete so geistig; wie aus einer schöneren Welt, wie aus dem „Paradies". Leo lag jetzt zu ihren Füßen, seine altertümliche Laute im Arm, die sie kannte; diese und jene einfache Melodie vermochte er darauf zu spielen. Seine schwarzen Augen blickten zu ihr auf, seine Hände begannen das „Tandaradei" des Walther von der Vogelweide, in der Hornstein-schen Weise, die so schön und rein jenen Zeiten nachklingt. Langsam die Augen schließend hörte sie und lauschte. Ihr zitterten die feuchten Wimpern . . .

„Ich bin glücklich, Milli!" sagte er zu ihr hinauf, als die Laute still ward. Sie wollte etwas erwidern, doch sie konnte nicht; sie legte nur eine Hand auf sein weiches Haar, das sich um ihre Finger krauste und lockte. Von seinem Scheitel stieg es ihr so warm in die kühle Hand, sie zog sie zurück; er aber faßte sie. „Wir sind aus einem Bild herausgestiegen, Milli," wiederholte er leise; „was gehn uns die Menschen an. Was gehn wir die Menschen an . . . Lassen Sie mir die Hand. Warum zucken Sie. Irgend so ein alter Meister hat uns gemalt, wir stehn in seinem Bild ewig nebeneinander, ohne uns zu rühren; — jetzt haben wir *eine* Stunde zum Leben — dann wieder in den Rahmen zurück. Lassen Sie uns diese eine Stunde leben, Milli. Seien wir glücklich, Milli. Ich bin Ihnen so gut!"

Sie schwieg. Nur ihr Atem ging. Das Gas summte leise. Ein schauerndes Frösteln lief über Milli hin; ihre Hände waren kalt, ihre Füße froren; aber vom Herzen zum Kopf stiegen heiße Wellen hinauf, eine nach der andern. „Leo!" murmelte sie endlich. „Sie wissen ja, es ist nicht so. Wir sind auf der Welt, sind Menschen . . ."

„Aber heut' in einem *Märchen*, Milli!" hörte sie ihn wieder sprechen, leise wie vorhin. Wir haben keine Namen, wir sind irgendwer; leben in der Kunst — für die Schönheit . . . *Einen*

glücklichen Tag, Milli! Ich weiß noch wenig vom Glück, mein Leben war nicht leicht; eine harte Jugend ... Nun fühl' ich endlich einmal, wie das ist, wenn man über das Leben hinfliegt; und Sie, Sie fliegen mit mir, mein liebster Mensch, mein ‚guter Kamerad'. Milli! Gute Milli!"

Er hielt immer noch ihre Hand. Ihr war's wunderbar: als gingen seine Worte nicht durchs Ohr zu ihr, sondern durch seine Hand, in einem leisen Strom, der in ihr emporstieg. In ihrem träumenden Kopf tönten sie dann wieder. Dazwischen hörte sie einen Vers, er kam wie von ferne:

„Bin arm und werd' als Unvermählte sterben ..."

Plötzlich begann sie zu seufzen, zu schluchzen; dann sah sie aber sein ernstes, zärtliches, fragendes Antlitz, nahe vor dem ihren, und lächelte ihn an. „Leo!" flüsterte sie. Sie wollte ihm noch etwas Gutes sagen, aber die Lippen zitterten nur. „Ach, meine Unterlippe," dachte sie, als sie auf der leise erbebenden nun die seine fühlte. Sie widerstrebte nicht mehr; sie fühlte nur, daß die Arme des „Meisters" sie umschlangen, und daß die Porzelläne ihn glücklich machen sollte ...

XI.

Nämlich, der fleißige, saß am zweiten Morgen nach diesem Abend in seinem Atelier vor der Staffelei, schon lange thätig, aber noch nicht müde, obwohl die Sonne fast schon im Mittag stand. Er summte gern bei der Arbeit; so sang er jetzt die Melodie der „letzten Rose", als bliese er auf dem Horn. Sein rötliches Gesicht strahlte vor Vergnügen; Malen an sich machte ihn glücklich, und zudem hatte er heut' zum tausendstenmal das Gefühl, nun endlich auf dem rechten Wege zu sein. Als Hermann Isinger bei ihm eintrat und sein „Guten Morgen" brummte, nickte er ihm nur zu, blies seine Melodie zu Ende; dann stand er auf, ging ihm mit wagerechtem Malstock wie mit ausgestrecktem Zeigefinger entgegen, nahm ihn bei der Hand und zog ihn vor die Staffelei. Ein triumphierendes Lächeln begleitete diese stumme Handlung.

„Ich wollte sehn, was meine Iphigenie macht," sagte Isinger, seine Brille putzend; denn es regnete draußen. Gleich darauf fiel

ihm ein, daß er seinen Entschluß, durch Ankauf der „Iphigenie“ zu büßen, bis heute verschwiegen hatte. „Ihre Iphigenie,“ setzte er, sich verbessernd, hinzu. „Das heißt, ich habe die Absicht —“

Nämlich ließ ihn jedoch nicht ausreden; er deutete mit dem Malstock auf die Leinwand, die auf der Staffelei stand, und stieß ein schmetterndes, siegreiches Lachen aus. „Setzen Sie nur die Brille gefälligst wieder auf, Doktor!“ nahm er dann das Wort. „Dann sehn Sie, was die Iphigenie macht. Mit der geschehn wunderbare Dinge!“

Isinger sah hin. Die junge Griechin aus Dresden stand nicht mehr unten an den Stufen, sie war quer über das Bild in den tiefsten Schatten der hohen Bäume gegangen und nur noch einige Centimeter vom Rand entfernt. Sonst hatte sie sich wenig verändert; nur ihre Nase, als Fortsetzung der Stirn, war furchtbar griechisch geworden. Sie hob wie früher einen Fuß, als wolle sie weitergehn, und blickte in die Ferne.

„Nämlich mir ist ein guter Gedanke gekommen,“ fuhr der Maler fort, nachdem er sich eine Weile an Isingers Erstaunen geweidet hatte. „Eigentlich zuerst den andern; besonders dem Erhart; dem fällt ja am meisten ein. Er sprach sehr gescheit; — übrigens auch der Anton Kircher: denn die Bilder der andern malt er ja vortrefflich! — Die beiden hatten recht; natürlich. Sie muß nach links, in den Schatten. Goethe sagt's ja auch ... ‚Heraus in eure Schatten, rege Wipfel‘ ... Und dann überhaupt. So prätentiös in der Mitte, so mathematisch, wie mit dem Zollstab gemessen, das ist architektonisch, aber nicht malerisch. Weg mit ihr nach links! Da steht sie nun prächtig; was? — Sie kommt aus dem Tempel, sie geht träumerisch und etwas beklommen langsam die Stufen herunter, sie wandelt bis in den Schatten der ‚regen Wipfel‘, will noch weiter gehn: da hält das ‚schaudernde Gefühl‘ sie fest, und indem noch der Fuß sich hebt — der rechte da — bleibt sie stehn. Grade noch zur rechten Zeit: denn sonst wär' sie fort. Das macht sich gut; wie? Originell! — Uebrigens ein furchtbar komischer Gedanke, daß sie beinahe fort wäre; ein Iphigeniebild ohne Iphigenie. Wenn einer aus Unsinn das machte ... Schauderhaft dumm — aber ich muß lachen!“

Nämlich lachte herzlich. Isinger lächelte mit. „Will doch abwarten,“ dachte dieser, „was aus meiner Iphigenie wird, eh'

ich als Käufer antrete. Bin neugierig, wo sie bleibt! — Gekauft wird sie jedenfalls, ob sie bleibt oder nicht . . .“

Ein paar laut werdende Stimmen, die von links durch die Mauer hereindrangen, rissen ihn aus seinen Gedanken. In dem anstoßenden Atelier, dem Kircherschen, schien sich ein Streit zu erheben: man hörte Anton Kirchers tragischen Bariton, Isinger glaubte auch die weiche, helle Stimme der Porzelläne zu vernehmen. Es überfiel ihn eine plötzliche Unruhe; Vorstellungen aus einem unsinnigen Traum tauchten in ihm auf, den er an diesem Morgen von der Porzelläne geträumt und dann scheinbar vergessen hatte. Er horchte eine Weile; bald war wieder Stille. Der Traum zuckte aber noch in seinem Hirn, wie ein Wetterleuchten. „Guten Morgen,“ sagte er in seiner raschen Weise, die keinem der Maler mehr auffiel, und ging aus der Thür.

Er klopfte nebenan; Kircher rief laut „Herein“. Als Isinger öffnete, sah er sogleich, daß er recht gehört hatte: das schöne Mädchen, das er seit jenem Ankauf von Ampeln und Eierbechern noch nicht wiedergesehn, stand neben der Staffelei ihres malenden Bruders; das Licht aus dem hohen Fenster flutete über die blonden Wellen und über die eine Hälfte ihres blassen Gesichts. Auch ihm, dem Kurzsichtigen, fiel sofort ihre Blässe ins Auge. Sie schien aber schwach zu erröten, als er eintrat, ja sogar leicht zu erzittern; nach einer kurzen Erwiderung seines Grußes trat sie unter das Fenster, in den tiefen Schatten.

„Wo bleibt Ihr Baron?“ fragte Kircher, offenbar erregt. Die Frage sollte scherzhaft klingen, kam aber hart und fast wie ein Vorwurf heraus. „Sie wollten ihn ja zu Ihren Malerfreunden führen. Na, ich bin doch auch einer!“

„Wir kommen bald,“ erwiderte Isinger; „nur noch ein bißchen Geduld. Der Baron hat außer diesem neuen Raptus noch seine alten Bücher und seine junge Frau . . . Darf man fragen, was dem Fräulein fehlt? Sie sehen so — leidend aus —“

„Sonst wär' sie ja auch um diese Stunde nicht hier,“ fiel ihm der Maler ins Wort, der sich vor Unmut mit der großen, knochigen Hand durch das lange Haar fuhr. „Plötzlich wird sie mir elend; gestern den ganzen Tag im Bett, läßt sich gar nicht sehn; auch heut' bleibt sie liegen — schwänzt in ihrem Geschäft — — plötzlich steht sie hier. Hat keine Ruhe zu Hause, wie sie sagt, sieht aber aus wie — na, Sie sehn ja, wie!“

„Ich bitte dich, sei still," sagte das Mädchen mit schwacher, beinahe heiserer Stimme. Sie bewegte die Schultern, wie wenn man ihr körperlich weh thäte. „Ich bin wirklich elend —"

„Nu, das weiß ich ja!" rief Kircher aus, sie vor Kummer fast anschreiend. „Das macht mich ja so wild; ich kann es nicht vertragen, wenn dir etwas fehlt! Das Leben ist so schon schwer; nun kommst du mir auch noch. Ich ringe ja mit der Flut wie einer, der ertrinken will; — ach was, laß mich reden, der Doktor da weiß genug, der kennt meinen Zustand. Ich male und male, und keiner kauft's! Dieser Baron Pillnitz ist meine letzte Hoffnung ... Und nun steh' ich hier eben und male wie verrückt, eine neue ‚Idee' — für den Ideenbaron — da kommt dieses Mädel, das still im Bett liegen sollte, wie 'ne Nachtwandlerin, will mir etwas sagen ... Was will sie mir sagen? Wir sollten doch von hier fortgehn — gleich — in unsre Heimat, da hinten am Rhein. Ich sage: bist du verrückt? Was soll ich am Rhein? Da fängt sie von ‚Aussichten' an ... Was für Aussichten? Auf irgend eine Stellung, die sie da haben könnte — 'ne bessere als hier — und hier taugt's ihr nicht mehr, hier hat sie's zu schwer, hier will sie nun fort ... Ja, ja, ja, so spricht sie. Und mit dem Gesicht — daß mir übel und weh wird — denn ich bin ja kein Mensch mehr, wenn dem Mädel was fehlt; hab' ja nichts als die Schwester. Aber, Herr, meine Kunst! Wo bleibt meine Kunst!"

„Guter Anton, du sollst ja auch — —" fing das Mädchen an. Der Bruder ließ sie aber nicht ausreden; „was soll ich am Rhein!" rief er wieder aus. „Ich kann in Rom, in Paris, in München malen, aber doch nicht da hinten am Rhein!" — Plötzlich legte er dann Pinsel und Palette weg, lief auf die Schwester zu und umarmte sie; er küßte sie nicht, aber er drückte sie mit dem linken Arm so heftig an sich, daß sie das Gesicht verzog, und fuhr ihr mit der rechten Hand über Haar und Gesicht. „Frauenzimmer! Frauenzimmer!" sagte er, mit seiner Weichheit kämpfend, „werd' mir nicht krank, zum Teufel; und red' mir doch nicht von Fortgehn — jetzt, jetzt doch nicht — das ist ja verrückt! Ich steh' vor der Entscheidung; du hörst ja. Der Baron! Der Baron! Von all meinen Bildern da wird ihm doch was gefallen; ich hab' ja doch Schwung, Stil, Größe, Phantasie — hab' ja doch ‚Ideen'! — Schau, die Vorsehung, diese alte Eule, die oft nur so in den

Tag hineinblinzelt, jetzt hat sie da in der Briennerstraße diesen Baron entdeckt, hat sich mit ihrem göttlichen Humor gesagt: den nehm' ich als ‚Werkzeug' — der soll dem Anton Kircher seine Eckensteher abkaufen — und der Doktor Jsinger, der grade auch nichts zu thun hat, soll ihm dabei helfen. Nur muß die gute Milli Kircher auch so lange ihr kleines niedliches Maul halten — nicht von Fortgehn sprechen. Und nicht elend werden. Ihrem Bruder keine Sorgen machen. Er hat schon genug!"

Mit einem erzwungenen, aufgeregten Lächeln strich er ihr wieder über die etwas verwirrten Locken und das runde Gesicht. Die Porzelläne sah ihn liebevoll an, und lächelte ebenfalls; Jsinger bemerkte aber, mit beklommenem Erstaunen, daß über ihre erheiterten Wangen ein paar Thränen liefen. Im nächsten Augenblick stürmte Nämlich herein, ohne anzuklopfen. Fast ohne Atem vor Aufregung stieß er nur die Worte heraus: „Nämlich der Baron ist da!"

„Wo ist er?" fragte Kircher, der die Schwester losließ. Nämlich zeigte nach oben, mit Finger, Schulter und Kopf.

„Beim Erhart?"

„Nein, beim Leo Falk. Mit der Spanierin. Leo soll sie malen. Ich war oben; ein schönes Weib. Das heißt, so was Kleines, Eidechsiges, Sonderbares . . . Gehst du nicht hinauf?"

„Ob ich hinaufgehe!" rief Kircher aus. Er fuhr in einen besseren Rock, zerrte an seiner Krawatte, und warf mit ein paar „genialen" Handbewegungen die dunklen Strähnen von seinen Ohren zurück. Gleich darauf war er draußen. Nämlich lief ihm nach, die Thür flog hinter ihm zu.

„Wollen Sie nicht auch —?" fragte Hermann Jsinger etwas unsicher und schwer, da die Porzelläne stehen blieb, ohne sich zu rühren.

„Was soll ich da oben?" murmelte sie. Ihre Stimme war fast ebenso tonlos wie vorhin. „Bitte, gehn Sie nur! Lassen Sie mich nur!"

„Ich? Wohin soll ich gehn?"

„Nun, hinauf," antwortete sie. „Zu Ihrem Baron. Zu der — Spanierin."

„Mir eilt es nicht," sagte er bewegt, noch zu scherzen suchend. „Ich komme ja eben erst aus Spanien . . . Liebes, gutes Fräulein! Es bekommt mir merkwürdig schlecht, wenn ich Sie blaß und —

angegriffen sehe. Kann man Ihnen nicht auf irgend eine Weise helfen? Kann man nichts für Sie thun?“

„Was wollten Sie —?“ fragte sie zurück. Sie gewann ihrem müden Gesicht ein Lächeln ab, das sogleich wieder verging. Bei einem flüchtigen, scheuen Blick auf Isinger nahm sie einen Ausdruck von Mitleid wahr, der sie zu erschrecken schien. Sie trat einen Schritt zurück und suchte nach ihrem Hut, den sie abgelegt hatte.

„Fräulein Milli!“ sagte er auf einmal in ganz verändertem Ton — es kam so über ihn — und trat auf sie zu. Er fühlte, daß ihn dieses blasse, verhärmte Mädchen unwiderstehlich anzog; ihm war, als müsse er wenigstens eine ihrer Hände fassen. Um so mehr fuhr er zusammen, als sie bei seiner Annäherung eine Art von Schrei hervorstieß, der wie ein heiserer Seufzer verklang. Sie streckte wie abwehrend beide Hände vor, obwohl er schon stehen blieb, und schüttelte heftig den Kopf.

„Bitte, bitte!“ stammelte sie dann und nahm ihren Hut vom Tisch. „Gehn Sie hinauf! Gehn Sie hinauf!“ — Sie war totenblaß, ihre Augen hatten fast keine Farbe mehr; wenigstens schien's ihm so. „Mein Kopf!“ murmelte sie dann noch, ohne ihn anzusehn, und legte eine Hand an die Stirn. In der andern hielt sie den Hut, sie setzte ihn nicht auf. An Isinger vorbei, der bestürzt zurücktrat, schwankte sie hinaus und warf die Thür wieder ins Schloß.

XII.

„Was ist ihr? Was hat sie?“ dachte Isinger laut, als er die Treppe zu Leo Falks Atelier hinaufging. „Steigt es ihr gleich zu Kopf, wenn sie leidend ist? Hat sie kranke Nerven?“ — Er fühlte eine seltsame Enttäuschung: dieses blühende Mädchen mit der gelassenen Anmut der Bewegungen hatte er sich so recht natürlich gesund, so gar nicht modern angekränkelt gedacht. „Jetzt will sie auf einmal fort,“ dachte er, „wenn sie zwei Tage nicht wohl ist; und sowie man sie in seinem Mitleid etwas herzlicher anschaut, läuft sie aus der Thür. Ist sie so ‚sensitiv‘? — Oder empören sich ihre zarten Nerven nur gegen mich?“ — — Er verspürte eine Art von Erbitterung gegen sie; nur daß er sich zu gleicher Zeit stark beklommen fühlte, und einen harten Druck auf der Brust, der ihm gar nicht gut that. Zuneigung keimt so gern

im Sonnenschein der Freude; Mitleid aber treibt sie wie Gewitterregen ... Auf dem Treppenabsatz stand er still, er wäre am liebsten wieder umgekehrt und ihr nachgelaufen, bis er sie irgendwo, wie vorhin der Bruder, an die Brust gedrückt und getröstet hätte ... Getröstet? Wodurch? Wozu? — Mit ihr fortzugehn? an den Rhein? Als was? Oder ihr gute Worte zu geben, süße, streichelnde, bis sie wieder mit rosenroten Wangen gelächelt und ihm geantwortet hätte: ich dank' Ihnen, es geht vorüber, der Kopf ist schon besser — und ich bin Ihnen gut!?

Er mußte über sich lächeln und ging wieder weiter; es gab ihm aber einen Stich, an ihr letztes Gesicht zu denken, das so ganz und gar nicht sagte: „ich bin Ihnen gut!" — Eine geraume Weile stand er dann vor Leos Thür — drinnen hörte er sprechen — und suchte sich zu fassen; endlich merkte er, daß ihm nur der Zwang, die Menschen dazu helfen würden, klopfte und trat ein. Um den Baron, der bei dem altdeutschen, grünen Kachelofen stand, sah er die Maler, auch Erhart, versammelt; nur Falk saß vor seiner Staffelei, er hatte die Baronin nach seiner Weise sogleich stilvoll drapiert und in einen Renaissancesessel gesetzt, und verschlang sie einstweilen mit den Augen, da er noch nicht malte. Das war also dieses „schöne Weib", oder vielmehr dieses „Eidechsige, Sonderbare", wie Nämlich es genannt hatte. Sie versank etwas in den Sessel, die kleine, zierliche Gestalt; vor Ifingers Augen, dem noch die stattliche, fast üppige Porzelläne vorschwebte, daß sie ungefähr wie ein „erwachsenes Kind" da („was ja ein logischer Unsinn ist!" dachte er, sich selber heruntermachend), und schien auch mit den neugierigen Augen eines Kindes in die Welt zu sehen. „Die ‚Virginia-Augen',", dachte Ifinger; „die ‚transatlantischen' . . ." Es waren in der That fremdartige, sonderbare, gleichsam verschleierte Augen; ein bläulicher Duft lag auf dem Weiß, das die dunklen Sterne umgab, etwas unregelmäßige schwarze Bogen zogen sich darüber hin. Wie zwei lebendige, schöngefärbte Fragen schauten diese Sterne aus dem länglich schmalen Gesicht hervor; der fast zu große Mund, mit den schwellenden, wollenden, gleichsam welthungrigen Lippen schien diese Doppelfrage nachzusprechen. „Wer wird uns denn alle die Rätsel lösen?" schienen sie zu sagen, als Ifinger ihr gegenüberstand und sich in etwas ungeschickter Eckigkeit verneigte: „du vielleicht? Siehst du danach aus? Wie viel von der Welt hast du denn in dir?" — Die junge Frau erwiderte

seinen Gruß mit so außerordentlicher Anmut, daß das „Kind“ verschwand, und sah ihn aufmerksam an. Er errötete; es gefiel ihm nicht, daß sie ihn so naiv unbefangen prüfte. „Die Porzelläne ist schöner!“ dachte er gereizt. Indessen mußte er doch hinschauen und die wunderbar zarte Elfenbeinfarbe anstaunen, die das junge Gesicht verklärte und oben an der überkrausten Stirn unter schwarzem Gelock verging.

„Mein gelehrter Freund, von dem ich dir sagte, Doktor Ifinger!“ bemerkte der Baron, der herangetreten war und ihn der Baronin vorstellte. Er drückte Ifingers Hand; dann hielt er sein Glas wieder an die Augen, um die humoristischen Phantasien und Karikaturen zu betrachten, die Leo Falk und die Freunde auf die Wände gemalt hatten, und wanderte an ihnen hin. Kircher folgte ihm, als wäre er sein Schatten.

„O, ich weiß viel von Ihnen!“ sagte die Baronin und sah Ifinger wieder lebhaft, aber mit verbindlichem Lächeln an. „Oder heißt es ‚von Sie‘? Nein, nein; von Ihnen; ich weiß schon. Mein Mann hat mir diese letzten Tage viel erzählt über Ihre Gelehrsamkeit!“

Hermann Ifinger machte nur eine ablehnende Gebärde, er vergaß zu antworten; so sehr überraschte ihn das Mienenspiel der jungen Frau. Während ihre feine, helle Stimme gar musikalisch klang und das nicht ganz korrekte Deutsch reizend fremdartig sprach, entstand auf ihrem Gesicht eine Bewegung, die ihn fast verblüffte; ein solches Spiel aller Muskeln um Auge und Mund hatte er selbst in Spanien kaum gesehn, es schien noch etwas „Transatlantisches“ hineinzuspielen. Welch ein Gegensatz zu der armen Porzelläne! Die kindlich weichen Züge der Baronin schienen wie lustige Vögel auseinander zu flattern, während sie sprach, als müßten sie jedes Wort mit ihrem Geschwirr begleiten; es wunderte ihn fast, daß sie sich hernach wieder zusammenfanden. Diese Unruhe verschönte sie nicht („die Porzelläne ist schöner!“ dachte er zum zweitenmal); erst als sie verstummte, stellte sich der jugendliche Liebreiz wieder her. Nun zeigte sie ihm aber ein so kindliches, so entwaffnendes Lächeln, daß er sie mit übergroßen Augen anstarrte und (er fühlte es zu seinem Verdruß) ein geistverlaßnes Gesicht machte.

„Sie können auch spanisch mit ihm sprechen!“ sagte Leo Falk, der sie in seiner äußeren Unbeweglichkeit studierte. „Er hat uns neulich ein ganzes spanisches Trauerspiel deklamiert!“

„Ein Stückchen von einem Lustspiel nämlich,“ entgegnete Ifinger, zur Baronin sprechend. „Mit meinem Spanisch ist's nicht weit her: ich kann nur mit Kellnern und Ladendienern sprechen. Italienisch — o ja!“

Das Gesicht der jungen Frau geriet wieder in Bewegung; „Italienisch! Va benissimo!“ rief sie mit drolligem Eifer aus. „Ich spreche auch italienisch, und ich hab' ihn lieber; wenn ich auch noch nie in Italien war — es ist die schönste Sprache, nicht wahr, die reinste Musik. Darum hab' ich ihn gelernt und recht viel gesprochen ... Warum lächeln Sie?“

„Verzeihen Sie,“ antwortete Ifinger; „ich lächelte nur so aus Versehn über diese internationale Mischung: eine Nordamerikanerin, die in Spanien geboren wird, italienisch spricht und einen Deutschen heiratet —“

„Weil ich auch Deutschland liebe!“ fiel sie ihm ins Wort. „Nicht für die Sprache, die ist nicht so schön; aber deutsche Musik, und deutsche Philosophie, und deutsches Denken — das geht über alles! — Mein marito sagt mir, Sie sind ein echter Deutscher; ob für die Musik, ich weiß nicht — aber für das Wissen und für die Gedanken. Darum bin ich glücklich, daß ich Sie hier sehe! — Kunst und Wissenschaft ... Sie müssen gut sein und mich etwas bilden und belehren, während der Herr Falk mich malt; dann sind wir au grand complet, alles Gute und Schöne auf einmal!“

Sie sagte dies mit einem reizenden Lächeln und zeigte ihre Zähne; fast waren sie zu groß („größer als die der Porzelläne!“ dachte Ifinger), aber vom reinsten Glanz, von leuchtender Gesundheit. Erhart trat hinzu und nickte. „Frau Baronin, Sie irren nicht,“ sagte er mit großem Ernst, „dieser schreckliche Mensch weiß alles. Er denkt auch an alles. Er ist sogar der einzige, der schon jetzt die Flugmaschine erfunden hätte, wenn Gott das nicht dem nächsten Jahrhundert vorbehalten hätte!“

„O ja, ich weiß das, durch mein Mann!“ erwiderte die Baronin in der anmutigsten Heiterkeit, zugleich voll Bewunderung. „Bitte, bitte, Herr Doktor, bilden Sie mich ein wenig, lassen Sie mich teilnehmen von Ihre Wissenschaft. Erzählen Sie, während Ihr Freund mich malt, von Ihre Flugmaschine!“

„Diese vornehmen Damen sind unausstehlich,“ dachte Ifinger; „sie betrachten uns andern als Schwämme, die sie ausdrücken; nur für die Langeweile. Warum fragt sie nicht lieber gleich:

was halten Sie von Gott und der vierten Dimension?" — Er sah sie mißvergnügt an, lieber an die arme Milli denkend; nur daß ihn diese merkwürdigen „transatlantischen" Augen doch wieder entwaffneten. Ja, sie fragten viel; aber nicht wie die neugierig lüsternen der Lina Schellenberg, sondern reizend ernsthaft, wißbegierig sinnend, in reiner Unschuld des Welthungers. Sie warteten auch ruhig, obwohl er ziemlich lange schwieg; mit aristokratischer Höflichkeit — nein, mit mehr, mit kindlicher Güte, die von der eitlen Ungeduld einer schönen Dame nichts zu wissen schien. Indem er dies alles unklar und gleichsam wider Willen fühlte, schüttelte er verwirrt den Kopf, stieß mit den Fingern gegen seine Brille und entgegnete endlich: „Gnädige Frau, ich verspreche Ihnen das erste Exemplar meiner Flugmaschine, sobald sie geglückt ist; mit gedruckter oder mündlicher Erklärung, ganz wie Sie befehlen. Durch welche Mittel es mir gelungen ist, die Erfindung noch zu verfehlen, das zu erfahren macht Sie wohl nicht glücklich. Wollen Sie aber für die Welt etwas thun, so arbeiten Sie mit mir neidlos für meinen Nachfolger, dem es glücken wird!"

„Wie soll ich das machen?" fragte sie, liebenswürdig lächelnd.

„Das ist sehr einfach — wie alles Große. Wenn eines Tages die Maschine da ist, so handelt sich's ums Auffliegen, ums Abstoßen; das ist das Schwerste, natürlich — alles andre ist Kleinigkeit. Man sollte also die zukünftigen Menschen darauf einüben, vorbereiten; fängt man schon heut' damit an, und übt es an sich und lehrt es seine Nachkommen, so kommen die Leute im zwanzigsten Jahrhundert, nach dem Gesetz der Vererbung, schon mit dem fertigen Instinkt auf die Welt und haben's in den Muskeln. Darum hab' ich es gelernt und üb' es mit den Buben und Mädeln meiner Bekanntschaft; — nämlich so stößt man ab, wenn man fliegen will!" — Er stellte sich mit vollkommenem Ernst in Positur und machte die Bewegungen, die er in seinen Worten beschrieb: „Sehen Sie, so mit der linken Hand setzt man da hinten am Rücken die Kurbel in Bewegung, streckt dann den rechten Arm nach vorn in der Richtung aus, in der man davonfliegen will; dann gibt die Maschine einen Ruck, und man schnellt in die Luft!"

Die Baronin lachte laut und herzlich mit ihrem fröhlichen, silbernen Sopran; so herzlich, daß der Baron seine Wanderung an den braunroten Wänden hin unterbrach und herzutrat; sein

Schatten, Anton Kircher, folgte. „Wie mir das gut gefällt," sagte sie dann: „Sie machen selber ein Spaß aus der Flugmaschine, die Sie mit all Ihre Mühe nicht gefunden haben. Sie sind nicht wie so viele deutsche Gelehrte, die so furchtbar ernst sind, mit ein portamento cosi tragico. Sie haben den großen Humor im malheur — wie nennen Sie ihn doch?"

„Den ‚Galgenhumor'," erwiderte Isinger.

„Ja, den meine ich. Ein sehr gutes Wort. Ich liebe den ‚Galgenhumor'!"

Die vier Silben klangen gar drollig in ihrer wohllautenden, aber fremden Betonung, von ihren mädchenhaft aufgeblühten Lippen. „Es freut mich, daß dir der Herr Doktor gefällt," sagte der Baron; „wie ich euch beide kannte, wußte ich es vorher. Wußte ich es vorher. Ich hoffe, er macht uns bald das Vergnügen ... Daß er dann wiederkommen wird, daran zweifl' ich nicht!"

Um diese galanten Worte zu bekräftigen, beugte er sich nieder und küßte ihr die Hand. Sie sah ihn sehr freundlich, wenn auch nicht zärtlich, an. Als der Baron so ritterlich ergeben dastand — freilich auch als Liebhaber an den Don Quixote erinnernd, aber eine nicht uninteressante Mischung von Hidalgo und gelehrtem Träumer — begriff Isinger zum erstenmal, daß eine so weltverlangende Schöne sich an diesen Mann hatte hängen können. Es hatte sie wohl noch mehr der deutsche Träumer gewonnen als der deutsche Ritter ... Indem er das dachte, fühlte er sich am Arm gefaßt und spürte einen warmen Atem in seinem Nacken. Kircher stand hinter ihm und flüsterte: „Beneidenswert, dieser Falk! So eine amerikanisch-spanische Venus zu malen — und so ein geistreiches Sphinxgesicht. Alles kommt an Leo!"

Isinger antwortete nicht. Gleich darauf fragte Kircher laut, offenbar eine zitternde Aufregung überwindend: „Herr Baron, hätten Sie jetzt die Güte, einen Blick auf meine Schwarten zu werfen? Der Schmerz ist kurz. Nur eine Treppe tiefer."

„Ich danke Ihnen," sagte der Baron verbindlich, aber kühl; „für heute beschränk' ich mich lieber auf Herrn Falks Atelier und sehe ihm beim Malen zu. Ein andermal, wenn es Ihnen recht ist. Bald!"

„Bald!" setzte er noch einmal hinzu, mit einem kurzen, freundlichen Nicken, das aber eine verwünschte Aehnlichkeit mit begönnernder Herablassung hatte. „Der wächst sich rasch zum Mäcen

aus!" dachte Isinger. Unter seinem Hinterkopf verspürte er wieder Kirchers aufgeregten Atem, und fühlte, wie sich dessen Schulter an die seine drückte. „Ist das nicht, um sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen?" hörte er ihn flüstern. „Nicht fünf Minuten hat er für mich übrig; ‚ein andermal, wenn es Ihnen recht ist'. Allerdings, ich bin nicht berühmt ... Hole der Teufel Ihren Baron!"

„Hol' ihn der Teufel!" wiederholte Kircher und ging langsam hinaus, durch eine offene zweite Thür, die in ein kleines Nebenzimmer führte. Niemand gab auf ihn acht, außer Isinger; nur dieser hatte sein Flüstern vernommen; auch lag noch das Gespräch zwischen Bruder und Schwester auf ihm, das er vorhin erlebt hatte. Er sah dem Verstörten nach, mitleidig und beklommen. Wenn er ihn etwas aufrichten oder trösten könnte ... Den Bruder der Porzelläne ... Leo Falk war eben beschäftigt, der Baronin eine bessere Stellung zu geben, ehe er ans Malen ging; der Baron sah tiefsinnig zu, Erhart und Nämlich standen hinter ihm. Von einer warmen Aufwallung getrieben ging Isinger geräuschlos bis zur offenen Thür, und dann über die Schwelle. In diesem kleineren Gemach standen lange Tische, mit Zeichnungen, Photographien und allerlei Scharteken, auch alten Büchern bedeckt; einige überflüssige Möbel schliefen ungebraucht in den Winkeln. Durch ein niedriges Fenster kam ein Uebermaß von Licht herein. Isinger dachte Kircher hier zu finden, von seinem Groll in irgend eine Ecke gedrückt; aber der Maler war fort. Er hatte sich offenbar durch die andre Thür entfernt, die auf den Vorplatz hinausführte.

Unentschlossen stand Isinger eine Weile da. Sollte er ihm folgen? — Durch das Fenster sah er mit gleichgültigen, verlorenen Blicken auf die Straße; es war die Augustenstraße; sie war mittäglich still und leer, nur die blauen Uniformen zweier Soldaten gingen an seinem Auge vorbei. Eine dunkle Gestalt bewegte sich an den Häusern gegenüber, langsam, bis sie stehen blieb; nun ward sie ihm erst bewußt. Er sah ein Gesicht, das sich zu heben, heraufzublicken schien. Es schien blaß zu sein. Auf einmal glaubte er die Züge oder die Formen zu erkennen; ja ihm war, als sähe er einen ganz bestimmten, traurigen, verhärmten Ausdruck, den er noch lebendig im Gedächtnis hatte ... Es war die Porzelläne; da stand sie; trotz seines schwachen Gesichts konnte er nicht zwei-

feln. Warum stand sie da? Wollte sie noch einmal zum Bruder? Weshalb ging sie dann nicht ins Haus? Was war hier zu sehn? Was trieb sie in ihrem elenden Zustand durch die Straßen?

In diesem Augenblick schien sie ihn hinter dem Fenster zu entdecken; denn mit einer jähen Bewegung wandte sie sich ab und ging weiter, der Briennerstraße zu. Im nächsten Augenblick eilte Ifinger zur Thür. Er fragte sich nicht, was er wolle; den Hut, den er noch in der Hand hielt, auf die Stirne drückend kam er auf den Vorplatz und sprang die Treppe hinab. „Die mögen da drin die Baronin malen," dachte er, „und auch unterhalten ..." Auf der Straße schlug ihm ein feiner Regen ins Gesicht, er hatte noch nicht aufgehört; es war nur ein Sprühen, aber der Wind und die Kühle machten es empfindlich. Die Porzelläne hatte ihren Schirm gleichwohl nicht aufgespannt; sie ging auf der andern Seite der Straße fort, den schräge fallenden Tropfen entgegen. Eh' sie an die Ecke kam, blickte sie zurück. Sie bemerkte offenbar, daß Ifinger ihr folgte; ihre Schritte wurden hastig, vor Unruhe, wie es schien, strauchelte sie und wäre fast gefallen; gleich darauf aber verschwand sie nach rechts in die Briennerstraße hinein. Ifinger eilte ihr nach.

Erst als er sie fast erreicht hatte, kam er zur Besinnung. Was jagte ihn denn hinter ihr her? Was wollte er ihr sagen? Hatte er ein Recht, sie mit seinem Mitleid zu verfolgen, wenn sie keines wollte? — Sie schritt immer hastig fort; er blieb stehn. Es ergriff ihn auch eine unheimliche Furcht vor sich selbst: er fühlte, daß ihr Fliehen ihn übermäßig reizte, daß er eine Tollheit begehen möchte, um ihren Trotz zu brechen ... „Oder wär's keine Tollheit —?" dachte er, mit sich selber streitend. „Jedenfalls sie doch nicht aus den Augen lassen; — wohin mag sie gehn? wohin mag sie gehn?" — So fragte er sich einmal über das andre, als gäbe ihm diese Ungewißheit ein Recht oder eine Pflicht, ihr doch nahe zu bleiben ... Sie ging nicht nach Haus, sie schritt die ganze Briennerstraße entlang, an ihrem Geschäft vorbei, endlich in den Hofgarten, auf dessen Arkaden und Bäume die „königliche Residenz" hinabsah. Schräg durch ihn hindurch hastete sie dem Ausgang zu, der in den großen Park, den „englischen Garten", führt; „will sie in den hinein?" dachte Ifinger, der ihr aus einiger Entfernung folgte. Als er aber durch diesen Ausgang wieder ins Freie kam, war das Mädchen verschwunden. Weder auf dem Weg zum Park, noch rechts und links in den

Straßen konnte er sie entdecken. Eine Weile stand er wie verblüfft. Was war ihr geschehn?

Das Gebäude des Kunstvereins fiel ihm in die Augen; es stieß an die Arkaden des Hofgartens, neben dem Parkausgang; von dort trat man ein. War sie nicht in die Erde versunken, so mußte sie in die Ausstellungsräume des Kunstvereins hinaufgestiegen sein! — Er ging wieder zurück und hier die Treppe hinauf. Vielleicht wollte sie sich noch einmal, ihrem leidenden Kopf zum Trotz, an Leo Falks „Frühling" und seinem Triumph erbauen ... Als er den Saal betrat, in dem dieses Bild hing, sah er einen bunten, unruhigen Haufen, der sich davor drängte; vor den andern Gemälden in diesem Raum war kein einziger Mensch. Die meisten gafften stumm, viele ohne etwas zu sehn, da die Köpfe und Schultern der andern wie Mauern vor ihnen standen. Eine schrille, noch unreife Stimme ließ sich aber unerschrocken hören, nicht laut, eher flüsternd, aber doch so scharf ins Ohr dringend, daß Isinger sie erkannte.

Zunächst vor dem Bild standen Hand in Hand drei Mädel, zwei lang aufgeschossen, eines breit, schon fettlich, obwohl wie die andern noch ein halbes Kind; die längste, in der Mitte, erklärte den andern das ganze Gemälde, mit dem Finger deutend. Ungefähr die Hälfte der kleinen Amoretten nannte sie leise beim Namen; dann entstand ein Kichern. Ueber die weißgekleidete Hauptfigur auf dem Fels, mit den weißen Rosen im Haar, sagte sie kein Wort; so oft sie aber mit dem stummen Finger darauf wies, verstärkte sich das Kichern, ging in ein dreifaches Flüstern über, und die drei Gestalten, so aneinander gekettet, schwankten wie am Faden aufgereihte und geschüttelte Kastanien hin und her. Die andern Zuschauer hinter ihnen schienen sich zu wundern, sahen sich aber nur an, ohne zu sprechen.

Endlich lösten sich die drei, nach der Seite zu, von dem Haufen ab und traten in den freien Raum. Sie hielten sich noch an der Hand. Isinger stand vor ihnen; sowie ihn die längste, die Lina Schellenberg, erblickte, stieß sie ein herzhaftes „Ah!" aus. Dann nickte sie ihm zu, deutete mit dem Kopf nach dem Bild, drückte eines ihrer grünlichen Katzenaugen zu und lachte ihm ins Gesicht.

„Ich gratuliere," sagte Isinger halblaut, indem er eine seiner kurzen Verbeugungen vor ihr machte. „Das sind wohl die Crescenz und die Kathi, nicht wahr?"

„Und die Resi," erwiderte sie verbessernd. „Meine Freundinnen."

„Dazu gratulier' ich nochmals," sagte Isinger, mit einem Blick auf diese „Freundinnen", deren frühreife Gesichter gleichfalls ein unerschrockenes Betreten des breiteren Lebensweges zu verheißen schienen. „Nu, es geht ja gut, Lina: das Bild ist da, und Sie und Herr Falk werden zugleich berühmt. Sind Sie ihm nun dankbar? Wie?"

Sie blies ihre Lippen auf und stieß die Luft durch die Zähne. „Rächen thu' ich mich doch noch! und wie!" flüsterte sie dann. „Geben Sie nur acht!"

Plötzlich fiel ihr etwas anderes ein; sie ließ ihre Freundinnen los, nahm Isinger dreist beim Arm und zog ihn einige Schritte mit fort. „Lassen's Ihnen was sagen," raunte sie ihm ins Ohr; „sagen's aber meinen Tanten und Basen nichts davon, wenn Sie die Urscheln noch sehn. Ich komm' zum Ballett!"

„Wohin? Zum Ballett?"

„Ich sag's ja. Ein feiner alter Herr will sich meiner annehmen; er hat einen großen Geldbeutel, sagt er, und ein gutes Herz; und da ich ihm auf dem Frühlingsbild so gefallen hab' und offenbar zur Kunst gehöre, sagt er, und ein ganz verteufeltes, romantisches Persönchen bin, sagt er, so will er mich ausbilden lassen für die Tanzerei. Wissen Sie, was 'ne Ratte ist? So eine soll ich werden. 'ne Ballettratte. Das ist komisch! Was? — Und dann eine Korrüfee!"

„Was für ein Geschöpf?" fragte Isinger. — „Aha! Eine ‚Koryphäe'; eine erste Tänzerin bei der großen Oper. Also so ein großes Tier hoffen Sie zu werden?"

„Na, und ob!" sagte sie lauter, und warf den Kopf in den Nacken. „Sonst fang' ich doch gar nicht an! — Das weltberühmte Modell, der ‚Frühling' von Leo Falk. Ein ‚romantisches, verteufeltes Persönchen' . . . Hast du nicht gesehn!"

Sie schlug eine kurze Lache auf — es erinnerte ihn wieder an die Pfauenstimme — und warf eine Fußspitze in die Luft, als solle sie zur Ballettprobe antreten. „Guten Appetit!" rief sie ihm dann noch zu. Wie eine aufgerichtete Eidechse huschte sie zu ihren Freundinnen zurück, packte sie an den Armen und zog sie zur Thür hinaus, nach dem Ausgang zu.

„Die wird ihren Beruf nicht verfehlen," dachte Isinger.

„Aber die Porzelläne! Wo ist die Porzelläne?“ — Es gab ihm einen Stich in die Brust: aus dem nächsten Saal trat sie plötzlich ein. Sie sah ihn nicht, sie blickte nur nach dem Bild und auf das Gedränge, das ihr noch immer den Zutritt verwehrte. Eine schwermütige Ungeduld verzog ihr noch bleiches Gesicht. Sie schlug die Augen auf, wie zum Himmel, heftete sie dann wieder auf den Menschenknäuel. Eine ihrer Fußspitzen hob sich und fiel wohl ein dutzendmal, wie ein Hammer, aber leise, auf den Boden nieder. Sie sprach mit den Lippen. Bei alledem schien sie ihm schöner, rührender als je ... Endlich machte sie eine Bewegung, als wolle sie gehn, zuckte mit den Schultern, und blickte nach dem Ausgang. Jetzt schien sie Jsinger zu bemerken, denn sie fuhr leicht zusammen.

„Nicht fort! Ich rede sie an!“ dachte er sehr erregt, fast laut. Er ging auf sie zu. Es war aber schon zu spät: eine kleine Gestalt stand vor ihm, die ihm den Weg vertrat, mit einem großen, rundlichen Kopf, den er gleich erkannte: es war die Tante der Lina, Frau Veit, die ihn vor Tagen besucht hatte. Neben ihr, bescheiden etwas weiter zurück, hielt sich die Große, die Christel. Frau Veit verneigte sich so tief, daß sie fast verschwand, lächelte ihm dann vertrauensvoll zu und hielt ihm ihre Hand hin: „Heut' nachmittag reisen wir nämlich ab!“ sagte sie flüsternd, als wolle sie sich entschuldigen, daß sie immer noch da seien. „Mußten doch das Bild noch sehen, Euer Gnaden,“ fuhr sie unaufhaltsam fort; „von wegen der Lina; haben's nun gesehn. O mein! So ein Fratz, so ein Laubfrosch — da schaut's wie ein Engerl aus, man sollt's gar nicht glauben. Aus so was so was zu machen — Euer Gnaden, ich muß sagen, das ist eine große Kunst! Bald denkt man: das ist die Lina, grad' so schaut sie aus, wenn sie einen anlügt; dann schaut man wieder hin und denkt: die ist selig worden, sag' nichts Böses auf sie, die hat schon den Himmelskranz auf, Respekt vor dem Mädel! — Und das lange anständige Kleid, das sie an hat — da ist nichts zu sagen. Nur daß sie die Beine so übereinander legt ... Aber das thut sie gern; hab's ihr oft gesagt: du Wuzerl, das schickt sich nicht; — da hat sie mir einmal frech ins Gesicht gelacht. Da hab' ich ihr 'ne Ohrfeig' geben ... Aber wie ein Engerl! mit den weißen Rosen! Allen Respekt, Euer Gnaden! So ein Lugenschippl, so ein leichtes Tuch — das ist eine große Kunst!“

„Aber laß den Herrn Doktor doch gehen,“ sagte die Christel

leise. Sie hatte die klugen braunen Augen auf die seinen geheftet und sah, daß sie ungeduldig über die kleine Frau hinweg schweiften. „Der Herr Doktor will fort!“

Frau Veit sank erschrocken in sich selbst zusammen; „bitte tausendmal um Vergebung!“ stammelte sie in ihrem gebildetsten Hochdeutsch. „Wollte durchaus nicht inkommodieren . . . Nur weil wir wegen der Lina — — Euer Gnaden, nicht bös sein! Adje!“

Sie drückte sich beiseite, damit er gehn könne, wohin er wollte, und winkte der Christel mit den Augen und dem ganzen Gesicht, geschwind das gleiche zu thun. Gleich darauf waren sie fort, aus der Thür. Ifinger stand allein.

Er fühlte sich wie wirr im Kopf; als hörte er noch das sprudelnde Geflüster, mit dem ihn die kleine Alte überflutet hatte, und die schrille Keckheit der angehenden „Ratte“, des „Engerls“. Jetzt zur Porzelläne, zur Porzelläne, was auch danach komme . . . Aber während die Alte sprach, hatte die blasse Junge sich still entfernt, er wußte nicht wie, noch wohin. Er suchte sie in dem Menschenhaufen vor Leos Bild, der sich nun endlich löste, er ging von Saal zu Saal; Milli blieb verschwunden.

XIII.

War es ein Aberglaube oder war es halbbewußte Weisheit? Diesen Nachmittag und Abend und den ganzen folgenden Tag hielt Ifinger sich einsam zu Hause; als stehe draußen auf der Straße das Schicksal und erwarte ihn, und als könne er ihm entgehn, wenn er sich nicht zeige. Auch am dritten Tag blieb er bis gegen Abend auf sein Zimmer und an seine Bücher gebannt; nur daß er zuweilen einen halb unfreiwilligen Blick auf Kollers ehemalige Schürze warf, die jetzt auf ihrem Platz an der Wand zwischen den Bildern und Skizzen hing und mit ihrem gefährlichen Liebreiz alles überstrahlte. Als er aber endlich den ersten Schritt ins Leben zurückgethan hatte und das Haus des Barons, dessen Besuch er erwidert, wieder verließ, schien die „kranke Sorge“ von ihm gewichen zu sein; er sah heiter aus, die gutmütige Menschenliebe hatte ihn, wie es ihre Art ist, aus dem engen Nest seines Ichs hinausgelüftet, und er schritt herzhaft aus, um dem Anton Kircher, dem Bruder der Porzelläne, eine gute Botschaft zu bringen. Er fand ihn auch noch im Atelier, eifrig bei der Arbeit. Schon

in der Thür blieb Isinger stehn, den Hut noch auf dem Kopf. „Ich kann mich wieder vor Ihnen sehn lassen,“ sagte er, „also guten Abend. Ich komme von dem Baron, den ‚der Teufel holen‘ soll; er ist nun fest entschlossen, Sie noch heute zu besuchen. Zeigen Sie ihm also gefälligst Ihre gemalten Ideen; er ist noch bei Kasse. Er hat sogar den höllischen Plan gefaßt, einige Maler, die ihm besonders gefallen, auf Jahre hinaus in Nahrung zu setzen, in seinen Sold zu nehmen; — ich hab' dabei mitgeteufelt. Ich möchte, daß er auch Sie — — Na, wir werden ja sehn. Zeigen Sie ihm Ihre sämtlichen Werke!“

Kircher sah fast finster von seiner Palette auf; „ich danke Ihnen,“ sagte er kurz, nicht einmal verbindlich. Es lag etwas Erschreckendes in seinem eckigen, unschönen, aber nicht unedlen Gesicht; eine verbissene, ingrimmige Melancholie, die ihm die Augen aufriß und die Nüstern blähte; auch waren seine schweren, oft etwas geröteten Lider heute doppelt rot, überwacht, entzündet. Es sah aus, als hätt' er vor Wut geweint. „Bitte, machen Sie sich's gemütlich,“ setzte er nach einer Weile mit verrücktem Humor hinzu; „nehmen Sie irgendwo Platz!“

„Was haben Sie?“ fragte Isinger. „Ich dachte, diese Nachricht —“

„Meine ‚sämtlichen Werke‘!“ fiel Kircher ihm ins Wort; „ja die könnt' er haben; sie sind ja noch fast alle beisammen — denn was bloß schön sein will, wird ja nicht gekauft. Und die Recensenten, die sich Schönheitsprediger nennen — Lumpenhunde sind's. Da! lesen Sie das!“

Er nahm eine Zeitung vom nächsten Stuhl und warf sie Isinger zu. Dieser fing sie auf und schlug sie auseinander; ein mit Kohle rechts und links angestrichener Aufsatz fiel ihm gleich ins Auge, die Fortsetzung von Brenzels jüngstem Kunstbericht, der Leo Falks „Frühling“ so begeistert gepriesen hatte. Zur Abwechselung folgten hier mehrere Hinrichtungen, wie es Brenzel liebte. Die erste galt dem „Abmaler“, wie der grausame Kritiker den Kircher nannte; dem „vortrefflichen Kenner der Alten“, der, weil er in gewiß gerechter Bescheidenheit die Erfindungen der großen Meister seinen eigenen vorziehe, mit der Geschicklichkeit eines Raben alle schon gemalten Motive in unzähligen Photographien zusammenschleppe und in neuen Bildern verballhorne. „Sind Sie schon bei ‚verballhornen‘?“ rief Kircher aus, während Isinger las.

„Ja, Sie sind schon so weit ... Wie gefällt Ihnen das? Wie? Mich vor aller Welt einen Dieb nennen, das genügt ihm nicht; er schreibt noch eine Warnung dazu: ‚kauft ihm die gestohlenen Sachen nicht ab, er hat sie ruiniert!‘ — Er will mich ruinieren, mich; das ist seine Absicht! — Und dabei schreit er auf der Bierbank mit seiner Essigstimme: weg mit der modernen Wahrheitssimpelei, macht es wie die Alten; und dieser kantige Puritanerschädel brüllt in sein Seidel hinein: ‚Schönheit, Schönheit, Schönheit!‘ — Wenn aber einer kommt und Schönheit bringt, und es wie die Alten macht — nun, meinetwegen auch einmal zu genau, zu wörtlich; was liegt daran, Publikus weiß es nicht — dann kommt so ein Ehrabschneider, so ein Lichtausblaser, so ein — so ein — —“

Er konnte nicht weiter, die Wut nahm ihm die Stimme oder die Gedanken; er stieß nur noch ein „Pfui!“ heraus und spuckte auf die Erde. Ifinger wollte etwas sagen, bewegte aber nur die Brauen, schwieg und las zu Ende. Der andre unterbrach ihn nicht wieder, in nervöser Hast fuhr er fort zu malen. Erst als Ifinger das Zeitungsblatt sinken ließ, fragte Kircher, der einen hohen, grimmigen Laut hervorstieß: „Also wie gefällt Ihnen das? Ein netter Bierbruder? Wie?“

„Sie wissen, ich hab' diesen Brenzel nie geliebt,“ antwortete Ifinger. „Die Hauptsache ist, daß Sie unverdrossen weitermalen, und daß Sie Ihre Bilder verkaufen. Deshalb lotsʼ ich Ihnen ja den Baron Pillnitz her —“

„Und ich dank' Ihnen, dank' Ihnen,“ sagte Kircher hastig, herzlicher als vorhin. „Sie sind doch noch ein Freund! — Sie haben recht, man muß oben bleiben, man muß diesen Kerlen zeigen, daß —“

Er brach wieder ab, um einen tiefen, zitternden Atemzug zu thun, und stieß mit dem Pinsel unruhig gegen seine Leinwand. „Das da mal' ich für Ihren Baron!“ murmelte er dann zwischen den Zähnen. „Es ist so 'ne Art von Idee darin. Diese Lumpenhunde ... Wollen hoffen, daß es ihm gefällt!“

Ifinger nickte und trat neben ihn, um das werdende Bild zu sehn. Es waren drei Gestalten, die über eine Brüstung schauten, in Kostümen aus Tizians Zeit. Indem er sich vorbeugte, um besser zu sehn, bemerkte er unten auf dem Sims der Staffelei zwei kleine Photographien; die eine nach einem Tizian, den er in Madrid gesehn, die andre nach einem Bild, das er

nicht kannte. Auf jeder dieser Photographien waren mehrere Gestalten, in malerisch anziehender Haltung und Bewegung; drei davon hatten sich, sehr vergrößert, oben auf der Leinwand zusammengefunden und schauten über die Brüstung . . .

Kircher sah Isingers vergleichende Blicke, es gab ihm einen Ruck. Sein blasses Gesicht ward rot; er griff nach den Photographien und warf sie dem Stuhl zu, von dem er vorhin die Zeitung nahm; sie fielen aber auf die Erde. Isinger bückte sich unwillkürlich, um sie aufzuheben. „Aber lassen Sie doch! lassen Sie doch!“ sagte der Maler verlegen murmelnd und kam ihm zuvor, so daß ihre Köpfe fast zusammenstießen. „Nun ja . . . Photographien . . . Stimmgabeln. Anregung. In unsrer verdammten, prosaischen Zeit braucht man Anregung . . . Ich denke darüber nicht kleinlich, muß ich Ihnen sagen . . . Bitte, sein Sie still: Jemand kommt!“

Isinger hätte auch sonst geschwiegen; es war ihm lieb, daß Leute kamen, er war selbst errötet — für den Bruder der Porzelläne. Nämlich trat ein, mit Prahm, einem andern Maler, den Isinger schon früher hie und da gesehn hatte; einem der „Durchgedrungenen“, wie Kircher diese Bevorzugten nannte. Es war ein beliebter, angesehener Landschaftsmaler, der wenig eignes Ich hatte, aber sehr viel konnte; eine gedrungene, selbstbewußt zurückgelegte, mittelgroße Gestalt mit gesund rötlichem, behaglich feistem Gesicht. Nachdem er sich langsam genähert hatte, ohne ein Wort zu sagen, blieb er würdevoll lächelnd stehn, als erwarte er von den andern etwas, ehe er selber spreche. Kircher sah ihn aber zerstreut und verloren an, Isinger desgleichen.

„Wißt ihr denn noch nicht?“ fragte Nämlich endlich, der komisch erstaunt geglotzt hatte. „Herr Prahm hat den neuen Orden gekriegt. Sie haben ihn anerkannt!“

„Ah, da gratulier' ich,“ sagte Kircher treuherzig, seinen Ingrimm vergessend. „Meister Prahm, Sie haben's verdient! Gratuliere!“

Der Landschafter bewegte abwehrend die Hand und den Kopf — es sah aus, wie wenn er Fliegen verjage — trat auf Kircher zu und gab ihm die Hand. „Wir bleiben die Alten!“ sagte er in seinem tiefen Baß, leutselig und wie tröstend. „Guten Abend, Kircher!“

Er setzte diese drei Worte hinzu, um anzudeuten, daß man

von dem großen Ereignis nun nicht weiter sprechen solle, nahm einen leeren Stuhl, setzte sich rittlings auf ihn und betrachtete Kirchers Arbeit. Nämlich kam an Isinger heran, berührte ihn mit dem Ellbogen und flüsterte: „Wann haben Sie meine Iphigenie zuletzt gesehn? War sie damals noch da?“

„Wieso noch da?“ fragte Isinger.

„Nu, weil sie jetzt — —“ Der gute Nämlich lächelte halb verschämt, wie ein junges Mädchen. „Mit dieser Griechin ist es mir sonderbar gegangen! Nämlich jetzt — ist sie fort. Ganz fort!“

„Ah!“

„Sie ‚ahen‘; natürlich. Das hätten Sie sich wohl nicht gedacht! — Für den Laien klingt es ja komisch; für den Maler — — nu, der Maler sieht's anders an. Ich hatte eigentlich schon selber so ein Gefühl: Iphigenie, lebe wohl; oder bild' ich mir das jetzt nur ein? — Kurz, sie kamen gestern — die andern, mein' ich, die drei — und brachten mir mein Gefühl zur Klarheit, zum Bewußtsein: weg mit ihr — sie muß fort! Es ist eine Landschaft, eine griechische, klassische; Tempel und Bäume am Meer; das Stilvolle, Feierliche, Schönheitsbesoffene, um das handelt sich's. Was will ‚Iphigenie‘ da? Was soll Iphigenie? Mit diesem Frauenzimmer kommt die Litteratur hinein, es wird eine Illustration zu einer Dichtung — wie Erhart ganz richtig sagte — und wer diese Dichtung nicht kennt, der versteht das Bild nicht. Bilder müssen selbstverständlich sein; Leo Falk hat ganz recht. Also weg mit ihr! Vorwärts marsch, hinaus!“

„Hm!“ murmelte Isinger.

„Sagen Sie das nicht, Doktor!“ fiel ihm Nämlich ins Wort. „Sie hat mich immer geniert! Darin hat Kircher recht! — Zuerst kriegte ich ein dunkles Gefühl: sie steht da oben nicht gut; das Mädchen muß hinunter! Dann sah ich ein — ich hab's Ihnen ja erzählt — was soll das Weib in der Mitte; ich male ja keine Kreise, keine Mittelpunkte. Das ist steif — das ist akademisch — also in Gottesnamen nach links! — Na, so kam sie nach links; fast in den Rahmen hinein. Hat Ihnen das gefallen? Was? — Mir hat's nicht gefallen. Das Bessere in mir, das Echte, der wahre Künstler in mir brummte dagegen auf, ließ mir keine Ruhe. Es juckte mir in den Fingern — wahrhaftig. Endlich ein großer Entschluß — mit dem großen Pinsel — und nun bin ich frei. Nun bin ich erlöst! Die andern geben mir recht, alle drei. Sie

müssen das Bild nun sehn, Doktor. Sie werden Respekt vor mir kriegen, und Sie werden staunen!"

„Staunen werd' ich gar nicht," erwiderte Isinger. „Ich kann aber jetzt nicht: Baron Pillnitz kommt!"

In der That, das Schicksal in der Gestalt des Barons trat ein, schlank, elegant, mit den starrenden dunklen Augen; und durch Isingers Körper ging eine plötzliche, bängliche Bewegung, als hätte er ein dunkles Gefühl, daß eigentlich auch sein Schicksal jetzt entschieden werde. Er trat geschwind zu Kircher, den er vor Aufregung erblassen sah. „Nun wird ja alles gut," flüsterte er rasch. „Heut' werden Sie Ihrer Schwester eine Freude machen ... Wie geht's ihr?"

Kircher konnte ihm nicht mehr antworten; er ging schon dem Baron entgegen, nachdem er eine Art von Lähmung überwunden hatte, und begrüßte ihn mit einer humoristisch gemeinten Anrede, die aber ernst und trocken herauskam. Er bemühte sich offenbar, alles zu vermeiden, was als schmeichlerisch oder unterwürfig erscheinen konnte; das natürliche Schamgefühl der Menschenwürde machte ihn aber steifnackiger und schwerfälliger, als seine Meinung war; dabei zitterten seine Finger und die Mienen zuckten. „Bitte, lassen Sie sich nicht stören!" erwiderte der Baron mit seiner durchdringenden Stimme; „ich rechne mich nun schon gewissermaßen zu Ihnen, und wenn ich zu Künstlern komme, will ich ja nicht plaudern. Ich will ihre Bilder sehn. Lassen Sie mich alles anschauen, malen Sie nur weiter! malen Sie nur weiter!"

Mit einer höflichen und zugleich begönnernden Bewegung drängte er den Maler zu seiner Arbeit zurück, hängte sich in Isingers Arm und trat zu einer andern Staffelei, auf der oben und unten mehrere von Kirchers „sämtlichen Werken" standen. Er warf durch sein Glas einige prüfende Blicke darauf; plötzlich sagte er leise: „Aber werter Herr Doktor, zu was einer Art von Künstlern haben Sie mich da gebracht? Soeben, als Sie von mir fortgegangen waren, hab' ich die Kritik in der Allgemeinen Zeitung gelesen ... Das ist ja ein ‚Abmaler'!"

„O weh!" dachte Isinger. „Also schon zu spät!" — Er nahm sich aufs äußerste zusammen und flüsterte geschwind: „Lassen Sie sich nicht irre machen, Herr Baron. Bitte, schauen Sie seine Bilder an, wie wenn Sie das Gedruckte nicht gelesen hätten!"

Baron Pillnitz warf auf den Doktor einen ungewissen, ver-

wunderten Blick, der zu sagen schien: „Kann man denn das?" — Er hielt indessen sein Glas wieder vor die Augen, räusperte sich laut, wie um sich Mut zu machen, und nahm einen Anlauf, die Bilder dieses „Abmalers" doch noch mit eigenen Augen zu sehn. Es entstand eine längere, unheimliche Stille. Kircher schien nichts zu hören, noch zu sehen, er malte an seinem neuen Werk; von Zeit zu Zeit zuckte seine rechte Schulter. Nach einer Weile führte Isinger den Baron zur Wand, wo mehrere umgekehrte Bilder standen, drehte sie herum, stellte eines auf einen Stuhl. Pillnitz murmelte einige unverständliche Worte, sah aber höflich und geduldig hin. „Nun, wie denken Sie?" fragte Isinger endlich leise. „Was gefällt Ihnen am besten?"

Der Baron antwortete zunächst durch einen hilflosen Blick über die Schulter weg. „Lieber Herr Doktor," murmelte er dann, mit den Achseln zuckend, — „wie sollten mir diese Sachen gefallen, wenn ich doch gelesen habe, doch gelesen habe, daß sie verballhornt sind?"

„Es handelt sich darum, ob Sie zustimmen; Sie sind ja auch jemand, haben Ihre Meinung. Die Bilder können Ihnen durch die Komposition, die Farbe, durch allerlei persönliche Reize — —"

„O ja wohl, ja wohl," fiel ihm Pillnitz ins Wort. „Uebrigens, was ich Ihnen noch sagen wollte — — als Sie mich vorhin besuchten, kam ich nicht dazu, Sie sprachen immer nur von Kircher; und dann stürzten Sie weg. Sie haben meiner Frau neulich sehr gefallen; sehr gefallen. Wär' sie zu Hause gewesen, so hätte sie's Ihnen selber gesagt. Sie haben ‚ihre Eroberung gemacht'; das sind ihre Worte!"

„Ich bin sehr glücklich, das zu hören," antwortete Isinger; „und um so mehr beschämt, da ich mich ‚französisch' empfohlen hatte. Hoffentlich gefallen Ihnen aber doch einige von Kirchers Werken; geben Sie ihn noch nicht auf. So gut wie Nämlichs Landschaft mit dem gekreuzigten Aegypter sind seine Schöpfungen auch!"

Der Baron sah wieder über die Schulter, diesmal mit einem überlegenen Lächeln; als wollte er damit sagen: „Kann man die vergleichen? Hat denn jemand den Nämlich einen verballhornenden Abmaler genannt?" Er schwieg aber aus Höflichkeit, und dem Doktor zu gefallen, der die „Eroberung seiner Frau gemacht hatte", kehrte er an dessen Arm noch einmal zu den Bildern auf der

Staffelei zurück, und betrachtete sie so aufmerksam, wie er bei seinem Schneider die neuen Herbststoffe anschaute. Auf einmal wendete er den Kopf, ihm war ein guter Gedanken gekommen. „Sie malen da ja etwas Neues," sagte er zu Kircher hinüber, der an der Unterlippe nagte und im Gesicht kaum mehr Farbe hatte. „Das hat der Herr — Brenzel wohl noch nicht gesehn?"

Kircher stieß ein „Ah!" heraus, beinahe höhnisch lächelnd: nun begriff er alles. Mit einer letzten Anstrengung antwortete er dann: „Nein, Herr Baron, das hat er noch nicht gesehn."

„Dann — dann erlauben Sie mir . . ."

Baron Pillnitz trat hinter Kircher und richtete seine bewaffneten Augen auf das fast fertige neue Bild. Prahm, der Landschafter, war aufgestanden und warf nur noch einen Seitenblick hin. Nämlichs rötliches, strohfarben umrahmtes Gesicht tauchte hinter den drei Köpfen des Bildes, über der Leinwand auf und starrte mit der freimütigsten Neugier gradaus auf den Baron, den er dadurch beinahe aus der Fassung brachte. Kircher atmete laut.

„Das — — das sagt mir zu," murmelte Pillnitz nach einer Weile, mit einem flüchtig schielenden Blick auf Isinger. „Die Farbe . . . Gewisse persönliche Reize . . . Auch ist etwas in der Komposition —"

„Frei nach Tizian und nach Giulio Romano," fiel der dekorierte Prahm ein, mit seinem behaglich nachdrücklichen Baß. Darauf wandte er sich ab, die Hände auf dem Rücken, und ging langsam durchs Zimmer hin.

Es war, wie wenn den Baron ein großes Insekt gestochen hätte: so fuhr die hagere Gestalt zusammen. Eine neue Stille entstand, schlimmer als die erste. Pillnitz knöpfte an seinem Rock; warf auf das Bild einen letzten Blick, durch den er es für immer aufgab; sah dann in die Luft, als suche er die Form, um sich in edelmännischer Weise mit Artigkeit zurückzuziehn. Endlich nahm er wahr, daß Isingers Augen die seinen suchten; halb verlegen, halb vorwurfsvoll antwortete er durch einen erwidernden Blick: „Sie sehen, wie es steht!"

„Ich sage Ihnen also meinen verbindlichsten Dank," schnarrte er dann dem unglücklichen Maler zu, der mit ganz verzerrtem, drohendem Gesicht dem Landschafter nachstierte. „Ihre Schöpfungen sind sowohl figürlich wie landschaftlich — — sowohl figürlich wie landschaftlich sind sie interessant. Allerdings nicht in der

Richtung, die ich — — nicht in meiner Richtung. Nun, daran wird Ihnen nicht viel liegen; andre werden Ihnen desto unbedingter zustimmen. Ich wünsche Ihnen den besten Erfolg. Wünsche Ihnen den besten Erfolg!"

Er bewegte seinen Hut gegen Kircher, als achtungsvollen Abschiedsgruß; machte auch gegen die andern eine leichte Bewegung und ging rasch zur Thür. Dort stand Isinger, als wolle er den Baron noch aufhalten; aus Mitleid mit Kircher war er gleichfalls blaß geworden. Pillnitz gab ihm aber geschwind die Hand und zog sie dann wieder zurück; „non, jamais! jamais!" sagte er leise, aber entschieden, und drückte auf die Thürschnalle. Mit ein paar Schritten verschwand er. Hinter ihm kam der Landschafter, hinter diesem Nämlich. Einer folgte hurtig dem andern, und die Thür fiel zu.

XIV.

Als Isinger zu Kircher zurückkam, war dieser in einen gepolsterten, alten Lehnstuhl gesunken, der unter dem Fenster stand; mit einem zischenden, zitternden Geräusch atmete er durch die Zähne, seine Augäpfel irrten umher; seine Hände umklammerten die Lehnen und suchten sie zu zerbrechen. Die ganze Gestalt zog sich zusammen und wand sich, wie ein Fisch, der aufs Land geworfen ist und in dem trockenen, warmen Sand sein letztes Leben verzittert. Erst als er Isingers weiche, teilnehmende Stimme hörte, brach er in das Schluchzen aus, das schon lange gewartet zu haben schien. „Warum sind Sie noch da," stieß er nach einer Weile durch den schluchzenden Krampf hervor. „Gehn Sie doch auch ... Gehn Sie doch auch!"

Dann ergriff er aber Isingers Hand und drückte sie zwischen seinen harten, zusammenzuckenden Fingern. „Doktor!" stöhnte er. „Nehmen Sie's nicht übel: ich bin wie ein Kind. Ich schäme mich vor Milli ... Ich schäme mich vor Milli ..."

Plötzlich sprang er auf; seine naß gewordenen Augen warfen einen wilden Blick auf den Tisch, neben dem er gesessen hatte. Er deutete mit der Hand auf einen Dolch, der zwischen Photographien und allerlei Kreide- und Kohlenstücken lag. „Da liegt er!" rief er aus. „Ich war feig! Hätt' ich ihn ihm nur in die Brust gestoßen! Ich hab' dran gedacht; hatte nicht den Mut!"

„Wem? — Sind Sie toll?"

„Wem?“ fragte der Maler zurück. „Diesem Mann mit dem Orden; diesem ‚Wir bleiben die Alten‘; diesem Hundsgesicht! Wieso bin ich toll? Hat mir denn er nicht den Dolch in die Brust gestoßen, mir den Rest gegeben, als er sich so tückisch hineinmischte: ‚Frei nach Tizian und nach Giulio Romano‘? — Uebrigens eine Lüge: nicht Giulio Romano, sondern — — Aber einerlei. Einerlei. Er hat mir den Rest gegeben. Meine letzte Hoffnung! So ein niederträchtiger, gottverdammter, dekorierter Hund — — sprengt mich in die Luft!“

Er riß das Dolchmesser vom Tisch und warf es gegen die Thür, durch die sich der Landschaftsmaler entfernt hatte. Die Spitze fuhr in das Holz, aber schief; eine Weile zitterte der Dolch, in der Luft schwebend, dann glitt er wieder heraus und fiel auf die Erde. Kircher sah dem zu; es lenkte ihn auf einige Augenblicke von seinen wütenden Qualen ab. Als die Waffe auf den Boden aufschlug, brach sein Schluchzen wieder hervor; das grimmige Gefühl der Ohnmacht fuhr ihm zitternd durch den Körper, er warf auf Isinger einen irren Blick, der diesem durch die Seele ging. „Aus ist's!“ stieß er mit einem pfeifenden Ton durch die Zähne. „Dieser Ideenbaron . . . Was so ein Hund ihm sagt, was so ein Schuft drucken läßt, das hat ihn. Ob ich doch sonst noch was bin, davon ahnt er nichts! — Ich überheb' mich nicht, Doktor; glauben Sie mir, Doktor, überheben thu' ich mich nicht . . . Er hat Bilder von Erhart gekauft, wie ich höre, und von Leo Falk; mit denen vergleich' ich mich nicht. Ich bin kein Leo Falk, wie ich kein Makart bin; das weiß ich, das weiß ich . . . Aber Nämlich! Er kauft den Aegypter von Nämlich! Der Aegypter von Nämlich ist für ihn ein Bild! Und dann sagt er mir: ‚Ihre Schöpfungen sind nicht in meiner Richtung‘; er hat also eine Richtung — dieser Mann ohne Augen, dieser geschniegelte Don Quixote — diese fidele Trompete, die das nachtrompetet, was die andern ihr vorblasen . . . Und dann schwenkt er noch seinen Cylinder und ‚wünscht mir den besten Erfolg‘ — in dem Augenblick, wo er mich vernichtet — wo es mit mir aus ist — aus, Doktor, aus — ich kann nicht mehr — ich kann nicht mehr leben — bei Gott nicht. Eine Kugel vor den Kopf, dann bin ich erlöst!“

„Wie können Sie so reden!“ murmelte Isinger. „Sie haben noch — — Sie haben — —“

Es fiel ihm nichts ein, was der Unglückliche noch hatte, was

ihm noch helfen konnte. Endlich warf er die Worte heraus: „Sie haben noch Ihre Schwester!“

Kircher packte Isingers Arm: „Um die von mir zu erlösen, muß ich ja aus der Welt! Ich war ja ihr Stolz, ich war ihre Hoffnung; darum hat sie für mich geopfert und geblutet — wie ein Engel, Doktor — ich lieb' sie wahnsinnig, Doktor ... Soll ich ihr heut' abend sagen: Da bin ich, ich bin ein ‚Abmaler‘, mir kauft kein Mensch, kein Hund mehr was ab, füttre deinen Bettler!? Soll ich mich ihr so lange auf die Schultern legen, bis sie zusammenknickt? — Lieber auf dem Mist verfaulen, Doktor ... Sagen Sie ihr, wenn ich fort bin, wie dies alles gekommen ist; verdeutschen Sie ihr's, erklären Sie ihr's, daß ich sterben mußte — daß ich um ihretwillen — für sie — — Aber das bringt sie dann um. Sie hängt an mir wie ein Narr. Sie allein auf der Welt! — — Fragten Sie nicht vorhin, wie's ihr geht? Nu, sie geht herum, sie verkauft wieder Töpfe und Tassen, sie sagt mir ‚Guten Morgen, Bruder‘, ‚Guten Abend, Bruder‘; aber sie tropft so weg. Sie hat einen Kummer. Wer ist das anders, als ich? Mein miserables Schicksal verzehrt sie. Wenn ich nun heut' abend komme und sage: unsre letzte Seifenblase ist geplatzt, der Baron läßt sich empfehlen — und dann ihr Gesicht — — Nein. Das kann ich nicht mehr. Das will ich nicht mehr sehn! Lieber soll sie mich still und kalt und erlöst auf dem Sofa finden — und wenn ihr dann auch das Herz — — dieses Engelherz — — Nur um meinetwillen ... Was ich auch denke, jeder Gedanke ist scheußlich ... Doktor, ich ersticke!“

Er war wieder in den Lehnstuhl gesunken, aber nun fuhr er auf, als vergehe ihm wirklich der Atem, riß oben an seinem Hemd, bis der Knopf zersprang und die Krawatte sich ablöste, und atmete mit offenen Lippen. Isinger rang nach Fassung und Besinnung; ihm selber verging die Luft. „Sie haben nicht unrecht,“ sagte er endlich mit äußerer Ruhe, in seinem trockenen Ton, „wenn Sie hier ersticken: das ist ja ein dicker Dunst, in dem man nicht atmen kann. Abgesotten; schwül. Kommen Sie hinaus. Lieber, guter Freund, kommen Sie hinaus. Draußen sprech' ich besser — und Sie denken besser. Wie alt sind Sie denn? Sechsundzwanzig, höchstens siebenundzwanzig Jahre; dann schämen Sie sich, von Sterben zu sprechen. Es gibt in Europa noch mehr Barone als den einen; es gibt auch Leute, die keine Barone sind und doch

Bilder kaufen. Ich helfe Ihnen suchen. Ich helf' Ihnen so lange, bis wir welche finden. Kommen Sie nur erst hinaus! in die Luft!"

Er stieß das alles geschwind hervor, wenn auch nicht so fließend wie sonst; nahm einen weichen Filzhut vom Tisch und setzte ihn dem Maler ohne weiteres auf den Kopf; dann hängte er sich in dessen Arm und zog ihn langsam zur Thür. Kircher betrachtete ihn sehr erstaunt, mit noch etwas wirrem Blick; er blieb stehn, doch machte er sich nicht los. „Was sind Sie für ein närrischer Mensch?" sagte er, mit plötzlicher Rührung kämpfend. „Wie kommen Sie mir vor?"

„Ich? Hoffentlich wie ein —"

Kircher ließ ihn nicht ausreden: „Doktor, Sie sind verrückt! Was gehe ich Sie an? Warum stürzen Sie sich in solche Unkosten von Menschenliebe — für ein verlorenes Subjekt? Was machen Sie für ein schauderhaft mitleidiges Gesicht?"

„Fällt mir gar nicht ein," brummte Isinger. „Ich will Sie nur in die Luft führen, weil Sie hier nur auf abgesottene Gedanken kommen —"

Auf einmal umklammerte ihn der Maler und drückte sein knochiges Gesicht gegen Isingers Schulter. „Sie sind so gut, so unsinnig gut," stöhnte er, wieder leise schluchzend. „Wollen mir helfen ... Mir ... Die andern laufen fort, Sie bleiben, Sie hören mit Engelsgeduld all meine Bosheit an, hegeln und hätscheln mich wie ein krankes Kind ... Sie sind wie meine Schwester! wie Milli!"

Der Name ging Isingern — nicht zum erstenmal heute — wie eine warme Welle über die Brust. „Ich bin nur ein Mensch, wie Sie," gab er kurz zur Antwort. „Wie wär's mit einem Glas Bier, Kircher, in der Abendluft. Da bereden wir's weiter ... Sehn Sie, da ist die Thür!"

Er hielt unterdessen die Schulter still, damit der andre noch eine Weile auf ihr ausruhn könnte. Die zitternde Bewegung von Kirchers Kopf hörte langsam auf; er hob sich empor, ein eckiger, aber rührender Ausdruck von Scham ging darüber hin. „Ja, ja, ja," murmelte der Maler. „Ja, da ist die Thür. Wie ich Ihnen wohl vorkomme ... Aber wenn Sie wüßten, wie lange ich schon auf dem letzten Loch — — Wie wär's mit einem Glas Bier, sagen Sie. Ich will mich doch von einem Mann wie Sie nicht verachten lassen. Junge Leute müssen hoffen, natürlich. Ich will auch noch hoffen! — Sie haben so was an sich, da geht einem

das Herz wieder auf. Sie sind zum Verlieben, Doktor; durch Ihre verwünschte Brille schauen Sie so wahnsinnig gut heraus ... Ich bin nicht gefühllos, Doktor! Glauben Sie mir, in all meinem Elend bin ich kein undankbarer Hund; ich sehe, was für einer Sie sind — und ich danke Ihnen. Sie und Milli — zwei echte Menschen ... Helfen Sie mir, helfen Sie mir; ich will noch nicht verzagen. Also hinaus in die Luft!"

Er zog nun selber den andern fort, seinen Arm heftig drückend — es sollte Zärtlichkeit sein — und ging aus der Thür. Sie kamen auf die Straße, und hier faßte sie allerdings ein anregender Wind, der ihnen aufmunternd durch die Haare fuhr; nur daß es ein Südost war, der gefeuchtete Schwüle brachte, statt das Blut zu kühlen. Ueber Kircher kam eine ziellose Unruhe, nach der wilden Verzweiflung; er führte Isinger, statt geführt zu werden, doch ohne zu wissen, wohin; durch die Augustenstraße bogen sie in die Dachauerstraße ein und zogen bis auf den Platz, vor dem sich der Ostbahnhof — damals noch nicht ein Teil des Ganzen geworden — mit dem alten Staatsbahnhof brüderlich vereinte. Ein jetzt verschwundener Biergarten stieß an diesen Platz; ein etwas verkümmertes Anwesen mit geringem Baumwuchs, doch fanden sich hier dann und wann, im Vorübergehn, ein paar der Freunde zusammen. Es dämmerte bereits. Der Garten war fast menschenleer. Sollten wir nicht hier —? fragte Isinger. Der Maler nickte stumm, und sie traten ein.

Kaum hatten sie aber Platz genommen, so sprang Kircher wieder auf, mit unheimlichen Augen über Isinger hinwegstarrend. An einem der nächsten Tische saß eine Gesellschaft von Männern, in halblautem Gespräch. Das schwül bleiche Abendlicht hob unter ihnen ein bartloses, mageres Gesicht von unschöner Farbe hervor, das in dieser Beleuchtung nicht zu verkennen war: Brenzel, der Kritiker, seinen Stuhl gegen einen Baum zurückgelehnt, saß halb liegend da. Aus Kirchers geschlossenem Mund kamen einige verwilderte, schauerliche Töne, noch unheimlicher als sein Blick; gleich darauf ging er, vor Aufregung etwas schwankend, auf den Kritiker zu. Der erschrockene Isinger, gleichfalls aufgesprungen, eilte ihm nach. „Kircher!" rief er mit halber Stimme.

Der Maler hörte ihn nicht. Er stand vor Brenzel, noch ohne ein Wort zu sagen; offenbar weil die Kehle ihm noch nicht gehorchte. Brenzel sah ihn unsicher an, der Ausdruck in Kirchers

Gesicht überraschte ihn. Mit leidlicher Ruhe sagte er aber höflich „Guten Abend!“ und zog seinen Hut.

„Wie können Sie die — Dreistigkeit haben, mich noch zu grüßen?“ erwiderte nun der Maler, dem die Stimme bebte.

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Brenzel kalt, nach kurzem Besinnen. „Ich habe keinen Grund, Sie nicht mehr zu grüßen; darum grüß' ich Sie. Darf ich fragen, was Sie von mir wollen?“

Kircher dämpfte die Stimme, so viel Besinnung war ihm noch geblieben; er trat noch näher, so daß er den Baum hinter Brenzel mit der Hand berührte, und sagte, mit fast geschlossenen Zähnen: „Haben Sie keine Ahnung, Herr, was Sie sind? was Sie thun? daß Sie mit Ihrer Frechheit, Ihrer Schnödigkeit den Leuten nicht nur die Ehre abschneiden, vielleicht auch das Leben? daß Sie — Sie — mit Ihrem konfiszierten Gesicht, mit Ihrer von Gott gezeichneten Visage — sich eine Wollust daraus machen, andre zu Grunde zu richten? — Haben Sie denn keine Ahnung, Herr, was für ein Handwerk Sie treiben? daß das Mord sein kann? daß Sie vielleicht ein Menschenleben zu verantworten haben, zehnmal mehr wert als Sie?“

„Kommen Sie, kommen Sie!“ murmelte Ifinger, der hinter dem Maler stand und ihn unwillig am Aermel zog. „Sind Sie denn des Teufels?“

Kircher riß sich aber los; er war nicht zu halten. „Ja, ein Mord, ein Mord!“ wiederholte er mit stärkerer Stimme und die Zähne öffnend. „Hören Sie, Herr: ein Mord!“

„Ja, ich höre, ich höre,“ erwiderte der andre. „Ich kenne die Phrasen, Herr ... Aber wenn es auch keine wären — ich hab' nach meinem Gewissen zu urteilen, und nach weiter gar nichts. Es handelt sich nicht um Essen und Trinken, sondern um die Kunst. Wollen Sie jetzt gefälligst Ihrer Wege gehn —“

„Reizen Sie mich nicht!“ fiel ihm Kircher ins Wort. „Herr, wenn Sie nicht ganz verrückt sind, so reizen Sie mich nicht! — Ihr ‚Gewissen‘, sagen Sie ... Wo sitzt Ihr Gewissen; zeigen Sie mir das ... Na, und was sagt Ihr Gewissen, wenn Sie einen Mann wie mich zur Verzweiflung bringen und ich Ihnen das erste beste Messer in die Brust stoße — und nach Ihnen mir? Wo sind Sie dann, Sie mit Ihrem Gewissen? Wo bleiben Sie dann mit der ‚Kunst‘?“

Es war ein Klang in seiner Stimme, eine Glut in seinen

Augen, fast so drohend wie seine Worte. Brenzel sah unwillkürlich nach Kirchers Hand; er hatte sich bisher nach rückwärts gegen den Baum gelehnt, jetzt hob er sich nach vorn und stand auf. An seinem Tisch erhob sich alles. Einer der Herren stellte sich neben Brenzel, wie um ihn zu schützen.

„Wenn ich jetzt nicht ein Ende mache —!“ dachte Isinger. Er nahm all seine Kräfte zusammen — schwächlich war er durchaus nicht — umschlang den Maler von hinten her und zog ihn zurück. „Denken Sie an Ihre Schwester!“ flüsterte er ihm zu. „Denken Sie an Milli!“ — Er fühlte, daß nach diesen Worten Kirchers Widerstand nachließ. Sowie er das wahrnahm, faßte er ihn Arm in Arm, raunte ihm noch einmal den Namen der Schwester zu, und zog ihn aus dem Garten hinaus.

Erst vor dem Eingang fand Kircher seinen Willen wieder. Mit einem wilden Ruck befreite er seinen Arm; er sah Isingern drohend ins Gesicht, sein eigenes war glühend rot. Dann blickte er nach dem Garten zurück. Plötzlich schien ein andres, schreckliches Gefühl über ihn zu kommen; er verlor die Farbe, schlug sich dann mit einer Hand vor die Stirn, bedeckte sich die Augen. Ein stöhnendes, hell aufwimmerndes Geräusch kam aus seiner Kehle, das Isingern durch Mark und Bein ging.

„Lassen Sie mich! Lassen Sie mich!“ rief er gleich darauf, da Isinger die Hände ausstreckte, wie um ihn von neuem festzuhalten. „Es ist aus! Lassen Sie mich gehn!“ — Er knitterte noch etwas zwischen den Zähnen hervor, das nicht zu verstehen war; entfernte sich, mehr stürzend als gehend, über den weiten Platz gegen die Bayerstraße zu, und war schnell verschwunden.

XV.

Isinger stand auf derselben Stelle, minutenlang, ohne sich zu rühren. Er sah noch immer dem Unglücklichen nach, denn er schämte sich, nach dem Biergarten zurückzublicken; ebensosehr widerstand ihm, Kircher nachzugehn. Es war ihm, als hätte dieser sich selber öffentlich geschändet; seinem angeborenen Stolz schien es ganz unfaßbar, daß man vor einen Kritiker hintreten und ihm sagen könne: du hast etwas gegen mich drucken lassen, du hast mich beleidigt ... Nun aber gar von „Mord“ zu reden, wie ein hysterisches Weib; mit dem Messer zu drohen ...

„Warum steh' ich denn noch immer hier?" fragte er sich endlich. „Warum geh' ich denn nicht nach Haus? — Was liegt mir denn noch auf der Brust? Irgend etwas ist nicht in Ordnung; sonst läg' mir das nicht auf der Brust. Ich hätte das allerdings nicht gethan; Hermann Isinger nicht; — aber, mit Erlaubnis, wer ist Hermann Isinger? Das ist ein Mensch, dem es immer gut ging; er hat Kummer gehabt, Dummheiten gemacht, aber die eigentliche Gemeinheit der Sorge hat ihn nie gedrückt; seine paar guten Eigenschaften sind so ruhig und ungestört gewachsen, wie das Gras auf der Wiese ... Hermann Isinger, du hast gut reden. Sei kein Pharisäer. Wenn du so mühselig und ungleich gewachsen wärst, wie der Anton Kircher, wie stünd's dann mit dir? Würdst du dann auch so vornehm auf ihn herunterschauen? Würd' dich die Verzweiflung über dein Schicksal nicht zum Narren machen? Weißt du das gewiß? — — Jetzt ist er vermutlich zu Hause, in seiner Schwanthalerstraße, wirft sich aufs Sofa, fährt sich in die Haare, aus Wut und Scham über sich selbst, gibt sich die schmählichsten Namen. Hermann Isinger aber, der steht auf dem großen Platz, setzt sich aufs hohe Pferd, findet ihn schwächlich, gemein, erbärmlich; fühlt sich selber erhaben, angenehm, unendlich erfreulich in seiner stillen Größe ... Nein, den Teufel auch. Nein, das thut er doch nicht. In der Schwanthalerstraße ... Ich will zu ihm gehn. Vielleicht kann ich ihm helfen. Er braucht einen Menschen. Von der Vogelperspektive her hat man noch niemand aus dem Sumpf geholfen ... Also auf zum Kircher!"

Im vergangenen Winter hatte er ihn einmal mit Erhart besucht und wußte, wo er wohnte; es war in der Schwanthalerstraße eines der letzten Häuser gegen die „Theresienwiese" zu, auf die man von den Fenstern der Rückseite blickte. Damals war ihm noch unbekannt, daß mit ihm diese Schwester wohnte, diese reizende Porzelläne, diese gefährliche Milli ... Er ging mit seinen ausgreifenden Schritten, fast noch mehr vorgebeugt als sonst, über den Platz und durch die Schillerstraße, bis er in die rechte kam; stockte dann noch einmal — er wußte nicht, warum — zauderte, zögerte, gab sich endlich einen neuen Stoß, und erreichte das kleine Haus. Kirchers Zimmer lagen eine Treppe hoch; darüber war kein Stockwerk mehr. Als er oben an die Wohnungsthür kam und anläuten wollte, sah er, daß die Thür

nur angelehnt war und er selber sie öffnen konnte. Er that es und trat ein. Auf einen kleinen, halbdunklen Vorplatz mündeten drei kleinere Thüren; auf die letzte rechts war eine Visitenkarte mit Kirchers Namen genagelt. Isinger ging hin und klopfte.

Niemand rief herein. Auch auf ein zweites und drittes Klopfen kam ihm keine Antwort. Dagegen quoll ein scharfer, giftiger Dunst durch die Thür hervor; er glaubte auch etwas Rauch zu sehn. Plötzlich beunruhigt rief er Kirchers Namen und versuchte zu öffnen. Die Thür war verschlossen. Es blieb tiefe Stille.

„Was ist das? — Was thun?“ dachte er, im ersten Augenblick verwirrt, fast betäubt, und blickte um sich her. Die mittlere der drei Thüren fiel ihm in die Augen; von diesem zweiten Zimmer konnte er vielleicht in das verschlossene kommen . . . Er öffnete rasch, ohne anzuklopfen; es war offenbar Millis Zimmer, klein, einfach, fast dürftig, und doch nicht ohne Zierlichkeit. Links sah er, durch einen offenen Eingang, in die kleine Küche. Alles war leer und still. Aber auch hier zog der Dunstgeruch wie eine unsichtbare Wolke ihm entgegen . . . Rechts war eine geschlossene Thür; er eilte hin und ergriff den Drücker; sie gab nach, sie war nicht versperrt. Nun stand er in Kirchers Zimmer und begriff alles auf einen Blick. Auf dem Bett lag der Maler, in allen Kleidern, mit geschlossenen Augen. Rauch und Kohlendunst erfüllten die Luft. Ein leises Stöhnen vermischte sich wunderlich, greulich mit den betäubenden Gerüchen.

Mit zwei Schritten war Isinger am Fenster und riß es auf, so weit wie er konnte. Dann zum offenen Ofen stürzend, warf er die glühenden Kohlen und das brennende Holz auseinander, die in großen Haufen aufgeschichtet waren. Er öffnete die Klappe, es war ein Ofen nach alter Art. Zweckmäßige und überflüssige Bewegungen kamen ihm so ohne Wahl in die zitternden Finger; endlich wußte er nichts mehr zu thun und eilte an das Bett. Kircher, blaß, mit wildem, aber nicht verzerrtem Gesicht, hatte die Augen geöffnet und starrte ihn voll Unwillen an. „Was machen Sie da?“ sagte er mit schwacher, etwas heiserer Stimme. „Können Sie mich nicht in Ruhe lassen? Lassen Sie mich sterben!“

„Ein andermal,“ erwiderte Isinger trocken; „heute noch nicht. Ich sehe noch keinen zureichenden Grund. Erlauben Sie, daß ich mich setze . . . Wie haben Sie das angefangen, wie kommen Sie in dieser Jahreszeit zu den Kohlen, Mensch?„

Kircher, der sich erbittern und „tragisch" werden wollte, wurde durch diese sachliche Frage aus seiner Stimmung geworfen; er sah dem Doktor verblüfft und fast verwirrt ins Gesicht. Noch wie aus dem Traum heraus gab er zur Antwort, mit einer schweren Hand nach der Küche deutend: „Aus der Kiste da ... Da war noch ein Rest. Das wußt' ich ... Wie kommen Sie hierher? Lassen Sie mich in Ruhe, sag' ich! Lassen Sie mich sterben!"

„Sie thäten das ja doch auch nicht, wenn Sie mich so fänden; aber lassen Sie das, Kircher. Regen Sie sich nicht auf. Wie kamen Sie auf den Gedanken, sich so zu ersticken?"

Der Maler atmete schwer, sah ihn eine Weile an; endlich, durch die Frage geführt wie ein Kind, antwortete er matt: „Wie ich dazu kam? Durch Sie. Als Sie im Atelier zu mir sagten: ‚Das ist ja hier ein dicker Dunst, in dem man nicht atmen kann' — — Das fiel mir wieder ein. Ich dachte — — Es wär' auch geglückt. Aber da führt Sie der Teufel her ... Wie kamen Sie denn in die Thür?"

„Sie hatten sie nur angelehnt, nicht ins Schloß geworfen. Sie waren wohl ziemlich wenig bei Sinnen, Kircher ... Kommen Sie wieder zu sich, Mann! Warum gleich aus der Welt?"

Ein Stöhnen war die Antwort, das Isingern ins Herz schnitt. In dem Maler schien nun erst das Bewußtsein, das Gefühl seines Zustandes völlig zu erwachen; eine flüchtige Röte trat ihm auf die Wangen. „Ich kann ja doch nicht mehr leben!" stöhnte er dann heraus. „Diese Schmach. Vor Brenzel. Vor diesem Kerl mich so zu vergessen ... Das war das letzte, Doktor. Mich so wegzuwerfen ... Pfui! Pfui! Pfui! Da bin ich hierher gegangen und hab' mir gesagt: Nun mach', daß du fortkommst!"

„War doch auch noch nicht nötig," murmelte Isinger. „Sie haben überflüssig viel mit dem Mann gesprochen, das kann ich nicht leugnen; aber soviel ich weiß, haben Sie ihn doch nicht umgebracht. Worte thun ihm nichts. Sehn Sie, die Luft wird schon wieder gut. Sie sollten aber doch hinaus. In die Küche, Kircher. Wenn Sie aufstehn können, so thun Sie's; eh' Ihre Schwester kommt — und sieht, wie es hier steht!"

Er erhob sich, um dem Maler aus dem Bett zu helfen. In diesem Augenblick erschrak er sehr: die Schwester, von der er

sprach, stand schon in der offenen Thür. Sie war geräuschlos hereingekommen, in ihr Zimmer gegangen, hatte die Stimmen gehört; nun begriff sie, wie vorhin Isinger, auf den ersten Blick, nach dem ersten Atemzug, was sich begeben hatte.

Es entfuhr ihr ein Schrei, sie war totenblaß. Eine Weile stand sie da, wie auf die Schwelle genagelt. Dann flog sie aber herein, daß ihre Kleider rauschten, und mit einem neuen Schmerzenslaut warf sie sich neben dem Bett auf die Kniee, griff nach Kirchers Händen: „Bruder! Bruder!“ rief sie aus. „Anton! Anton! Was thust du!“

Der Maler lag in der Dämmerung, die zu nachten anfing, fast schon wie ein Schatten da; er bewegte sich nicht; nur sein stöhnendes Seufzen gab kund, daß er lebte. Bei der weichen Stimme der Porzelläne kehrte seine eigene Weichheit wieder: wie wohl ein kleines Kind zu weinen anfängt, weil es ein andres Kind weinen hört, so weckten Millis Klagelaute die Verzweiflung, die sie bekämpfen wollten. „Bruder!“ fing sie wieder an, „was thust du! was thust du!“ und begann zu flüstern. Sie hielt dabei seine Hände, streichelte sie, preßte sie mit zitterndem Druck. Endlich gab er Antwort; sein Seufzen ging in Flüstern über. Es klang freilich immer noch wie rettungslose Verzweiflung. „Ach mein Gott!“ seufzte sie zuweilen dazwischen, fast ohne Stimme, wie ein klagender Windhauch. „Ach nein, nein. Ach sei still!“

Isinger war zurückgetreten, er stand nahe am Fenster, durch das noch immer der Dunst hinauszog. Es that ihm fast wohl, schweigend zuzuhören; Millis leise Töne wirkten wieder auf ihn wie damals, als er sie zuerst hatte reden hören: ein süß fröstelnder Schauder lief ihm sacht über die Haut. Das letzte Tageslicht umfloß das liebe halbe Gesicht, das er sehen konnte, die gefüllte Wange, den matt schimmernden, herrlichen Lockenwald, den bang am Bruder hängenden Blick. Es rührte ihn sonderbar, sie so hingegossen knieen zu sehn; es stand ihr so gut; es schien sie zu erheben ... Dann starrte er wieder auf die schöngeformte Schulter, die sich so weich, so mitleidig bewegte. „Modellieren; wer das modellieren könnte,“ fiel ihm plötzlich ein. Schönheitstrunkenheit, liebendes Verlangen, inniges Mitgefühl — wie Schneeflocken trieb es ihm alles durcheinander. Das Herz in der Brust ward ihm schmerzhaft groß; seine Augen feuchteten sich; „arme, gute Milli!“ dachte es in ihm. „Süße, reizende Milli!“

„Ach, helfen Sie mir!" sagte die Porzelläne endlich, nun mit voller Stimme. Sie hatte sich zu Jsinger gewendet, immer noch auf den Knieen am Bett; das rundliche Gesicht war in seiner Bangigkeit, die es leicht verzerrte, rührend anzusehn. „Er hat noch keine Vernunft. Er ist noch so — —" Sie sprach es nicht aus. — „Stehen Sie mir bei! Helfen Sie mir doch!"

„Helfen," dachte er. „O ja, ich könnte dir helfen . . ."

Er wußte nicht, wie ihm geschah; er stand neben ihr am Bett. Sich zu ihr niederbeugend, wollte er sprechen; er fühlte aber Kirchers Atem, Kirchers fragende Augen waren ihm so nahe; von einem zarten Gefühl gezogen, sank er auch auf ein Knie, dem Bett zugekehrt. Er berührte das Mädchen fast. Leise sagte er über die Schulter: „Milli . . . Lassen Sie mich Sie so beim Namen — — — Uns allen wäre zu helfen. Ich denke das schon lange, nicht seit heute, Milli. Werden Sie meine Frau!"

Die Porzelläne fuhr in die Höhe. Sie sagte kein Wort; sie schwankte durch das Zimmer. Dann blieb sie beim Fenster stehn. Sie waren alle drei so still, daß man Millis Atem hörte, der sich langsam und schwer und mit leisen Zuckungen bewegte.

Kircher hob den Kopf; er stützte einen Arm auf und suchte die Schwester zu sehn. „Milli!" rief er endlich, seine Stimme war wieder frei und stark geworden. „Ich hab's verstanden. Ich weiß, was er gesagt hat. Milli! Gute Milli — —!"

Er sprach nicht weiter, er blickte nur von einem auf den andern. Sie aber zitterte. Sie fühlte, was in dem „Gute Milli" lag. „Gott! Mein Gott!" dachte sie, ihre Hände zusammendrückend. „Ich kann ja, ich kann ja nicht. Das ist nun alles vorbei . . . Ich hab' ja auf alles, auf alles verzichtet; martert mich nicht mehr; laßt mich doch in Frieden!"

Ihre linke Schulter fühlte sich berührt; sie zuckte. Sie wäre gern an dieser Berührung gestorben . . . Es war aber nicht Jsinger; ihr Bruder stand neben ihr, er hatte sich vom Bett erhoben, sein Gesicht war noch blaß, seine Augen glühten. „Milli!" sagte er leise, gegen ihre Schulter geneigt. „Welch ein Schicksal, Milli . . . Ach, wenn du es könntest — dann wär' alles gut. So ein Mann — der beste, den ich kenne. Und überhaupt — und alles . . . Dann könnt' ich noch einmal versuchen, zu leben; könnte wieder hoffen! Sag', daß du willst, daß du ihm gut bist — du bist ihm ja gut — und ich seh' das an wie den Finger Gottes,

Milli; ich will leben, ich gelob' es dir. Ich gelob' es dir ... Aber du sagst ja nichts. Du willst also nicht. Nun also; dann auch gut. Dann soll's also nicht sein. Dann weiß ich mir nichts, als den Tod!"

„O mein Gott, mein Gott!" dachte Milli, und eine schwarze Nacht lag ihr vor den Augen. „Könnt' ich mich doch nur aus dem Fenster stürzen ..." Sie rang schwer nach Luft; sie sah sich wieder, wie gestern abend, in des Bruders Werkstatt, als sie auf ihn wartete, und Leo Falk in die Thür trat, und ihr auch so die Luft verging. Sie hörte wieder Leos Worte, eines nach dem andern: „Gute Milli, nehmen Sie's doch, wie es ist! Es war wie ein Traum; denken Sie, Sie haben geträumt! Wir waren lieb und gut miteinander, nicht wie bürgerliche Brautleute, sondern wie — nun, wie Zigeuner und Zigeunerin. Wir haben der Schönheit, der Kunst — — Darum sind Sie ja doch dieselbe, die Sie vorher waren; in meinen Augen gewiß. Sie sind ebenso reizend, Milli, ebenso gut, ebenso redlich, fleißig, menschenfreundlich, liebenswürdig, alles; oder sind Sie das etwa nicht? — Nehmen Sie's wie freie Menschen, wie Künstler; die Welt geht es nicht an, die erfährt's auch nicht. Sie aber sind und bleiben die gute Milli Kircher ..."

„O nein, nein; nein, nein," dachte sie und schüttelte den Kopf. „Aus dem Fenster springen ... Aber der Bruder, der Bruder. Den ich retten kann. Und sonst hilft ihm nichts. O warum kommt das alles auf mich. O wär' ich doch vorm Jahr gestorben, als ich krank war. O wär' ich doch tot!"

„Sie haben mir also nichts zu sagen, Milli?" hörte sie neben sich, aber rechts, eine andre Stimme. Isinger stand nun auch am Fenster. Sie erbebte wieder. Leise, rasch, aber nicht mit seiner leichten Zunge, fuhr er fort: „Ich hab' ja nur gedacht — gewagt — weil's so über mich kam. Weil ein verrücktes Gefühl, daß ich helfen könnte — — Wenn Ihr Herz Ihnen nichts sagt, so brauchen Sie nicht zu reden; schütteln Sie nur den Kopf und es ist in Ordnung!"

Ein wilder, verzweifelter Gedanke fuhr ihr durch das Hirn, wie ein Blitz; „ich will ihm alles sagen," dachte sie; „alles ..." Aber ein ebenso rasches Verzagen fuhr ihr in die Kniee. „Ich bin wohl verrückt," dachte sie. „Das erträgt kein Mann; dann geht er ... Dann ist's vollends aus. Anton, der wieder hoffte,

geht an mir zu Grunde. Dann bin ich an allem schuld ... O du mein Gott, wie kannst du mich so quälen!"

Sie hörte einen dumpfen Ton aus des Bruders Brust; es klang ihrer Angst wie ein Röcheln — als sei es schon der Ton, den sie hören werde, wenn er daliege und — — Sie griff nach dem Fensterbrett, um sich festzuhalten. Plötzlich klammerte sie sich, wie an etwas Körperliches, an die Worte Leos: „Darum sind Sie ja doch dieselbe, die Sie vorher waren ... Ebenso gut, ebenso redlich, ebenso liebenswert" ... „Nein, nein, nein, das nicht! Aber kann man nicht büßen? gut machen? sühnen? Kann ich nicht so treu, so ergeben, so liebevoll — ach ja, liebevoll — so gut, wie noch nie eine Frau für ihren Mann — — immer sühnen, sühnen — ohne daß er's weiß, ohne daß sie's wissen — bis mir Gott doch vergibt?"

„Sie haben mir also nichts zu sagen," flüsterte Isinger neben ihr, die Worte nun so schwer hervorstoßend, daß sie sie kaum verstand. „Sie schütteln auch nicht den Kopf. Aber — es genügt auch so. Ich werde also gehn."

„Nein, nein, nein!" rief sie aus. Sie wandte sich herum; von der erschreckenden Blässe des Bruders getroffen, griff sie nach dessen nächster Hand und umschloß sie heftig. Dann sah sie dem andern entschlossen ins Gesicht; „nein — was reden Sie," sagte sie mit beinahe fester Stimme. „Es hat mich nur so überrascht ... Ich — — ich bin Ihnen ja gut. Ich bin ja die Ihre ..."

Es ward ihr nun doch von neuem dunkel vor den Augen. „Entschuldigen Sie nur," setzte sie hinzu, indem ihr war, wie wenn sie in einen Abgrund sinke. „Der Kohlendunst hat es mir doch noch angethan. Mein Kopf — ich fühle, wie alles — —"

Sie versuchte noch zu lächeln und sank dem Bruder in die Arme.



Zweites Buch.

I.

Es war wieder Sommer geworden, und schon zum drittenmal; man schrieb 1874; der unstete Erhart, der schon so manchesmal zwischen Nord und Süd seinen Wohnsitz gewechselt hatte, war seit Jahr und Tag aus „Bieranien“, wie er die Isarstadt nannte, fortgezogen und nach dem schöner gelegenen Salzburg geflohn. Daß er hier weniger Menschen fand, mit denen er reden konnte, störte ihn nicht; er ertrug schon damals die Einsamkeit leicht, in die man bei solchem Nomadenleben ohne Mühe geraten kann, ja er begann sie zu lieben, und an der alten Bischofsstadt zog ihn offenbar nicht nur die Schönheit an. Zum Ueberfluß hatte er sich auf dem Mönchsberg angesiedelt, nicht in der Stadt. Es gefiel ihm sehr, diesen langen, schön bewachsenen, reizvoll gegliederten Bergrücken zu bewohnen, der sich so gesellig neben den Kirchen und Häusern der Menschen hinzieht, so zutraulich niedrig auf sie hinuntersieht, und doch so wunderbar ins Land hinausherrscht, grüne und graue Gebirge, jähe Felsen, Gletscher, grenzenlose Ebenen überblickend. Motive für seine Landschaften gab ihm diese Fernsicht nicht, höchstens einmal einen Hintergrund für ein romantisches Figurenbild; aber sie stimmte ihn, sie erhielt ihn in einer gewissen erhabenen Verachtung der Alltäglichkeit, des „Wurmlebens“, die seinen schaffenden Kräften Lebensluft war. Von den wenigen Häusern, die der Mönchsberg trägt, hatte er das kleinste gemietet, das einzige, das sich dazu hergab, und auch von dem nur den Oberstock, mit dem flachen Dach, das in die Nähe und Ferne sah und „ungefähr im Mittelpunkt der Welt“ lag, wie Erhart behauptete. Viel Raum hatte er nicht, noch weniger Bedienung; aber das beste Licht und die feierlichste Stille.

Die herafläutenden unzähligen Glocken waren ihm in dieser Höhe nur wie Stimmen der Natur, die die Sammlung rufen, statt sie zu verscheuchen.

Nach mehreren Regentagen war ein trockener, goldener gekommen — doppelt schön in diesem allzu regenreichen Ausfallsthor des Gebirges — und am Morgen und Mittag hatte Erhart gefaulenzt, einen Ausflug gemacht. Am Nachmittag ließ ihm schon wieder die ersehnte Arbeit keine Ruhe mehr; er stieg seinen Berg hinan, auf der Treppe, die neben der in den Fels gehauenen Sommerreitschule hinaufgeht, und sah unterwegs im Kopf ein neues Bild, das er malen wollte. Zu Hause, in seiner taghellen Werkstatt, empfing ihn eine ganze Herde unfertiger Gemälde, die auf ihn warteten; denn da seine Phantasie so fruchtbar geschäftig war, warf er oft seine ersten Gedanken nur so roh auf die Leinwand, um daran weiterzuträumen, wenn die Stunde käme. Er mußte lachen, als er alle diese „Säuglinge“ übersah, die an die Brust genommen sein wollten; sie beunruhigten ihn weiter nicht, warten konnten sie. Ihn erfüllte jetzt nur der neue Traum, der aus ihm herauswollte. Nach einigen Augenblicken stand eine schon hergerichtete Tafel auf der Staffelei; er wollte diesmal auf Holz malen. Niemand konnte schneller als er seine Farben wählen, auf die Palette ausdrücken, mischen; er begann mit dem Mischen schon, während er sie auftrug, da „sein Hirnkasten ihm die Farben vorsang“. Der viereckige Raum der Tafel füllte, belebte sich ihm in Gedanken, während er ihn ansah; er schnalzte mit der Zunge, er wandte den Kopf hin und her, wie ein Vogel auf dem Zweig, der seinen Wald betrachtet. Auch begann er wie so ein Vögelchen zu pfeifen; denn er wußte von diesen kleinen Sängern Dutzende nachzuahmen. Endlich griff er zu den Pinseln und fuhr über das Holz, mit noch immer jugendlichem Uebermut und Eifer. Seine Augen blitzten.

Die Aufwärterin kam zögernd und leisetretend herein; mit ihren schon stark ergrauten Haaren eine rüstige, wohlgenährte, höchst reinliche Frau. Sie zuckte mit den Achseln, als sie ihm eine Visitenkarte hinhielt. „Er war nämlich schon einmal da, Herr Erhart,“ sagte sie, um ihren unerwünschten Eintritt zu entschuldigen. „Ein großer, dicker Herr. Er will nicht stören, sagt er, aber es ist ein Geschäft.“

Erhart warf ihr einen so wilden Blick zu, als wäre ihre

letzte Stunde gekommen und keine Gnade mehr möglich. „Sie sind ein unausstehliches Frauenzimmer,“ sagte er dann ruhig.

„Ja, ja,“ erwiderte sie, seufzte und lächelte.

„Er will ‚nicht stören‘; nur daß er so gründlich wie möglich stört!“

„Ja freilich,“ bemerkte sie; lächelte und seufzte.

„Nun, wenn's ein Geschäft ist, dann muß er ja doch herein. Also bringen Sie ihn her, Sie Unhold!“

Die Frau ging, wieder mit den Achseln zuckend, hinaus, öffnete dem Fremden die Thür und verschwand. Es war in der That ein „großer und dicker Herr“; aber noch jugendlich, schwerlich älter als der Maler, und in die feinsten Sommerstoffe mit Geschmack gekleidet. An den weißen, gepflegten Händen glänzte es von allzu auffallenden Ringen mit edlen Steinen. Auf dem nicht unschönen, eher angenehmen Gesicht blühte das Behagen; „Genuß mit Verstand“ schien das Losungswort dieser ganzen heiteren und wohlwollenden Erscheinung zu sein. Nicht ohne eine gewisse Anmut, trotz ihres Umfangs, ging die breite Gestalt auf den Maler zu. Mit zutraulichem Lächeln verneigte er sich ein wenig und sagte: „Ich bedaure sehr, wenn ich störe. Aber wenn man von einem Maler ein Bild möchte, muß man ja zu ihm gehn!“

„‚Baron Ansbach‘ les' ich da,“ erwiderte Erhart, auf die Visitenkarte deutend, die er in der Hand hielt. „Gehören Sie zu den bekannten Wiener Ansbachs, wenn ich fragen darf?“

„Nun ja, allerdings,“ antwortete der Baron, offenherzig zufrieden lächelnd. „Mein Bruder ist der große Geldmacher; ich beschäftige mich mehr mit dem Ausgeben. Auf der Rückreise von Paris kam ich auch nach München und hab' in der Galerie des Barons Pillnitz — denn man muß ja fast schon sagen: eine Galerie — auch Bilder von Ihnen gesehn. Nicht daß ich Ihnen schmeicheln will, Herr Erhart, das gehört nicht zu meinen Bedürfnissen — aber da ist zum Beispiel ein Knabe, der in der Abenddämmerung vor einer Laube auf einer Flöte bläst. In der Laube sitzt eine Nymphe, in einem sonderbaren Rosakleid, die heimlich zuhört; die ist nicht mein Genre, offen gestanden; aber der nackte Knabe — den Teufel auch! Wie haben Sie den gemalt. Der ist ja nicht gemalt, sondern modelliert. Man traut seinen Augen nicht. Ein Leben, eine Schönheit ... Und dazu sein schwärmerisches, verzücktes Gesicht — mir etwas zu verzückt, wenn Sie

erlauben — aber das Ganze, so griechisch, und doch so modern … Wie gesagt, ein Kunstwerk!“

„Man thut, was man kann, Herr Baron —“

„Erlauben Sie: das glaub' ich nicht,“ fiel ihm Baron Ansbach ins Wort, mit seinem behaglichen Schmunzeln. „Sie können ganz gewiß noch mehr und noch Besseres — und deswegen komm' ich. Wer so einen Jungen malt, der kann gewiß auch die schönste Frau malen; — ohne Rosakleid, mein' ich. Als sogenannte Venus. Warum haben Sie das nicht gethan?“

Erhart lächelte. „Das kann ich ja noch,“ entgegnete er, ohne auf dieses „Warum“ weiter einzugehn.

„Das sollten Sie auch thun! — Kurz, ich möchte so eine Venus von Ihnen, wenn es Ihnen recht ist. Ganz nach Ihrer Erfindung und Ihrem Geschmack; Sie werden es schon treffen. Ueber den Preis würden wir wohl einig. Würden Sie das thun?“

Erhart betrachtete den sonderbaren Herrn etwas aufmerksamer. Um die klugen Augen und den fast kleinen Mund mit den vollen Lippen sah er allerlei gemütlich sinnliche Züge; einen Niederschlag von edlerem Schönheitssinn konnte er nicht entdecken. „Was wollen Sie mit dem Bild?“ fragte er dann trocken.

„Erlauben Sie, Sie sind komisch,“ antwortete der andre, mit ebenso trockenem Humor. „Aufhängen will ich es. Mich an dem schönen Weib so platonisch erfreuen, wie das bei Bildern üblich und nicht zu ändern ist. Das Bild wird an einem Ehrenplatz hängen, dafür steh' ich Ihnen. Wollen Sie mir's malen?“

„Warum nicht,“ sagte Erhart nachlässig, mit dem Malstock spielend. „Ich bin zwar nicht gewohnt, auf Bestellungen zu malen, ich mache, was mir einfällt; aber ein Pedant bin ich nicht. Wenn Ihre Anregung mich etwa auf einen guten Gedanken bringt, so bin ich Ihnen dankbar. Aber die Sache hat einen Haken, Herr Baron. Ich hab' mich gegen Baron Pillnitz verpflichtet, ihm jedes Bild, das ich male, zuerst anzubieten; erst wenn wir uns nicht einigen, kann ich es an einen andern verkaufen. Das sag' ich Ihnen aber gleich, da Sie so bedeutungsvoll lächeln: bietet er einen irgend anständigen Preis, so ‚handle‘ ich nicht weiter, sondern geb' ihm das Bild.“

„Ah!“ stieß der Baron hervor und zog seine kurzen, dünnen Brauen in die Stirn hinauf. Er ließ seine aufrichtige Verwunderung eine Weile stehn. Endlich sagte er, den Schnurrbart

streichend: „Natürlich, ich begreife; auf so einen Kunstmäcen wie den Baron Pillnitz nimmt man gern Rücksicht. Den stößt man nicht vor den Kopf. Nun ja, wie soll unsereiner mit dem konkurrieren: der hat ja nicht bloß das Geld — das hätte man wohl auch — sondern obendrein noch den Namen, die Autorität. Ein großer Kenner, hör' ich. Man sieht's auch: wenn er so mit dem scharfen Blick durch das Glas, an einem Bild entlang forscht wie ein Polizist, dann sagt man sich geknickt: der versteht's! — Er war dabei, als ich seine Bilder ansah; er war sehr scharmant; aber er sprach so kunstgelehrt von ‚malerisch' und ‚Luftperspektive' und ‚Ideen, Ideen', daß ich mich kaum mehr getraute, noch ein Wort zu sagen. Der darf Ihnen natürlich weniger bieten als ein sogenannter ‚Finanzbaron', der nur seine Moneten hat. Das ist der Vorteil der Firma!"

Erhard lächelte, unterdrückte aber, was ihm auf der Zunge schwebte. „Kenner oder nicht," sagte er nach kurzer Stille, „ich ‚handle' nicht mit dem Baron. Seit drei Jahren kauft er fast alles, was ich — —"

Er sprach nicht aus, denn die Thür zum Vorplatz wurde aufgerissen, und an der Aufwärterin vorbei, die ihr Cerberusgesicht machte, trat mit unaufhaltsamen, ungeduldig raschen Schritten Hermann Isinger ein. „Guten Abend, Meister Erhart," sagte er, eh' dieser auch nur einen Laut der Ueberraschung hervorbringen konnte. „Entschuldigen Sie, daß ich so formlos — — die Freude. Ich wollte mich nicht erst anmelden lassen; das entsprach meinen Gefühlen nicht. Seit einem Jahr nicht gesehn ... Ich komme mit einem diplomatischen Auftrag — aber auch um einmal auszukneifen; mit Gepäck; das steht auf dem Bahnhof. Also guten Abend!"

„Isinger! Alter Freund!" rief Erhart in der fröhlichsten Laune aus. „Wenn Sie mit Gepäck kommen, also mit Vernunft, dann wohnen Sie bei mir. Ich hab' Platz. Wir lieben uns bekanntlich. Kommen Sie her und schwelgen Sie in meinen Armen!"

„Ich schwelge also," sagte Isinger und umarmte ihn.

Baron Ansbach lächelte. „Bei so einem Wiedersehen will ich nicht länger stören," sagte er und nahm seinen Hut. „Wenn Sie erlauben, Herr Erhart, so komme ich auf die Venus zurück; denn so ganz verloren geb' ich mich noch nicht. Ich denke mir, dieser Baron Pillnitz mit dem langen, mageren Hals und den Seheraugen liebt die Venusse nicht ... Hab' die Ehre! Adieu!"

Er ging. Isinger sah ihm nach.

„Was hat der gewollt?“ fragte er, als der Baron draußen war. „Was sagte er von Venussen?“

„Er will irgend was Unbekleidetes, das ich ihm malen soll. Das ‚ewig Weibliche‘ scheint ihm sehr — — Aber lassen wir den. Kommen Sie ans Licht; wie schauen Sie denn aus? — Richtig; das hab' ich gedacht: Ihr Marmorkolorit hat sich noch weiter entwickelt, seit ich von München fort bin. Sie waren schon damals auf dem besten Wege; die Ehe und die Hausvaterschaft treibt Sie so nach und nach ins Carrarische — mit ein bissel Tabakssaft gebeizt. Was machen Sie denn, Mensch, daß Sie so ganz aus dem Roten und Braunen herauskommen?“

„Ich lebe,“ antwortete Isinger, ein wenig zögernd. „Ich arbeite.“

„Hm, hm! Wahrscheinlich zu viel. Wenn Sie so fortfahren, Doktor, wenn Ihre Marmorfarbe sich noch etwas klärt, dann wird den Bildhauern dereinst die Mühe erspart werden, Sie auszuhauen. Zerarbeiten Sie Ihre Kräfte nur so recht rücksichtslos weiter, dann läßt sich hoffen, daß ein einfacher weißer Anstrich oder etwas Schellack genügen wird!“

„Etwas Rücksichtsvolleres könnt' ich ja nicht thun,“ entgegnete Isinger. „Sie dagegen — Sie werden immer farbenreicher, immer blühender. Wie fangen Sie das an?“

„Da antworte ich wie Sie: ich lebe, und ich arbeite —“

„So einsam!“

„Allerdings nicht zu vieren wie Sie; ohne Weib und Kinder; daher ohne Sorgen. Wird mir's einmal gar zu still, so fahr' ich ab; im Mai war ich in Venedig, Padua, Mantua und so weiter; — hab' mir damals ein paar Striche Tizian gekauft, einen alten Kardinal vorstellend — ich zeig's Ihnen nachher. Wird Ihnen auch Spaß machen; könnte auch von Phidias selig sein!“

„Sind Sie denn Millionär geworden?“ fragte Isinger.

„Das Bildchen war überschmiert, und sein Besitzer ein Esel; so kam ich billig dazu. Und dann — wenn Ihr Baron Pillnitz auch ein sehr genauer Herr ist — einige nennen das ‚Schmutzian‘ — so mal' ich doch eben viel, und die Menge macht es! — Aber zur Sache, Doktor: zu Ihrem ‚diplomatischen Auftrag‘. Wer hat Sie damit betraut? Und wie heißt er denn?“

Isinger lächelte etwas gezwungen, und gab zögernd Antwort.

„Wer mich damit betraut hat? Eben dieser Pillnitz, von dem Sie eben sprechen —"

„Hab' ich's nicht gedacht!" fiel ihm der Maler ins Wort. „Nun also — heraus damit. Was will er von mir? — Sie zungenrascher Pelide, warum stocken Sie?"

Hermann Ifinger stockte wirklich; und die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, trat nun um so stärker hervor. Sein Gesicht war nicht nur „marmorner", auch magerer und spitzer geworden; unjugendliche, scharfe Züge hatten sich zwischen Mund und Wangen eingegraben, sein Lächeln erschien daher nicht mehr so harmlos wie früher, und kritischer als es war. Auch eine gewisse unfrohe Müdigkeit schien in der ganzen Augenhöhle zu nisten ... Er ging in seiner schlenkernden Weise durchs Zimmer und stellte seinen Strohhut auf den entferntesten Stuhl; dann kam er langsam zurück. „Erlauben Sie, daß ich mich setze," fing er an; legte zuerst beide Hände auf den Sessel, und dann die Schenkel darauf. „Es ist nötig, daß ich eine möglichst gemütliche Stellung einnehme; so bringe ich Ihnen am harmlosesten bei, was ich sagen soll; denn, wie gesagt, ich muß diplomatisch verfahren. Das thue ich hiermit!"

„Stoßen Sie endlich ab!" rief Erhart, der sich wieder vor eine Holztafel gesetzt hatte.

„Also kurz, Ihr Bild; Ihre Meerlandschaft. Die mit der schwarzen Dame und den schwermütigen Cypressen; die ich damals für den Pillnitz mit einer Idee versah und die er Ihnen als ‚trauernde Menschheit' abgekauft hat; das erste, was er kaufte. Die — will jetzt nicht mehr; sie geht auseinander —"

„Auseinander? Sind Sie verrückt?"

„Bis jetzt merk' ich nichts," erwiderte Ifinger. „Aber das Bild, das wird rissig. Diese melancholische Landschaft wird so lustig, daß sie das Springen kriegt. Verzeihen Sie, Meister Erhart — ich kann nichts dafür. Der Prahm und der Brenzel, die haben es zuerst entdeckt. Der Prahm hat's dann wissenschaftlich untersucht — denn er ist nun beim Baron geheimer Kunstoberbonze — und hat festgestellt: die moderne Technik ist schuld; unsolide Grundierung der Leinwand, zu frühzeitiges Firnissen, übermäßiges Firnissen —"

„Kurz, also ich bin schuld!" fiel Erhart ein, noch mit äußerer Ruhe; doch war er sehr blaß geworden und schlug sich mit der

rechten Faust wie im Takt auf den Schenkel. „Und der wissenschaftliche Prahm weiß das ganz genau!“

„Er ist dekoriert,“ entgegnete Isinger.

„Und — haben Sie das Bild gesehn?“

„Lieber Freund — ich bin Laie. Natürlich hab' ich's gesehn. Es springt sehr fidel, das ist nicht zu leugnen. Prahm und Brenzel schwören, das ist ein Selbstmord, der mit dem sicheren Untergang endigen wird. Das versteh' ich nicht.“

„Na, und was wollen sie? Was will der Baron von mir? Denn Ihr ‚diplomatischer Auftrag‘ kann doch mit dieser Mitteilung nicht zu Ende sein!“

Isinger schaukelte auf seinen Händen langsam hin und her, ohne Erhart anzusehn. „Nein, das Diplomatische kommt noch,“ sagte er nach kurzem Schweigen. „Darum mache ich auch diese gemütliche schaukelnde Bewegung. Der Baron hat das Bild bezahlt, sagt er; und ein Bild will er doch haben, sagt er. Wenn die ‚trauernde Menschheit‘ durch irgend einen Fehler ihres Schöpfers zu Grunde geht, so braucht der geehrte Schöpfer sie nur noch einmal zu schaffen — dann hat der Baron wieder ein Bild. Mit dieser ‚Idee‘ bewaffnet —“

Erhart sprang auf, seine Palette und seine Pinsel fielen auf die Erde. „Ihm das Hundebild noch einmal malen?“ schrie er. „Das ist seine ‚Idee‘?“

„Brenzel und Prahm haben ihn darauf gebracht,“ gab Isinger zur Antwort. — „Nehmen Sie's mit Humor, Meister, wenn es möglich ist!“

„Unentgeltlich?“

„Natürlich. Der Baron hat das Bild bezahlt, sagt er —“

„Das hab' ich schon gehört, ich danke!“ rief der Maler aus. „Ihr seid da ja eine schöne Bande bei einander! Dieser Neidhammel, dieser Prahm — in den Knochen statt Mark lauter Eitelkeit — und das Seehundsgesicht, der Brenzel, der von unsrer Technik so viel versteht wie ein Affenschädel — und dieser auseinander gegangene Auflauf, Ihr Baron! der nicht mehr weiß, was er ist! — ‚Die moderne Technik‘ ... Als wären wir eine Schwindelkompagnie, wir Jüngeren, einer wie der andre; als hätt' ich was mit den Schmierern gemein, die ihre Leinwände vollsudeln! ‚Unsolide Grundierung‘ ... Du Hundejunge! Der Leo Falk nennt mich den ‚klassischen Pedanten‘, weil ich so viel grüble und

nachspüre, wie die Alten gemalt haben; mir ist alles nicht solid genug; zwanzig Arten zu grundieren hab' ich mir erfunden; und da kommt dieser Prahm und judiziert mit seinem feisten Baß: ‚unsolid grundiert!' — Ei, ei, sagt dann der pfiffige Herr Baron, da ist leicht zu helfen; den Erhart hab' ich in der Hand, der lebt aus meiner Tasche. Dem schick' ich irgend einen einfältigen guten Kerl, der es übernimmt, und durch diesen braven Hansnarren lasse ich ihm sagen: mal' mir das noch einmal!"

„Ich weiß nicht," sagte Ifinger trocken, „ob Sie zufällig bemerken, daß Sie auffallend grob sind —"

„Nein," unterbrach ihn Erhart, noch immer wild, „ich hab's nicht bemerkt!"

„Dann mache ich Sie hochachtungsvoll ergebenst darauf aufmerksam: Sie sind auffallend grob. Ich hab' diese Mission aus sieben Gründen übernommen: erstens, weil ich Ihnen ersparen wollte, die Sache durch einen nichtswürdigen Brief zu erfahren; zweitens, weil ich Sehnsucht nach Ihnen hatte; — die andern hab' ich vergessen. Uebrigens, wenn Sie sicher sind, daß Prahm ein Esel und Ihr Bild nicht lebenssatt ist, so fahren Sie einfach nach München und stellen Sie beides fest; dann ist die Sache in Ordnung!"

„Mich mit diesem Prahm herumstreiten, mich verantworten, als stünde ich vor Gericht? Und wenn diese verdammten Sprünge nun da sind, dann nicht beweisen können: das sind die einzigen, die letzten, die bedeuten nichts, es kommen nun keine mehr? Wie kann man dem was beweisen, der nicht glauben will? Was nützt es, mehr davon zu verstehn, wenn der andre überzeugt ist, er versteht ebensoviel? — Ihr blinder Baron hat sich schnell entpuppt; er läuft nun als Kenner herum, er hat Augen gekriegt. Er versteht die Sache. Und was er noch nicht weiß, das weiß sein dicker Prahm — und sein dünner Brenzel. Unsolid grundiert, zu früh gefirnißt, für den Effekt — damit basta! — Mit diesen Gorillas über meine Kunst, meine Technik streiten? Lieber morgen früh um fünf hier vor der Staffelei stehn und die schwarze Dame am Meer noch einmal hinstreichen, solang' ich noch jappen kann — und den drei Nußknackern dann sagen: da habt ihr sie, gebt mir meine verpfuschte Leinwand wieder, hole euch der Teufel!"

Ifinger nickte und brummte, ohne das Gesicht zu verziehn. „Unvornehm wär' das nicht," sagte er beifällig; „aber vielleicht

dumm. Ich sage absichtlich ‚dumm', aus Gerechtigkeitstrieb: um zwei Grobheiten wenigstens mit einer zu vergelten. Denn eine haben Sie frei wegen Ihrer Aufregung —"

„Ja, ja, Ihr Isar-Athen!" unterbrach ihn Erhart, der noch einmal wild ward und des andern Worte nicht hörte. „Was thut der in Salzburg, sagt ihr Augenverdreher, man kann nur in München leben; — und so lebt ihr in München. Eine Eselswirtschaft! die der Teufel am Schwanz zieht! Da ist dieser Kircher, Ihr Schwager, der ist ja nun auch rein des Teufels worden: schreibt Kritiken, hör' ich, in Papa Brenzels Manier, läßt sich jetzt zu uns herab, weil er sich nicht zu uns hinaufmalen konnte, wird mir wohl auch bald beweisen, daß ich nicht malen gelernt habe ... Ein Tollhaus, euer Bier-Athen. Die Impotenz im Delirium! Das ist eure Firma!"

„Meine Hochachtung," erwiderte Isinger ruhig, „ich finde, Ihre Zunge malt so kräftig, wie Ihr Pinsel spricht. Anton Kircher ... Na ja, den hat sein Schicksal erreicht: der sprach und schrieb immer besser, als er malte; nun geht er endlich zu seiner eigenen Mehrheit über — wozu sich der verblendete Mensch oft so schwer entschließt — und wird angestellter und besoldeter Raisonneur über die Kunst. Ich gestehe Ihnen ehrlich, mir bekommt das besser: ich hab' in diesen drei Jahren meiner Frau und mir so viel Kirchersche Leinwände zu Weihnachten und zum Geburtstag ins Haus gestiftet, daß die Wände seufzen. An Ihnen wird er sich doch wohl nie vergreifen, hoff' ich ... Will's ihm auch nicht raten: denn Sie wehren sich mörderisch. Sie hauen drauf los — ob Feind, ob Freund, einerlei. Mir geht's hier gut! Ich komme her, um Sie endlich einmal wiederzusehn; ich freue mich darauf wie ein Junge, der in die Ferien geht; und nun fliegen mir die ‚einfältigen Kerle', die ‚braven Hansnarren', die ‚Impotenzen' nur so ums Gesicht herum ... Lassen Sie sich nicht stören; das thut nichts. Thut mir gar nichts. Als ich diesen diplomatischen Auftrag übernahm, war ich auf alles gefaßt. Erst bei der Grobheit bewährt sich die Freundschaft. Schimpfen Sie nur weiter!"

Erhart, der im Atelier umhergegangen war und eine widerspenstige Locke auf seiner Stirn von Zeit zu Zeit grimmig zurückgeworfen hatte, blieb neben seinem Malsessel stehn. Er sah stumm auf den Doktor, der noch immer auf den Händen saß, als wär' er so gewachsen; dann zu den Pinseln und der Palette hinunter,

die noch am Boden lagen. In seinem erhitzten, geröteten Gesicht kehrte die natürliche, sonnenverbrannte Bronzefarbe wieder. Er hob langsam die Pinsel auf; dann auch die Palette. „Pfui Teufel!" brummte er leise, die schnöden Farbenflecke am Boden betrachtend. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, sagte er etwas lauter, mit einem eigentümlich weichen, fast schamhaften Lächeln: „Doktor!"

„Ich höre," antwortete dieser.

„Ifinger!"

„So ist mein Name."

„Hermann Ifinger!"

„Ganz richtig. — Euer Gnaden wünschen?"

„Ihnen noch eine Grobheit zu sagen. O Sie alter Schafskopf — Sie haben ja ganz recht. Was ereifr' ich mich hier über die drei Kerle in Steifleinen; diese ganze Kinderei ist nicht drei Worte wert. Die Hauptsache ist, daß Sie hier sind — Sie, Hermann Ifinger. Mensch, das ist ja rührend. Sie als Diplomat — die Brille auf der Nase — und die Freundschaft im Herzen. Mit Ihrem verrückten Humor, der eigentlich nichts als panierte Liebe und Güte ist ... Machen Sie doch nicht so ein dummes Gesicht. Sie haben Sehnsucht nach mir gehabt, sagten Sie ja wohl vorhin; so geht mir's ja auch, Doktor. Ich hab' mir so oft gesagt: hätt' ich nur den Ifinger hier ... Lassen Sie doch endlich Ihr verdammtes Schaukeln, ziehn Sie doch die Hände unter den Beinen weg, und geben Sie sie mir!"

„Warum nicht," sagte Ifinger kurz — denn die Bewegung, die über ihn selber kam, wollte er nicht zeigen — und stand langsam auf. Er hielt dem Maler beide Hände hin; aber mit so komisch steifer Gebärde, daß dieser mit seinen Händen nur danach schlug, statt sie zu ergreifen. „Ein Hansnarr sind Sie doch!" sagte Erhard lächelnd. „Macht nichts. Ist mir lieber, als wären Sie sentimental. Ich wollte Ihnen nur noch sagen — und das thu' ich auch —: Sie sind das einzige gelehrte Haus, von dem ich was gelernt habe; etwas Großes, mein' ich; wenn Sie mir in diesen Münchener Jahren beim nächtlichen Bierseidel einpaukten, in Ihrer Sturzbachmanier: ‚erst Mensch und dann Künstler sein!' Das ahnen ja die meisten nicht, das verstehn sie nicht; sind alle erst Maler, Schmierer — und dann noch lange nicht Mensch. Sie haben überhaupt in meinen kellerigen Schädel allerlei Licht gebracht. Ich freue mich auffallend stark, daß Sie mich be-

suchen . . . Also von dem andern reden wir morgen weiter; jetzt nach oben, Doktor! Ich will Ihnen von ‚des Daches Zinnen' das ‚beherrschte Samos' zeigen; — der Kerl kann nicht sehn. Doktor, hier ist die Treppe!"

II.

Sie stiegen auf das flache Dach, und im Abendlicht sah nun Isinger — wieder staunend und fast gerührt, denn wirklich schöne Natur ging ihm sehr zu Herzen — den ganzen Reichtum mächtiger Formen und bedeutender Gegensätze, der um diesen Erhartschen „Mittelpunkt der Welt" sich ausbreitete. Die Sonne war nicht mehr heiß, nur behaglich warm; sie setzten sich auf die niedrige Brüstung, die das Dach umgab, zündeten Cigarren an und schauten bald aufs allernächste, bald in blaue Ferne. „Haben Sie den Untersberg so gern?" fragte Erhart, als Isinger einige Worte der Bewunderung ausgestoßen hatte. „Von dem Profil, das er mir hier zeigt, kann ich das nicht sagen; da, wo man seine lange, gleichsam angeschossene Mauer sieht, ah ja, alle Achtung; aber hier gegen Salzburg steigt er etwas patzig auf — als sagt' er zu der Ebene: Du da, Respekt vor mir, ich bin plötzlich sechstausend Schuh hoch! — Da sehn sie das Tännengebirg: das hebt sich ebenso majestätisch aus dem tiefen Thal, aber dann zieht es sich vornehm bescheiden unter dem Himmelblau hin, so in dem richtigen Gefühl, daß es vor allem schön sein soll; — 's ist mein Liebling, Doktor. Und dann rückwärts — das ebene Land! das zieht einen ins Weite; wie? Und wie gut die Luftperspektive malen kann; immer noch ein neues Tönchen, je weiter sie hinauskommt. Mir fehlt hier nur ein schneidiger Gegensatz gegen die Fläche . . . Kennen Sie die Barmsteine?"

„Habe nicht die Ehre."

„Die sind da hinter Ihnen: die beiden senkrechten Klippen, die wie mit der Steinsäge zugeschnitten aus dem Vorberg aufsteigen. Wir müssen einmal hin, Doktor. Wenn so ein Kerl von Fels grade vor einem wie ein ungeheures Stück Mauer in den Himmel hineinsteigt, und in die Salzburger Ebene hinunterfährt — das ist kein schlechter Kontrast. O Herr, deine Welt wäre gar nicht übel — wenn nicht so viele gestiefelte Affen auf ihr herumträten — so viele Prahms und Pillnitze!"

„Sie wollten heute nicht mehr davon sprechen, Meister —"

„Ja, Sie haben recht. Reden wir von wirklichen Menschen. Unsrer ehemaligen Porzelläne, Ihrer Frau geht's gut? — Die Frage ist ziemlich dumm, denn wenn es ihr nicht gut ginge, wären Sie nicht hier."

„O ja, es geht ihr auch gut," erwiderte Ifinger. Er war aufgestanden und hatte sich gewendet, um die angepriesenen Felsen besser zu sehn; jetzt stellte er einen Fuß auf die besonnte Brüstung, legte die Hände auf den Rücken — was er liebte — und starrte in die Luft. „Eine junge Frau mit zwei Kindern, wissen Sie, ist kein Backfisch mehr. Sie hat dies und das, manchmal klagt sie ein wenig; aber sie wirtschaftet rastlos weiter — wie Sie sie schon kennen. Nicht zu wenig, sondern zu viel. Das läßt sie nicht; da ist nichts zu machen!"

„Die Frauen geben gern nach, Doktor, nur nicht in dem, was sie wollen!" — Erhart, die Füße übereinander gelegt, warf einen seiner schrägen, klugen Blicke zu Ifinger hinauf und lächelte vor sich hin. „Mir ist's immer noch spaßig, Sie, Hermann Ifinger, als Ehemann zu sehn; — vielleicht weil ich selber so gar nicht dazu tauge. Nun, und Ihr Bub, der Hans? Sagt er schon Papa?"

„Ob er schon Papa sagt? — Das ist doch unbegreiflich, Erhart, wie wenig Gedächtnis Sie für die Ereignisse der Weltgeschichte haben. Dieser Hans ist ja bald zwei Jahre alt! Einen Monat nach der Verlobung haben wir geheiratet; genau ein Jahr nach der Hochzeit, beinah auf den selbigen Tag, kam er anmarschiert. Nicht ganz ein Jahr darauf folgte ihm die Grete. Diese Daten sind doch bekannt!"

„Ich bitte um Vergebung. Na, und wie steht's mit den Sorgen, Doktor?"

„Was für Sorgen? — Ums Zahnen?"

„Nein, die mein' ich nicht. Wenn ich eine Frau und zwei Kinder hätte, ich würd' gar nicht schlafen, glaub' ich; plötzlich, nachts um zwei, würd' ich aus der Haut fahren und denken: wie lange kann ich sie noch ernähren? Sind noch Semmeln da? — Macht Ihnen das nicht zu schaffen, Doktor? Sind Sie so unnatürlich wohlhabend?"

Ifinger schüttelte vergnügt den Kopf. „Gar so wohlhabend bin ich nicht," antwortete er; „für den Hans hat's noch gelangt,

für die Grete nicht mehr. Das ist mir ganz gut! Ich muß was ins Haus schaffen; muß mich zusammennehmen, etwas praktischer arbeiten, alles hübsch zu Ende führen, damit es mir und der Welt etwas nützen kann; nicht mehr in allen Wissenschaften so herumschmarotzen, wie ich's immer liebte. Das war gar nicht übel, um mich auszuweiten; jetzt heißt es endlich: zieh dich zusammen; das ist auch nicht übel. Alles zu seiner Zeit!"

„Wieder ganz Naturforscher?"

„So ziemlich. Alte und neue Arbeiten . . . Mit dem Geld, das dabei herauskommt, bezahle ich die Grete. Sorgen hab' ich bis heute nicht!"

„Nun das freut mich, Doktor," sagte Erhart und that einen besonders tiefen, herzhaften Atemzug. „Ich fragte das nur, weil ich dachte — — Nehmen Sie's nicht übel?"

„Ihnen? — Welcher Unsinn. — Also was dachten Sie?"

„Daß Ihre gute Frau, ‚die so rastlos wirtschaftet', wie Sie sagen — daß sie sich so abrackern müßte, weil Sie nicht reich genug — — kurz, weil die Semmeln fehlten."

Isinger lächelte; es war ein widerlegendes, zugleich aber fast wehmütiges, leise summendes Lächeln. Er stützte einen Arm aufs Knie; — „was denken Sie!" sagte er. „Hätt' ich dann dem Anton Kircher so viele von seinen Ladenhütern abgekauft und zu Nämlichs Iphigenie ins Kinderzimmer gehängt — wo sie noch nicht schaden? — Nein, zum ‚Abrackern' war kein Grund. Ich hab's nie begriffen. Hundertmal hab' ich ihr gesagt: ich versteh' dich nicht; ich nahm dich ja doch nicht, damit du dich zerarbeitest wie eine Handwerkersfrau — ich wollte ja im Gegenteil — — ganz im Gegenteil — —"

Er brach ab, ließ sein Gesicht nicht mehr sehn und blickte aufs Tännengebirg, auf die Dachsteingletscher. Um auch nicht durch sein Schweigen zu viel zu sagen, begann er leise zu pfeifen.

„Dann versteh' ich's auch nicht," bemerkte Erhart nach einer Weile, mit unwillkürlich gedämpfter Stimme. „Wenn sie's nicht nötig hat!"

Isinger blieb noch einige Augenblicke still; dann drehte er aber langsam den Fuß auf der Brüstung und wandte sich herum. „Sehn Sie," begann er etwas undeutlich murmelnd, doch allmählich klarer, auch bedächtiger: „so unter dem blauen Himmel — —

Ihnen und Ihrem Tännengebirg kann ich's ja ehrlich sagen: ich hatt' mir's etwas anders gedacht! — Daß ich geheiratet habe, daran sind Sie eigentlich schuld: ich wollte den schönheitsblinden ‚Platoniker‘ nicht auf mir sitzen lassen, den Sie mir einmal nachts aufgebrummt hatten — das wissen Sie gar nicht mehr. Ich wollte wie ihr Künstler ganz in der Schönheit leben, ‚aus dem Vollen leben‘ ... Dann kam Kirchers Elend und Not; — kurz, wir wurden Mann und Frau. Nu ja, dacht' ich mir, und wenn's auch ein bissel eine Zigeunerwirtschaft wird, was thut das? Meine schöne Frau, die soll lachen und sorgenlos und glücklich sein; dann lach' ich auch, und bin auch sorgenlos und glücklich ... Aber — ich weiß nicht, wie's zuging — die Porzelläne, die ich geheiratet hatte — die war nicht mehr da. Gleich am ersten Morgen ging's an: sie nahm's ernsthaft, sie warf sich auf die Wirtschaft — furchtbar ernsthaft, sag' ich Ihnen — — na, später, da haben Sie's ja selber gesehn. Alles anfassen, alles machen, Hausfrau und Köchin und Magd und Dienstmann, alles zugleich; sich nicht abraten lassen, sich nicht helfen lassen — wie wenn sie ein Gelübde gethan hätte — und wie die Fanatiker schon sind: zum Teufel geht der Humor! — — Sie verstehn mich nicht falsch, nicht wahr ...“

„Lieber, guter Doktor,“ sagte Erhart, mit einem kurzen Blick. „Maler haben ja Augen. Ich sah ja doch das alles selbst. Wie manchesmal hab' ich gedacht, wie Sie: wo ist die Porzelläne?“

„Nun ja ... Wer erklärt einem das? — Wenn ich zuweilen nachts den Sternenhimmel ansah, erlaubte ich mir die Bemerkung: so was muß einem doch vorher gesagt werden ... Dabei immer rührend gut — meine Frau, mein' ich — immer sanft, geduldig, fügsam — bis auf dieses eine! Aber das Zigeunerische, das selig Verrückte, das ‚aus dem Vollen leben‘ — das kam nicht. Dafür kam endlich der Hans; da war's vollends aus; nur noch Wirtschaft, Wirtschaft. Es gibt im deutschen Reich keine bessere Mutter — keine bessere Gattin ... Bitte um etwas Feuer, meine Cigarre ist ausgegangen ... Wie gesagt, etwas anders hatt' ich mir's gedacht!“

„So einen eingeteufelten Junggesellen wie mich wundert das nicht,“ entgegnete Erhart äußerlich trocken, während er ihm seine Cigarre hinhielt. „Ich glaube, das kommt alle Tage vor, daß jemand ein Mädel nimmt, weil ihr Naturell bordeauxrot ist —

um in Farben zu sprechen — und dann findet er, die junge Frau hat ein chromgelbes Naturell! Mädel und Frau sind halt zweierlei; und die Mutter Natur, mit ihren geheimen Zwecken, die macht schon solche Streiche. Manchmal mag's auch vorkommen, daß es einem mit der Frau geht, wie damals dem Nämlich mit seiner Iphigenie: sie verliert sich allmählich ganz — das Mädel, mein' ich, in das er sich verliebt hat. Zuletzt hat er nichts von ihr, als die Erinnerung ... Da fällt mir ein: was treibt Nämlich?"

„Der? — Er malt kleine Bilder," erwiderte Isinger mit derselben äußeren Trockenheit und Ruhe. „Seit er die Entdeckung gemacht hat, daß er sie desto eher verkauft, je kleiner er sie malt, seitdem verachtet er die großen Formate und citiert überall seinen Lieblingsvers: ‚In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.‘ Leo Falk nennt ihn schon den Mikroskopmaler —"

„Leo Falk wird witzig?" rief Erhart aus und lachte. „Das hat er bei seinem Erfolg doch nicht mehr nötig. Der ist ja obenauf; man will ihn nach Rom, nach Berlin, nach Wien haben, hör' ich. — Kann er noch so talentvoll schweigen? Sehn Sie ihn oft?"

„In seinem Atelier nicht selten; bei uns nie; Sie wissen ja —"

„Ist das immer noch?"

„O ja, das ist immer noch," antwortete Isinger, vor sich niederblickend. „Sehn Sie, das ist auch eine von den — Ueberraschungen; von dem ‚Chromgelb‘, wie Sie sagen, das man nicht erwartet! Bald nach unsrer Verlobung reiste Leo Falk nach Venedig, wenn Sie sich erinnern; blieb ziemlich lange fort, kam auch zu unsrer Hochzeit nicht wieder. Nu, als Millis ältester, bester Freund hätt' er kommen sollen; aber wenn ihm auf dieser Herbstreise so wohl war — — und überhaupt, wer nimmt es mit einem Leo Falk so genau! Aber meine Frau, die that das. Sie war ganz humorlos gekränkt, daß er so rücksichtslos, so unfreundschaftlich — — Na kurz — Sie wissen wohl noch, sie blieb fanatisch fest auf ihrem Kopf: ihn nicht mehr sehn, nie mehr! — — Sie kennen ja den Falk: dem braucht man so was nur anzudeuten, er nimmt es mit seinem klassischen Phlegma hin, als hätt' man ihm ein Geschenk gemacht; zu Leuten ins Haus gehn langweilt ihn, geniert ihn — er braucht von der Welt nichts als eine

Kneipe und ein Atelier. Auch hat er einen ebenso harten Kopf wie die Porzelläne —"

„Einen härteren, Doktor —"

„Und so fragte er nie: warum ladet ihr mich nicht ein? Er blieb ruhig fort. Und der beste Jugendfreund meiner Frau hat ihr Haus, ihre ‚Wirtschaft', ihre Kinder bis auf diesen Tag nicht gesehn!"

„Nu, von jedem andern würde mich das wundern; nur vom Leo nicht —"

„Aber meine Frau —!"

„Die ist eine Frau. Das sind Rebusse, Doktor. Einige, glaub' ich, sind leicht zu raten; bei andern täuscht man sich dreißig, vierzig Jahre lang — man rät immer falsch. Irgend ein Bild oder Buchstabe stimmt nicht! — Ich nehm' es darum nicht gern so ernsthaft mit den Rebussen; ich nasche nur dran herum ... Aber wissen Sie was? Es wird Abend, Doktor. Ihr Koffer ist noch auf dem Bahnhof. Sie werden hungrig — denn Sie sind blaß geworden. Ich werde Ihren Koffer holen lassen und Sie zum Essen führen; auf die ‚Bürgerwehr': da sitzt man so gut und schaut auf die Kirchen und Klöster und das Ameisengewimmel hinab. Lassen wir das fade Gebirg, kommen Sie zum Beefsteak!"

III.

Als Ifinger am andern Morgen erwachte — er schlief in Erharts Wohnzimmer, neben dem Atelier — war's noch früher Tag; aber eine Stimme nebenan hatte ihn geweckt. Irgend jemand hatte etwas gerufen, das er nicht verstand; jetzt hörte er in seiner Schlaftrunkenheit deutlich: „Es hilft nichts, ich muß sie retten!" — Es war Erharts Stimme. Dann hörte er ein Geräusch, als spränge jemand aus dem Bett, das dabei erkrachte. Danach ward es wieder still. — „Was heißt das: ich muß sie retten?" dachte Ifinger. „Wen muß er denn retten?" — Er horchte, und suchte eine Weile darüber nachzudenken; endlich fielen ihm die Augen zu, die Gedanken schwanden, und er schlief wieder ein.

Erst drei Stunden später erwachte er von neuem; neugierige Sonnenstrahlen zupften an seiner Bettdecke, einer kletterte bereits in dem kurzen Haarwuchs seines Kopfes herum, wie ein Goldkäfer im Gras. Sie schlichen durch ein paar runde Löcher der hölzernen Fensterläden herein, die er am Abend angelehnt, nicht

geschlossen hatte. Im Atelier pfiffen und flöteten allerlei Vögel, Lerchen, Goldamseln, Finken, einer nach dem andern. Eine Weile horchte Jsinger entzückt, und nur so obenhin verwundert, bis er, völlig erwacht, begriff: es war Erhart allein, der sie alle spielte. Die Täuschung war vollkommen; die Augen wieder schließend glaubte er sich, anstatt im Bett, am Waldrand im Wiesengras ausgestreckt, er konnte sich sogar einbilden, die Goldamselstimme komme hinter ihm aus dem Wald, die Lerchenstimme darauf von oben aus dem blauen Himmel. Endlich schämte er sich doch, so spät noch im Bett zu liegen. Er sprang auf, wusch und pflegte sich, kleidete sich an, und ging in das Atelier.

Erhart war mittlerweile verstummt; als Jsinger hereinkam, stand der Maler — denn er saß fast nie — vor der Staffelei, qualmte heftig an einer „Virginia" und malte. „Guten Morgen!" rief er dem Doktor zu; dann pinselte er weiter. Nur mit dem Kopf deutete er auf einen Tisch, der mitten im Zimmer stand und auf den die Aufwärterin vor wenigen Minuten Jsingers Frühstück gestellt hatte.

„Späten guten Morgen!" antwortete Jsinger. „Ja, ich werde frühstücken. Nur eine Frage, Meister: wen haben Sie heut' in aller Frühe gerettet?"

„Ich verstehe nicht —"

„Warum riefen Sie plötzlich — ich hab's durch die Thür gehört —: ‚Es hilft nichts, ich muß sie retten!'?"

„Ah so!" sagte Erhart und lächelte flüchtig. „Das war drüben in meinem Schlafzimmer; ich lag noch im Bett. Ich war aufgewacht, Gott mag wissen warum; mir gegenüber, am Nagel, da hing eine Hose ... Die Wand in meinem Schlafzimmer hat nämlich einen ganz infamen Anstrich, ein unmögliches, verbläulichtes Violett; die verblaßte Hose leidet an einem Modegrün, das es gar nicht gibt. Wie sie nun auf diesem Untergrund hing — es war die reine Vernichtung, Doktor. Es sah aus, als hätte sie sich aus Verzweiflung selber aufgehängt ... Mein Malerauge litt höllische Qualen; mir war, als hört' ich die Farben quieken. Aber ich war faul; ich wollte nicht aufstehn, wollte wieder einschlafen. Endlich siegte aber das Gute in mir —"

„Und da riefen Sie das —"

„Ja, da rief ich das, und sprang aus dem Bett, und rettete die Hose. Sie liegt in der Truhe!"

Isinger lachte; er saß beim Frühstück. „Aber was machen Sie jetzt?“ fragte er, den Kopf vorbeugend. „Was schaffen Sie so eifrig?“

„Ich male und ich fluche!“ erwiderte Erhart mit grimmigem Gesicht. „Als ich einmal aufgestanden war, da nahm ich die Hose als einen Wink von oben, kroch nicht wieder ins Bett, machte mich fertig und ging an die Arbeit. Die schwarze Dame am Meer — statt der ‚gesprungenen‘. Ich lasse mich nicht lumpen! Seit drei Stunden streich' ich wie verrückt! Aber alle zehn Minuten geht die Cigarre aus; vor Wut. Jetzt versteh' ich den alten Lateiner: ‚facit indignatio versum‘; bei mir heißt's: ‚Die Wut führt den Pinsel!‘“

Isinger trat vor die Staffelei und staunte: eine gestern noch jungfräuliche Leinwand hatte sich zur Hälfte mit Farben und werdendem Leben bedeckt, das Fehlende war mit kühnen Strichen geistreich angedeutet. Die schöne antike Villa wuchs schon sehnsuchtweckend in das melancholische Meer hinaus. „Nun, wenn das die ‚Wut‘ macht,“ sagte Isinger, aus Hochachtung an der Brille rückend, — „dann kann man ja nichts Besseres thun, als Sie wild zu machen. Aber wie Sie Ihre arme Virginia zerstoßen haben; sie hat ja keine menschliche Form mehr. Ob es sehr gesund ist, so ein scharfes Kraut dreißigmal wieder anzuzünden, das ist auch noch die Frage —“

„Die ist hin!“ rief Erhart und schleuderte den Rest der Cigarre in die fernste Ecke.

„Ja, Gott sei Dank, die ist hin. Aber mir deucht, Sie auch. Sie haben einen so roten Kopf wie Prahm — nehmen Sie's nicht übel — und Ihre Augen stehen ungefähr drei Centimeter aus dem Kopf heraus. Ich glaube, oben aus Ihrem Schädel seh' ich eine kleine Dampfwolke aufsteigen —“

„Ich bin nur noch ein Nerv, Doktor!“ rief der Maler aus; mit der ganzen gesunden Kraft seiner Stimme, aber ein leises Zittern oder Ausgleiten war darin vernehmbar. „Das Paffen und der Ingrimm . . . Ich hab's angepackt, als müßt' ich an einem Vormittag fertig werden . . . Aber sehn Sie, nun mag ich nicht mehr — nun ekelt es mich an!“

„Das ist die reine Vernunft, die Stimme der Natur; man teilt Ihnen durch diesen Ekel mit, daß Sie aufhören sollen. Seien Sie nicht der Dümmere, geben Sie nach! — Sie haben für heute

genug gewütet: gehen wir spazieren. Oder Sie allein, wenn Sie lieber wollen —"

„Nein, nein, nein, dann mit Ihnen!" unterbrach ihn Erhart, fast zornig. „Ich werde doch nicht ohne Sie — — Also gut. Gut. In die Sonne!"

„Sie sprachen von den Barmsteinen —"

„Fahren wir nach Hallein und steigen wir auf die Barmsteine! Kommen Sie, kommen Sie!"

„Sie könnten mich noch zu Ende frühstücken lassen, Meister; denn das soll gesund sein. Unterdessen bringen Sie Ihr Handwerkszeug in Ordnung. In fünf Minuten stehe ich zur Verfügung!"

„Va bene! — —"

Nach kaum fünf Minuten brachen sie auf; ein schon etwas heißer, aber reiner Morgen empfing sie, auf den Bergen lag noch die weiche Klarheit, die an solchen Tagen um Mittag dunstig und nüchtern wird. Sie stiegen zur Bahn hinab; ein Zug, der schon abgehen wollte, nahm sie eben noch mit. Thalaufwärts, gegen das Gebirg zu, fuhren sie bis Hallein, das nicht unmalerisch an der rauschenden Salzach liegt; über dem Städtchen steigen sogleich die waldigen Vorberge auf, aus denen die geheimen Kräfte der Felsbildung und Verwitterung die Barmsteinwände herausgemeißelt haben. Schon der Ort steigt an. Die beiden verließen den Zug und wanderten durch die Hauptstraße aufwärts, der Berggasse zu. Hie und da unterhielt sie eine der frommen Malereien, die die Häuser schmückten, oder ein schönes schmiedeeisernes Hauszeichen, das in den blauen Himmel hineinglänzte und für alten Wohlstand und Kunstsinn sprach. Als sie an der Pfarrkirche vorbeikamen, gingen sie ein paar Schritte seitwärts, um von dem Friedhof aus, der sie noch umgab, den stattlichen Bau mit dem hohen Turm besser anzuschauen. Erhart nahm Isingers Arm und zog ihn an der Kirche entlang; einige alte Grabdenkmäler fielen ihm ins Auge.

„Steht da auf der Altane, über der Stiege, nicht die kleine Frau Veit?" fragte Isinger plötzlich.

„Daß die Frau klein ist, das kann ich bestätigen," gab Erhart zur Antwort; „warum Sie sie Veit nennen, davon weiß ich nichts."

An einem der Häuser, die den Kirchenplatz umgaben, zog sich im ersten Stock eine schlichte, naturfarbene Holzaltane hin, zu der

man von unten auf einer alten, ausgetretenen Treppe hinaufstieg. Wo diese Holztreppe endete, stand auf der Altane ein Tisch, und daneben, am Geländer, ein Kästchen, in dem einige Gewächse blühten. Eine auffallend kleine Frau mit großem, ausdrucksvollem Kopf, den hinten ein Netz umspannte, begoß eben die Blumen aus einer grünlackierten Kanne. Hinter ihr, in der Thür, die in die Wohnung des ersten Stocks führte, erschien ein zweites, ebenso kleines Weibchen, dessen weiße Haare in der Sonne glänzten. Die andre war völlig grau.

„Ja, das ist die Veit," sagte Isinger mit halber Stimme. „Jetzt erinnr' ich mich: in Hallein wohnt sie, am Friedhof, ‚neben dem Herrn Dechanten'. Die würd' Ihnen Spaß machen, Erhart; spricht fast noch rascher als ich. Ueberhaupt ein sogenanntes Original; und die Tante von — — Da fällt mir ein, nach der könnten wir sie fragen. Wollen wir auf ein paar Minuten hinauf?"

Eh' der Maler antworten konnte, erhob jetzt die Alte oben ihre halb männliche Kraftstimme, und die kleine Gestalt geriet in dramatische Bewegung. Die Arme wie Flügel ausbreitend, rief sie: „Mein! Maria und Joseph! Der Herr Doktor von München! Wie kommen Euer Gnaden hierher — geben uns die Ehre!"

Sie lief die Treppe hinunter und Isingern fast in die Arme, so war sie im Schuß. In ihrer Freude nahm sie seine beiden Hände; ließ dann aber die eine los, als schicke sich das nicht, und hielt nur die rechte noch eine Weile fest. Hierauf folgten ihre tiefen, unendlich achtungsvollen, beredten Verbeugungen, die Isinger schon kannte und die Erhart herzlich ergötzten. „Das ist gewiß eine Ehre," sagte sie dann wichtig. „Hab' es nicht erwartet . . . O mein! wie wird's die Christel bedauern, wenn sie das erfährt; ist nämlich nicht hier, die Christel!" setzte die gute Alte mit ausdrucksvollem Mitgefühl hinzu. „Wie oft haben wir zwei von Euer Gnaden gesprochen, die Christel und ich; denn meine Schwester — da oben steht sie — die hat ja noch nicht das Glück, Euer Gnaden zu kennen . . . Würd' ihr natürlich auch eine große Freude sein; — so was braucht man nicht zu sagen, das versteht sich von selbst. Eine brave Frau, die Stuber — die Schwester — möcht's ihr gönnen — aber natürlich, unverschämt darf man doch nicht sein. Die Herren wollen wohl weiter — nach Berchtesgaden — oder ins Bergwerk — und die Sonn' brennt schon tüchtig!"

Sie stand wie ein Bild der Entsagung da, der Kopf mit dem

breiten Kinn sank ihr etwas gegen die linke Schulter, und sie selber nach vorn; zugleich fragte ihr graues Auge mit einem treuherzigen Blick, ob wohl doch noch für die Stuber eine Hoffnung sei. Dann flog dieser Blick über Erhart hin, wie um in aller Eile zu sagen: „Hab' noch nicht die Ehre, den Herrn zu kennen... Aber nicht fragen, nicht inkommodieren; alles was sich schickt!"

Erhart erfaßte jede ihrer Bewegungen, als wolle er sie malen; in staunender Heiterkeit lächelte er ihr zu. „Wir wollen nach den Barmsteinen," sagte er gemütlich; „aber es eilt uns nicht. Ich bin des Doktors Freund, aber nur ein Maler; Franz Erhart, aus Salzburg."

„Ah!" sagte die Alte, sehr beglückt, daß der schöne Mann sich ihr vorstellte. Sie machte ihre feinste Verbeugung und erwiderte: „Anna Veit, zu dienen! — — Nur eine Näherin!" setzte sie mit schwachem Lächeln hinzu, um hinter seiner Bescheidenheit nicht zurückzubleiben. „Die Stuber hat's weiter gebracht, o ja, die war Wirtschafterin und Haushälterin bei Steuerräten und Regierungsräten — und die Bibel weiß sie fast auswendig — und Witschels Morgenandachten — und die Hauspostille. Ich bin nicht so gescheit; aber ich neid's ihr nicht, ich bin auch zufrieden. Herr von Erhart wissen schon, wir können ja nicht gleich sein. Mit meinen dreißig Kreuzern täglich, und immer frisch und gesund — da bin ich noch sehr bevorzugt, Herr von Erhart, vor so vielen andern, und hab' dem Herrgott zu danken!"

Der Maler sah Ifinger von der Seite an; „Sie haben recht," sagte der stumme Blick, „die Frau hat einen Gießbach in der Kehle wie Sie! — — „Dreißig Kreuzer täglich!" rief er dann verwundert, fast erschrocken aus. „Dafür nähen Sie den ganzen Tag?"

„Dreißig Kreuzer und die Kost," erwiderte die Alte wichtig. „Nur das Frühstück richt' ich mir selbst, zu Hause."

„Und davon können Sie leben?"

„O mein! Ich leg' mir ja noch was zurück; einen Sparpfennig, Herr von Erhart, denn man muß doch immer darauf gefaßt sein, daß man einmal krank wird; mit Doktor und Apotheker. — Stuber!" rief sie dann, sich zur Altane zurückwendend, wo die kleine Weißhaarige noch immer an der Stiege stand. „Die Herrn haben noch keine Eile, sagt der Herr von Erhart; der andre ist der Herr Doktor aus München. Komm herunter, Stuber!"

„Was denken Sie? Wir gehn hinauf!" fiel ihr Erhart ins

Wort. Er sprang die knarrenden Stufen empor und verneigte sich sehr artig vor der kleinen Frau, die es mit sehr ernsthaftem Lächeln zurückgab; die beiden andern folgten. Frau Stuber war hagerer und ältlicher als ihre lustige Schwester, ihr Gesicht war von tiefen Furchen durchschnitten, ihr ganzes Wesen gehaltener, bewußter, vom Wert der Gesittung und der feinen Formen erfüllt. Sie trug eine Haube und war schwarz gekleidet. Auf die Höflichkeit der beiden Männer, die sich ihr selber vorstellten, antwortete sie mit wenigen, aber wohlgesetzten Worten; dann warf sie einen Blick auf die Schwester, der alles abzubitten schien, was diese etwa in ihrer jugendlichen Unbesonnenheit und Formlosigkeit gefehlt haben sollte. „Belieben Sie in unsre Wohnung zu treten," sagte sie darauf mit einem gebildeten, aber doch guten Lächeln; „drinnen ist es kühler. Veit, du stehst im Wege. Die ist die Jüngere," setzte sie wie zur Erklärung hinzu; „sie ist siebenundsechzig — ich schon einundsiebzig. Ja, ja, ja, das Alter — zwei-, dreimal klopft's an — man ist mäuserlstill und ruft nicht herein — zuletzt klopft's nicht mehr und macht gleich die Thür auf. — Spazieren Sie gefälligst hinein!"

Sie traten in ein kleineres Zimmer, das der Veit gehörte, dann in ein größeres, lang und breit wie ein Saal, aber gleich dem andern überraschend niedrig; als hätte der Baumeister die Verhältnisse ausdrücklich für die beiden kleinen Witfrauen berechnet. In diesem gleichsam flachgedrückten Saal war unendlicher Hausrat aufs sauberste an allen Wänden und in allen Winkeln verteilt; Geschirr, Blumen, Gewächse, Bildchen, vergilbte Erinnerungen, blinkende Kleinigkeiten; es duftete nach Moschus, Immortellen, verwelkten Blättern, moderndem Papier, aber auch nach Levkojen und Rosen. Auf einem runden Tisch lag das Prachtstück, eine mächtige alte Bibel mit unzähligen Holzschnitten. Es währte auch nicht lange, so stand Frau Stuber an diesem Tisch, eine ihrer faltigen Hände wie zufällig in die Nähe der Bibel gelegt und mit einem liebkosenden Lächeln auf das Buch hinabschauend.

„Das ist ja ein Museum," sagte Isinger, nachdem er eine Weile in dem angenehm dämmerigen Raum um sich gesehen hatte. „Hier müßte man einmal langsam zu Pferde an den Wänden hinreiten, um die ganze Gegend kennen zu lernen . . . Nun aber sagen Sie mir endlich, Frau Veit: was ist aus Ihrer Nichte geworden, aus der frommen Lina?"

„Die ‚fromme Lina‘!“ wiederholte die Alte und lachte. Plötzlich ward sie dann ernst; „da ist wohl nicht viel Gutes zu sagen,“ fuhr sie mit einem trauernden Augenaufschlag fort; „macht uns keine Ehre. Von München ist sie lange fort —“

„Das weiß ich —“

„Ist nach Wien gekommen; auch ans Ballett, wie sie schreibt. Aber nun schreibt sie schon lang' nicht mehr ... Wann schrieb sie wohl zuletzt, Stuber?“

„Aber, Veit, du mußt's wissen,“ sagte die Aeltere zurechtweisend; „an dich war der Brief.“

Die kleine Veit nickte gutmütig, und wie mit Recht belehrt; — „nu, so ein Jahr wird's wohl her sein,“ bemerkte sie dann ruhig. „‚Mir geht's ganz famos!‘ war ihr letztes; aber das ist das Kreuz bei dem Mädel: man weiß nie, ob's wahr ist. Wie kommen wir Schellenbergs nur zu diesem Früchtel, Euer Gnaden; von uns hat sie's nicht! Immer in kurioser Gesellschaft; jetzt bei den Kurzröckigen, früher bei den Malern —“

„Jessas Maria!“ rief sie plötzlich aus, da sie in Erharts lächelndes Gesicht sah, und schlug sich mit der Hand auf den Mund, daß es schallte. „Bitt' tausendmal um Vergebung! — ‚Nur ein Maler‘, sagten Sie ja — und ich denk' nicht dran. Bitte tausendmal —!“

„Machst halt immer solche Sachen, Veit,“ sagte die andre, nicht hart, aber belehrend.

„Lassen Sie nur, das thut nichts,“ entgegnete der Maler. „Wir sind eine ‚kuriose Gesellschaft‘, Frau Veit, das ist gar nicht zu leugnen; mehr lustig als tugendhaft. Aber wie steht's denn heut' mit Ihren dreißig Kreuzern? Sie arbeiten ja nicht?“

Die Veit sah ihn verwundert an. Mit einer drolligen, fast mädchenhaften Anmut auf ihre schwarzseidene, weite Jacke deutend, sagte sie dann: „'s ist ja doch Feiertag, Euer Gnaden! Wissen Sie das nicht?“

„Richtig — das wußten wir nicht. Wir leben wie die Heiden. Aber wie kommen denn Sie zu dem katholischen Feiertag? Sind Sie nicht Ketzerin? Sie sagten doch von Witschels Morgenandachten —!“

Frau Stuber ließ ihre Prachtbibel im Stich, als sie von so erbaulichen Dingen hörte, und trat eifrig näher. Sie lächelte mit einer gewissen Hoheit und sagte: „O nein, wir sind gut katholisch — und der Herr Dechant hält viel auf uns, muß ich zur Steuer

der Wahrheit, wie man sagt, bemerken — aber Herr von Erhart müssen nicht denken, daß wir darum engherzig sind und von dem Guten, das die Protestantischen haben, keine Kenntnis nehmen. Wenn man seine Bildung hat — und seinen besseren Umgang — Regierungsräte — sogar ein Hofrat — dann lebt man doch nicht so hin wie die Bauern und das liebe Vieh. Und der Herr Hofrat war protestantisch —"

„Und ich," fiel die Veit ein, „hab' sieben Jahr' in Ungarn unter lauter Calvinischen gelebt — waren brave Leute — und ist auch gegangen! Das war, als ich noch meinen Mann und fünf Kinder hatte; — leben nun alle nicht mehr. Liegen alle dort. Da bin ich wieder nach Oesterreich heim — alleinig, wie ich fort bin... Man muß halt alles nehmen, wie's kommt; ändern kann man nichts!"

„Und sind nicht calvinisch geworden —"

„Die Veit hat ja erst neulich die Wallfahrt mitgemacht," unterbrach die Stuber den Maler, nicht ohne Wichtigkeit. „Nach Altötting in Bayern!"

„Was wollten Sie in Altötting?" fragte Erhart verwundert.

„Nur so zur Erholung, gnädiger Herr!" antwortete Frau Veit, mit ihrem aufrichtig weltlichen, kindlichen Gesicht. „Nur so zur Zerstreuung! Wenn man immer genäht und genäht hat — und doch meist allein... Wir waren unser sechs im Wagen, eng war's; und die ganze Nacht gefahren und den halben Tag; aber lustig war's! Immer gered't und gesungen; kreuzfidel sind wir gewesen — bis hin nach Altötting. Dort alles angeschaut und in alle Kirchen — natürlich — und dann wieder ebenso nach Hallein zurück!"

„Wieder Tag und Nacht —"

„Natürlich!"

Erhart starrte sie an; dann legte er ihr beide Hände auf die Schultern, und langsam und leise schüttelte er die kleine Gestalt, vor Bewunderung. „Doktor!" sagte er endlich laut. „Haben Sie das gehört? Diese Wallfahrt im Klapperkasten — als Erholung einer Näherin! Eine göttliche Konstitution!"

Isinger nickte; — auf einmal veränderte sich sein lächelndes Gesicht. In der niedrigen Thür, durch die sie gekommen waren, stand eine lange Gestalt, ein junges Mädchen in weißem Kleid, einen leichten Ueberwurf auf die Schultern gelegt. Das Sonnen-

licht, das ihr von rückwärts folgte, glänzte auf ihren vergoldeten rötlichen Haaren, als schiene es hindurch. Das Gesicht lag im Dämmer; dennoch leuchtete die eigentümlich helle, blütenweiße Haut. Ein sonderbares Lächeln, das um die Lippen spielte, verriet dem Hermann Isinger zuerst, daß er sich nicht täuschte. „Aber das ist ja die Lina!" rief er aus und deutete nach der Thür.

„Die Laura, wenn ich bitten darf!" gab das Mädchen zur Antwort. Die große, blühende Person stand still, ohne sich zu rühren, und sah von einem zum andern; sie starrte ebenso her, wie die andern hin. Endlich brach sie in lautes Lachen aus, das an ihre „Pfauenstimme" erinnerte, denn es klang scharf und schrill. „Dees wann i g'wußt hätt'!" sagte sie auf gut bairisch. „Ich will die Tanten besuchen und find' hier so feine Herrn — und so gute Bekannte. Das ist ja ganz dramatisch, wie auf dem Theater. Und wie sie dastehn, die Tanten; grausam überrascht . . . Tante Peppi, Tante Anna, guten Morgen. Laßt euch doch umarmen!"

Sie streckte eine Hand aus, um zu zeigen, daß sie jetzt bis an die Decke reiche — sie berührte sie auch wirklich — dann ging sie auf die Witfrauen zu und nahm sie in die Arme; zuerst die ältere, dann die jüngere. Nachdem sie Tante Peppi Stuber flüchtig auf beide Wangen geküßt hatte, küßte sie sie, aus Scherz und Uebermut, von oben herab auf den Kopf; doch während sie das that, blickte sie über sie hinweg auf Erhart, nicht lächelnd, sondern ernsthaft, mit einem sonderbar lauernden, katzenhaften, gleichsam beschleichenden Blick. Als sie dann die kleine Veit ebenso küßte, sahen die grünlichen Augen wieder ebenso unverwandt dem Maler ins Gesicht. Sie schien etwas mit sich abzumachen, einen Entschluß zu fassen . . . Das alles währte nicht lange. Mit ihren geschmeidigen Bewegungen trat sie zwischen den kleinen Frauen hervor und auf die Männer zu.

Nun erst, im vollen Licht der Fenster, sah man, wie das Kind von damals in diesen drei Jahren sich entwickelt hatte. Sie sah nicht sechzehnjährig, sondern völlig gereift aus; die lange, dünne Gestalt war nicht mehr viel in die Höhe geschossen, aber zu reizender Fülle und überraschender Harmonie gediehen. Als wüßte das eitle Ding, wo auf das schöne Ebenmaß ihrer Gestalt so recht der Finger zu legen sei, hatte sie um ihr weißes Kleid einen auffallenden vergoldeten Gürtel geschnallt, der etwas markt-

schreierisch hervorhob, wie vollkommen der feingerundete Oberkörper zu den schlanken Untergliedern stimmte. Das Gesicht war freilich nicht edler geworden, das Näschen hatte noch immer etwas von der Katze, und der fast drollig vorgewölbte Mund erinnerte mehr an Naschen als an Küssen; die Farben aber wirkten erstaunlich, man konnte sie blendend nennen. Um den Kopf floß ein Gelock, wie man sich das der „Lorelei" denkt, noch goldiger als früher und in wahrhaft tollem Gekräusel über die niedrige Stirn gebreitet.

Das Mädchen weidete sich eine Weile an der Wirkung, die sie sichtbar auf die Männer ausübte; endlich spitzte sie mutwillig die Lippen, als küsse sie in die Luft. „Grüß Sie Gott, Herr von Erhart," sagte sie langsam; ihre Stimme bekam etwas Weiches, etwas Streichelndes. „Und Sie auch, Herr Doktor! — Was sagen Sie jetzt zu der Lina? Ist sie nicht gar zu schiech, gar zu garstig worden? Da haben Sie jeder eine Hand; — mehr gibt's nicht; bilden Sie sich das nicht ein!" — Sie lachte etwas närrisch, mit den Augen aus den Winkeln schielend, zu Isinger nach links, zu Erhart nach rechts. „Nur für die Kunst; alles für die Kunst! — Schauen Sie her, so sieht eine dreijährige Ballettratte aus — die bald Solo tanzen wird; ja, ja, ich geb' Ihnen mein Wort. In der großen Oper —"

Sie hob, wie unwillkürlich, einen Fuß, als wolle sie hier von ihrer Kunst sogleich eine Probe geben. Sowie aber Frau Stuber das sah — deren immer blasses Gesicht völlig farblos geworden war — stieß sie einen kräftigen Laut aus und schob sich hurtig zwischen das Mädchen und die Männer; klein, aber wie ein Napoleon. „Bitte, bitte!" sagte sie, mit einem unwilligen Blick auf den Fuß, der sich schon wieder zurückgezogen hatte. „Was fallt dir ein; hier ist kein Theater und kein Ballett. Und überhaupt, so mit den Herrn zu äugeln und zu reden . . . Und wenn die Tante Anna auch vom Nähen lebt, und ich von der feinen Wäsche — man hat doch seine Stellung, und ein Gered' darf's nicht geben! — Was sagst du auch von einer Laura? Lina ist dein ehrlicher Name; dein Vater, Gott hab' ihn selig, war ein feiner Mann, und ein Ehrenmann; Lina Schellenberg!"

Frau Veit nickte, und seufzte.

Das Mädchen war errötet, was ihr nicht übel stand; sie schien einzusehn, daß sie zu weit gegangen sei, und kehrte offenbar auf den „Pfad der Tugend" zurück. In noch halb kindlicher Leb-

haftigkeit bewegte sie die Lippen und die Zunge mit einem leisen, pfeifenden Geräusch, wie wenn ein Vogel träumt. Auf einmal fand sie ihr Lächeln wieder; „man keene Bange nich!“ sagte sie plötzlich berlinisch; „ich werd' eure ‚Stellung‘ schonen, werd' euch keine Schande machen. Daß ich mich Laura nenne, das ist nur ein Spaß; und daß ich hier tanzen werd', brauchst du nicht zu fürchten. Ueberhaupt — Ehrbarkeit geht mir über alles; das versteht sich von selbst. Alles andre ist nur Spaß!“

„Wo wohnst denn hier?“ fragte die Stuber, ohne darauf zu antworten.

„Nicht bei euch; sei ruhig!“ antwortete das Mädchen. „Gar nicht in Hallein, sondern in Salzburg, im ‚Mohren‘. Wir haben Ferien; da bin ich heraus aus dem Wien, wo man jetzt zwischen all den heißen Backsteinen auch zum Backstein wird. Bin in Salzburg und da herum!“

„Wer zahlt denn das?“ fragte die Alte wieder.

„Ich hab' ja ein Geld. Mein alter Gönner, der mich in München und dann in Wien zum Ballett gebracht hat, der hat ‚das Zeitliche gesegnet‘, wie die Frau Tant' sich gern ausdrückt, und hat mir in seiner Gutheit ein kleines Kapital hinterlassen; — davon wollt' ich ja mit den Tanten reden, darum bin ich ja hier. Daß ich nur erst noch sag': das mit dem Ballett, das muß man sich nicht falsch vorstellen; da kann eines ebenso ehrbar sein wie im Bürgerstand; wie beim Nähen und Waschen. Wie man sich da zeigt und wie man sich da anstellt, das thut man ja nur für die Kunst! — In unserm Corps, da ist eine, eine Magere, Kleine, die ist noch so unschuldig, daß sie — — man kann's gar nicht sagen. Die Marietta, die nennt sie zwar eine stupida canaglia; aber das ist unrecht; die Helene ist ein Engel von Unschuld — und der streb' ich nach! So hat denn auch der Fürst Bamstig gesagt: die Lau — — die Lina ist brav, ist ein weißes Lamm, da ist nichts zu sagen; und der alte Graf Nonpozzo hat gesagt: die Lina muß aus einem guten Haus sein, sie hat so was Distinguiertes und so was Wohlgesetztes; man sieht's doch immer gleich, wenn die Familie gut ist!“

„Das hat dieser Herr Graf gesagt?“ fragte die Stuber, der vor Vergnügen ein paar kleine Rosen auf den Wangen aufblühten.

„Natürlich,“ erwiderte Lina, und nun setzte sie sich; „sonst

könnt' ich's ja nicht erzählen. Es kommen ja Grafen und Fürsten genug hinter die Coulissen; aber in allen Ehren, versteht sich; nur für die Kunst. Der Graf Nonpozzo hat mich gefragt, wo meine Eltern sind; ich hab' leider keine mehr, hab' ich gesagt; aber zwei Tanten hab' ich, die eine ist immer fidöl, die andre ist hochgebildet, hat ganze Bücher im Kopf; der Herr Katechet und der Herr Dechant, die sprechen wohl stundenlang mit ihr wie mit ihresgleichen!"

„Hör' auf, hör' auf! das hast nicht gesagt!" erwiderte die kleine Alte, die sich auch, wie die andern, gesetzt hatte; nun fast feuerrot.

„Wozu sollt' ich's denn sonst erzählen; ich wüßt' nicht, warum. Ich will ja nichts von euch. Im Gegenteil, ich bring' was; das heißt, wenn ihr zwei — — Aber vor diesen Herren kann ich das nicht sagen. Wir warten, bis sie fort sind; dann sag' ich's!"

Das Mädchen warf den jungen Männern einen Blick und ein Lächeln zu; beides schien aber nicht zu sagen: bleibt da! Sie schien aus irgend einem Grunde zu wünschen, daß sie gehen möchten ... Isinger stand auf. „Wir müssen ohnehin fort," entgegnete er, „wollen noch auf die Berge; wir stören also nicht länger. Das ‚Mädchen aus der Fremde', nach dem wir hier fragen wollten, hat ja selber mündlich geantwortet. Ich wünsche eine angenehme Laufbahn als zukünftige Taglioni. Kommen Sie, Meister Erhart!"

Der Maler erhob sich; aber zögernd und mit Widerstreben. Er blieb einige Augenblicke stumm vor dem Mädchen stehn und sah mit seinen durchdringenden Augen an ihr auf und nieder. Dann sagte er, die Worte suchend: „Sieht man Sie noch, Fräulein Lina? Oder — tanzen Sie uns so davon?"

Sie antwortete nicht. Sie lächelte nur; sie schien nachzudenken. Endlich legte sie ihre warme Hand auf die seine, nahm sie aber gleich wieder zurück. „Au revoir!" sagte sie kurz, ohne irgendwie anzudeuten, ob sie damit wirklich „Auf Wiedersehen" meine. Dann wandte sie sich wieder den Tanten zu und zeigte ihnen ihr kindlichstes, unschuldigstes Gesicht.

Erhart zuckte die Achseln. Isinger empfahl sich schon; die so still gewordene Frau Veit ließ jetzt ihre herzlich bedauernde, kräftige Stimme hören und feuerte eine ganze Breitseite von

Verbeugungen ab. Sie lief auch bis zur Altane nach und winkte mit ihrem ungebrauchten Feiertagstaschentuch, das sie wie eine Fahne entfaltete und flattern ließ. „Kommen Sie nur auch wieder! Kommen Sie nur auch wieder!“ rief sie hinterdrein.

„Ja, ich komme wieder!“ rief Ifinger zurück. Erhart sagte nichts. Er grüßte nur mit dem Hut. Er ging auch schweigend über den Friedhof und auf der Straße bergan, die dann den Hügel als Fahrweg erstieg, da die Häuser aufhörten. Sein Gesicht war etwas gerötet, und in seine Augen war etwas Flackerndes, Glühendes gekommen. Obwohl die Sonne schien, nahm er den Hut vom Kopf, und fuhr sich mit dem Tuch über Stirn und Schläfen.

„Ein rührendes kleines Weib, diese Anna Veit!“ murmelte Ifinger nach einer Weile, langsam weitersteigend. „Neben der schämt man sich. Wie viel braucht unsereiner, wie viel von allerlei Art, um leidlich glücklich zu sein; und dieses alte Kind so wenig!“

Erhart erwiderte nichts. Da der andre aber verstummte, wandte er jäh den Kopf und fragte, die verträumten Augen aufreißend: „Wie meinen Sie?“

„O nichts,“ sagte Ifinger trocken, mit seinem verschlossenen Lächeln. „Oder doch nicht viel. Ich wollte eigentlich sagen: Schade um die Lina. Diese stachlige Knospe ist ja wunderbar aufgeblüht, sie wär' eigentlich eine Art von Schönheit; aber wenn sie spricht, so ist's für mich aus. Eine Pfauenstimme!“

Erhart lächelte eigen. Die Brauen aufspannend sagte er: „Dann hören Sie wohl die andre Stimme nicht laut genug, Doktor.“

„Welche andre Stimme?“

„Sie gelehrtes Haus! Das Fell dieser Lina ist ja die reine Musik. — Und — und ihre Lippen sind zwar nicht die schönsten; aber nach innen zu, da, wo sie sich küssen, kriegen sie ein Rot — ein Rot — — Santo diavolo!“

„Heiliger Teufel!“ — Es war ein scherzhafter Lieblingsfluch Erharts, den er einmal auf der Insel Palmaria von italienischen Soldaten gehört hatte.

Ifinger überlief's; er wußte nicht, warum. Er ging schweigend weiter. „Das ist der Unterschied,“ dachte er, „zwischen unsereinem und dem Malersmann: wir hören vor allem die schlechte Solosängerin, die Stimme, und ärgern uns an ihr;

er hört vor allem das ganze Farbenorchester . . . Eine schöne Haut, das ist sie gewiß; aber für eine gute Haut halte ich sie nicht. Hoffentlich kommt sie uns nicht zu nah'. Hoffentlich sehn wir sie nicht wieder!"

IV.

Hermann Isingers Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Am nächsten Morgen, schon gegen Mittag zu, saßen die beiden Freunde in Erharts Atelier; Isinger las in des alten Lionardo „Buch von der Malerei", Erhart malte und hatte sich endlich auch gesetzt, die „Wut", mit der er arbeitete, hatte ihn müde gemacht. Er wütete wieder an der Meerlandschaft mit der schwarzen Dame; die zehnmal angezündete Cigarre lag schon in der Ecke, zuweilen stieß er einen dumpfen, schwerverständlichen Fluch aus. Dann malte er wieder still und eifrig. „Sagen Sie mal, Isinger!" fing er auf einmal an, „verachten Sie mich nicht?"

„Warum?" fragte dieser kurz, kaum vom Buch aufblickend.

„Weil ich mir das so ruhig gefallen lasse, ihm das Bild noch einmal — — Wie ein Leibeigener, wie ein Kuli, Doktor! — Es wär' doch bedeutend menschenwürdiger, diesem Baron zu sagen: Herr, gehn Sie zum Teufel! Sie haben nun bald ein Dutzend Bilder von mir, jedes für ein Spottgeld; Sie haben meine Geldbedürftigkeit redlich ausgenutzt, jeder ordentliche Wucherer wird Sie dafür achten und ehren; und wenn Ihre schwarze Dame am Meer auch in hunderttausend Stücke auseinander bröckeln sollte, so haben Sie noch immer ein goldenes Geschäft gemacht, und nichts steht Ihnen gut, als ganz stille sein! — Das wär' eine Wollust Doktor — und wär' auch, was sich gehört!"

„Ganz Ihrer Meinung," erwiderte Isinger. „Sie würden dann aber nicht mehr viel an den Baron verkaufen —"

„Halt!" warf Erhart dazwischen, die Augen auf seinem Bild. „Diese Welle wird mir zu warm. Das Wasser muß so frostig, so kalt herausschauen, daß man das Niesen kriegt. — Was haben Sie eben gesagt?"

„Daß der Baron dann nicht mehr viel von Ihnen kaufen würde —"

„Das ist ja eben das Elend!" rief der Maler aus. „Weil ich immer denken muß: nur diesen Käufer nicht verlieren, ich hab'

kaum einen andern — darum sitz' ich hier und frone wie ein Knecht! — Das Leben ist doch ziemlich niederträchtig, Doktor! Wenn Sie, Hermann Isinger, nicht mit Ihrer verrückten Rederei diesen Pillnitz zum Mäcen verschwatzt hätten, so wüßten verschiedene brave Leute nicht, wie sie essen und trinken sollten. Ich muß Ihnen noch dankbar sein, daß Sie mich ihm wie ein Zahnbrecher angepriesen haben — und daß Sie diese drei Jahre fortgefahren haben, mich ihm anzupreisen. Und dabei bin ich doch auch kein Hund, Doktor, kann doch was, hab' meinen Namen, meine Kunst, meinen Gott ... Doktor, eine schnöde Welt!"

„Wenn Sie Ihren Gott haben," erwiderte Isinger ruhig, „dann lassen Sie doch die Welt. Uebrigens wird sich das später zeigen —"

„Was sagen Sie da von Gott und Welt?" unterbrach ihn Erhart. „Das versteh' ich noch nicht. — — Das Wasser wird schon besser. Hier zwischen den Steinen muß es sich so verspielen, als wollt' es der schwarzen Dame bis an die Füße kriechen. — Doktor, eine schnöde Welt ... Die Luft ist mir noch zu dick!"

Isinger wollte antworten; die Thür zum Vorplatz ward geöffnet und die Aufwärterin erschien. „Eine junge Dame," murmelte sie. „Nennt sich Fräulein Laura ..."

In diesem Augenblick ward auch schon hinter ihr die so viel größere „Laura" sichtbar und lächelte herein. Sie trug einen breitkrempigen Strohhut, der mit einem Kranz von künstlichen Weinblättern umwunden war, und ein hellblaues Kleid. Erhart, sehr überrascht, sprang auf. Mit einem Blick auf die Dienerin, der diese überflüssig machte, ging er dem Mädchen entgegen. „Sie kommen wirklich zu mir?" sagte er heiter, eine leichte Unruhe im Gesicht. „Ei, ei! welche Ehre!"

„Spotten Sie nur," entgegnete das Mädchen; trat ein, während die Wärterin hinausging, und gab ihm die Hand. Gegen Isinger verneigte sie sich nur ein wenig, und nickte mit dem Kopf. „Ich weiß, Herr von Erhart, für Sie bin ich nur der ‚Wurm' von damals, der sich nun ausgewachsen hat — leider. Aber das macht nichts; darum komm' ich doch. Es zieht mich halt zu den alten Bekannten; — ich wußt's auch schon gestern; wollt' nur vor den Tanten nichts sagen — Sie wissen ja, wie die sind. ‚Man hat doch seine Stellung — und ein Gered' darf's nicht

geben!' — diese alte verhutzelte Gredl, diese Wäscherin! — — Aber nur fein, nur nicht schimpfen!" unterbrach das Mädchen sich selbst und lachte. „Das kommt nur noch so manchmal, wissen Sie — aus der Kinderzeit — sonst bin ich ‚gebildet' — daß man staunen muß. Starren Sie mich nur nicht so an, Herr von Erhart; denken Sie nur nicht: ‚Die ist bloß gekommen, um mir die Zeit zu stehlen.' So unverschämt wär' ich nicht. Ich hab' eine — Idee; eine Bitte!"

Das große schöne Geschöpf stand beinahe demütig da, mit gegen die Schulter gelegtem Kopf; um ihre Augen lachte es aber mutwillig. Sie war heut' eine wunderliche Mischung von junger Dame und ‚Mädchen aus dem Volk', die einen eigenen Reiz hatte; nur daß Isinger wieder dachte: wenn sie nur nicht spräche! — Ihre Augen flogen ein paarmal neugierig im Atelier umher, dann kamen sie wohlerzogen zurück und hefteten sich wieder, mit ehrbarem Ausdruck, auf Meister Erharts Gesicht.

„Was wär' denn das für eine Idee?" fragte der Maler, nachdem er eine Weile Linas Locken und Lippen studiert hatte. „Was für eine Bitte?"

„Daß Sie ein Porträt von mir malen," sagte das Mädchen ohne Zögern, und beinahe stolz; doch sah sie ihn forschend an. „Verstehn Sie: nicht als Modell wie damals — sondern für mein Geld!"

„Ah! Für Ihr Geld. Haben Sie denn wirklich was? Verhält sich das wirklich so mit dem ‚alten Gönner'?"

„Das ist doch komisch," erwiderte das Mädchen; „immer fragen einen die freundlichen Leute: lügst du auch, mein Kind? Seien Sie ganz ruhig, Herr von Erhart; es verhält sich so. Der gute alte Herr ist tot — Gott hab' ihn selig, wie die Tante sagt — und ich hab' auch von ihm geerbt. Ich werd' auch bald Solo tanzen — weil ich viel Talent hab' — auch das ‚verhält sich wirklich so'. Und es verhält sich auch so, daß ich jetzt Laura heiße, weil das schöner ist; — vor den alten Urscheln soll man's nur nicht sagen. Kurz, es ist merkwürdig, Herr von Erhart, wie viel ich Ihnen erzähle, das gar nicht gelogen ist!"

„Dann haben Sie nur die Gnade, mir zu verzeihn," sagte Erhart lächelnd, „wenn ich das Unglück hatte, Sie zu kränken, gegen meinen Willen! — Also ich soll Sie malen? und zwar für Ihr Geld?"

„Wenn Sie die Güte haben wollen — die unendliche Güte —"

Erhart lachte auf. „Wir werden ja auf einmal unendlich höflich miteinander; das haben wir sonst nicht gekannt!" — In seiner Stimme zitterte eine gewisse Erregung, die allmählich wuchs. Er trat plötzlich näher auf das Mädchen zu, faßte sie an beiden Schultern und starrte auf ihren Hals und in ihr Gesicht.

„Was — was wollen Sie?" fragte sie, fast erschrocken. Sie entzog sich ihm aber nicht.

„Anschaun! Was denn sonst!" gab er halb murmelnd zur Antwort. „Wenn ich Sie malen soll, muß ich Sie doch anschaun. Sie verruchtes Mädel — — Fräulein; verzeihen Sie — — was Sie sich da alles in Ihr Gesicht hineingepinselt haben; — ich meine, nicht mit Kunst, sondern von Natur. Die richtige Goldblondine. Und das feine Hälschen. Zum Anbeißen. Das ist diese Lina, die damals als ‚Frühling' so knochendürr auf dem Felsen saß . . . Freilich, mit zarten Knochen. Das Skelett war gut; nun ist auch das Fleisch da. Wo haben Sie all diese Farben und Töne her; — das mal' Ihnen der Teufel!"

„Also Sie nicht?" fragte sie, mit heimlich triumphierendem Lächeln.

„O ja; wenn der Teufel nicht will, dann ich!" — Er ließ ihre Schultern los, die er ein zweites Mal mit seinen ausgebreiteten Fingern gefaßt hatte, und ging mit großen Schritten in eine Ecke, wo mehrere aufgespannte, noch unbemalte Leinwände übereinander lagen. Es war ein Blick und ein Griff; dann trug er die ausgewählte zu der Staffelei, auf der die Dame am Meer stand, hob diese unsanft weg und stellte sie gegen eine Stuhllehne. „Für Ihr Geld," fuhr er fort zu reden, ohne sie anzuschauen: „das wird wohl nicht gehn. Das stimmt nicht zu meinem Vertrag mit dem Herrn Baron . . . Aber über das werden wir wohl einig. Fräulein Laura von Schellenberg, treten Sie gefälligst näher, setzen Sie sich auf den Stuhl da, haben Sie die Gnade!"

„Meister Erhart —!" rief Isinger aus, den der Schreck über alles, was vorging, eine Weile wortlos gemacht hatte. „Sie wollen jetzt —? sogleich —?"

„Was sogleich?"

„Dieses Fräulein malen?"

„Nun ja; da sie hier ist!" antwortete Erhart und griff nach seinem Handwerkszeug. „Das heißt — wenn sie will!"

„O, ich, ich!" sagte das Mädchen und hob die Hände und die Brauen, als verstehe sich das von selbst.

„Aber — Ihre Meerlandschaft?" fragte Isinger.

„Die wird so lange warten," erwiderte der Maler kurz; „dazu ist sie da!" — Er trug Farben auf eine neue Palette auf, dabei immer das Mädchen studierend; unterbrach sich, um sie auf ihrem Sessel zu richten, ihr Kopf und Schultern zu rücken; kehrte dann zur Arbeit zurück. Seine Hände flogen. Auf seinem Gesicht erschienen rote Flecke, die schwanden und wieder kamen. Lina saß still und lächelte stolz, aber gleichsam in sich hinein. Sie hatte ihre Kniee übereinander gelegt, wie in früheren Zeiten, doch gesitteter, auch anmutiger; die Füße — nicht mehr „Flöße" zu nennen, wenn auch immer noch groß — schaukelten nicht mehr.

„Fangen Sie jetzt wirklich schon an?" fragte sie, als sie ihn den ersten Pinselstrich über die Leinwand machen sah.

„Ja, jetzt fang' ich an."

„S i e sind aber geschwind! noch fixer als der Leo Falk!" — Sie wandte sich zu Isinger, und zum erstenmal lächelte sie ihn an: „Wissen Sie noch, Herr Doktor, wie Sie mir damals so g'spaßig gratulierten, daß meine Nase ‚mehr nach Süden gegangen' sei? Das hat ihr offenbar geschadet: da hat sie sich gedacht, nun ist's gut, und ist so geblieben. Schauen Sie sich das Unglück an: sie ist halt immer noch etwas böhmisch!"

Isinger antwortete nicht, er zuckte nur die Achseln. Er hätte die Nase mit dem ganzen Mädchen am liebsten zu allen Teufeln gewünscht . . .

„Ihr Näschen ist nicht klassisch," sagte Erhart malend, „aber gut im Ton. Halten Sie es nur einmal still!"

„Sehr wohl; ganz wie Sie befehlen. — Na, und Sie, Herr von Erhart, wissen Sie denn noch, daß Sie damals beliebten mich einen ‚Wurm' zu nennen?"

„So? Hab' ich das gethan?"

„O ja. Sie fragten mich dann auch, ob ich schon ‚lasterhaft' sei, und ich erlaubte mir zu bemerken: ‚Würmer sind doch gewiß tugendhafte Wesen. Und ich werd' auch zeitlebens grausam tugendhaft sein!' — Das hab' ich bis jetzt gehalten; grausam tugendhaft. U n n a t ü r l i c h tugendhaft, wie Marietta sagt. Oder — glauben Sie das nicht?"

Sie verfiel wieder in ihr närrisches, kaltes, übermütiges Lachen.

„Mit Glaubensartikeln von dieser Art geb' ich mich nicht ab," antwortete Erhart, der sie forschend ansah. „Uebrigens — warum reden Sie davon?"

„Ach, nur so aus Unsinn. — Und wissen Sie noch, Herr von Erhart —"

„Lassen Sie doch endlich das ‚von' weg!"

„Also Herr Franz Erhart, wissen Sie denn noch, daß Sie mich damals ‚das Ding' nannten? und daß Sie dem Herrn Falk sagten: ‚Zeigen Sie ihr doch ihre Stellung in der menschlichen Gesellschaft'? — Nicht wahr, der Wurm hat ein gutes Gedächtnis? Das kommt davon, wenn man dann nachts nicht einschläft und sich alles, Wort für Wort, immer wieder vorsagt ... Na — der Herr Falk, der hat mir dann ja auch ‚meine Stellung gezeigt'!"

Sie lachte wieder schrill auf; aber nur einen Augenblick. Gleich darauf sah sie Erhart von der Seite — so, wie er ihr den Kopf gerichtet hatte — fest und ernsthaft an; mit demselben belauernden, katzenhaften Blick, den sie über die Köpfe ihrer Tanten hinweg auf ihn geheftet hatte. Sie verfolgte offenbar einen bestimmten Gedanken ... Wenigstens schien es Jfinger so. Es ward ihm in der Gegenwart dieser hübschen jungen Hexe immer unsanfter zu Mut. Er griff wieder nach seinem Lionardo da Vinci, „Von der Malerei", den er beiseite gelegt hatte, und ging gegen die kleine Wendeltreppe zu, die aufs flache Dach führte.

„Wohin wollen Sie?" fragte Erhart.

„Da oben ein wenig lesen, mich bilden," antwortete Jfinger.

„In der Mittagssonne?"

„Die Sonne, die thut mir nichts. Ich nehme übrigens Ihren Regenschirm mit — da steht er — da Sie ihn mir aufdrängen. Wenn ich den aufspanne, les' ich wie im Keller!"

Der Maler lächelte flüchtig, und fuhr fort, zu malen. Das Mädchen saß stumm und still. Jfinger nahm den Schirm und stieg auf das Dach hinauf. Hier empfing ihn allerdings eine Wärme, wie er sie noch in keinem Keller verspürt; der gestampfte Estrich atmete förmlich die Glut aus, die er seit früher Morgenstunde eingesogen hatte. Von den Bäumen und Wiesenflecken, die das Haus umgaben, kam keine Kühlung herauf; selbst die Wald- und Felsberge, die näher und ferner auf ihn herunterblickten, vom Sonnenlicht umklammert, schienen auf das flache Dach Wärme herabzustrahlen. „Mittelafrika!" dachte Jfinger.

„Indessen — lieber hier, als zusehn, wie diese kleine Katze diese große Maus fängt!“ — Er setzte sich auf die Brüstung — die freilich auch nicht kühl war — spannte den Schirm über sich auf, und versuchte die letzten Kapitel „von den Wolken“ und „vom Horizont“ zu lesen.

Von unten, durch die wieder geschlossene Luke, hörte er bald lautes, helles Lachen; auch Erharts weicher, angenehmer Baß ließ sich in weniger geräuschvoller Heiterkeit vernehmen. Von Zeit zu Zeit ward es still ... Isinger las, ohne zu verstehn; ihm fehlte die Aufmerksamkeit, er war nicht bei der Sache. Horchen wollte er auch nicht ... Er zog endlich eine Photographie hervor, die er auf die Reise mitgenommen hatte: die Milli, seine Frau, mit den beiden Kindern; das eine an ihrer Hand, das andre auf dem Schoß. Sehnsüchtige Vatergefühle legten sich gleichsam um ihn her, so daß er kein Lachen mehr hörte; er versenkte seine Augen in die holde Gruppe — nur die kleine, unruhige Grete war etwas mißglückt — er dachte auch weich und zärtlich an die reizende Frau, die Mutter dieser Kinder. Freilich nicht mit der Sehnsucht, die ihn einst in ihre Arme und in sein Schicksal hineingetrieben hatte ... „Bin ich wirklich blinder,“ dachte er, „als die andern sind? Oder sind viele so blind? Ist das Mädchen gewöhnlich nur der Schein, und die Frau die Wahrheit? — Du bist ja lieb und gut, Milli — er sah wieder auf das Bild — aber das, was ich nun habe, das, das wollt' ich ja nicht ... Wie konntest du mir unter den Händen so verschwinden, Milli. Die Poesie — die Poesie — wo ist die geblieben!“

Seine Augen feuchteten sich; nur durch einen fließenden Nebel sah er noch die zierliche, weiche Gestalt des kleinen Hans, der der Mutter so ähnlich war, und die noch etwas unförmliche Grete, die mit den sinnenden, klugen Augen des Vaters in die Welt blickte. Es kam eine Wehmut über ihn, die er nicht wollte, deren er sich schämte; der zu entfliehen er diese Reise angetreten hatte. „Weg mit dem Bild!“ murmelte er und steckte es wie im Zorn wieder in die Tasche; nahm den Lionardo von der Brüstung und kehrte zu der „Röte der Wolken“ zurück. Die Glut des Mittags, die ihn umfing, legte sich aber auch über die Augen wie ein warmer Schleier. Sie schien im Gehirn, im Sehnerven buchstabenähnliche kleine Fratzen auszubrüten, die sich mit den wirklichen Buchstaben im Lionardo vermischten, sie durcheinander wirrten. Auch bekam

sie Körper, ward schwer, saß auf seinen Lidern, und versuchte sie niederzudrücken, wie man den Deckel eines vollen Koffers zudrückt. Die Zeilen fingen an zu schwingen, wie schlaffe Taue auf und nieder zu gehn. Unten lachte die Lina ... Lina Schellenberg ... Dann hörte er auch das nicht mehr; obwohl ihm war, als ob noch immer sie oder jemand lachte. Der Schirm sank ihm langsam auf den Scheitel nieder. Sein Kopf sank nach vorn. Er blieb auf der Brüstung sitzen, das Gefühl des Gleichgewichts verlor er nicht; aber in einem sonderbaren, traurigen, süßen Halbschlaf, oder Dreiviertelschlaf, vergingen ihm die Gedanken ...

Wie viel Zeit er so verschlummerte, war ihm unbewußt; als er wieder zu sich kam, stand die Sonne noch immer hoch, rechts vom Tännengebirg, und traf seinen Kopf: denn der Schirm, ohne ihm zu entfallen, war mehr nach hinten geglitten. Noch wie im Traum stand er auf, um nun doch der niederdrückenden Hitze zu entfliehn. Er nahm Buch und Schirm, öffnete die Luke und stieg ins Atelier hinab. Zuerst war ihm, als käme er aus dem Licht in die Dämmerung. Als das verging und er wieder heller sah, nahm er unwillkürlich die Brille ab und rieb sich die Augen: denn das Atelier war leer.

Auf der Staffelei stand das angefangene Bild der „Laura“; außer den Umrissen und einigen goldhellen Locken war nicht viel zu sehn. Neben dem Bild lag ein großer Zettel, mit Bleistift beschrieben, der, als Jfinger näher trat, langsam herunterglitt und zu Boden fiel. Er hob ihn auf und las:

„Lieber Doktor, lesen Sie gefälligst diese Zeilen; aber denken Sie dabei nicht zu viel. Unser komischer Paradiesvogel will da draußen in Aigen zu einer Künstlerfamilie, bei der ich sie einführen kann; darum hab' ich es übernommen, sie dahin zu begleiten. Entschuldigen Sie Ihren Gastfreund; er ist nur ein Maler ... Sollte es sich ereignen, daß ich länger ausbleibe und erst am Abend zurückkomme, so sehen Sie den Fall als Philosoph an, mit Ihrer bekannten großen Seele, und verurteilen Sie mich nicht. — Der ‚Wurm‘ zieht mir die Hand weg. Auf Wiedersehn! F. E.“

V.

Franz Erhart kam in der That erst gegen Abend nach Haus; nachdem Jfinger sich nach seiner Weise, „Entdeckungsreisen“ machend,

in allen Teilen der Stadt herumgetrieben hatte. Der Maler kam singend, eine Rose im Knopfloch; er ging auf seinen Gast mit ausgebreiteten Armen zu und bat ihn heiter, aber aufs herzlichste, um „gnädige Freisprechung“. Wo er so lange gewesen, davon sprach er nicht; und Isinger fragte nicht. Sie verbrachten den Abend wieder auf dem Söller der „Bürgerwehr“, der Wirtschaft auf dem Mönchsberg, — die sommerdunstige Stadt unter ihren Füßen. Erhart aß gewaltig; er trank dazu den feurigsten Wein, den der Wirt im Keller hatte. Sein Humor war erregt, lustige und tolle Geschichten liefen ihm zu Dutzenden über die Zunge; dann verstummte er wieder ganz und summte nur vor sich hin. Spät, als die letzten Gäste, gingen sie heim, und von dem drückenden Tag ermüdet, fast schlaftrunken, taumelte Isinger bald ins Bett.

Am andern Morgen erschien Lina wieder, um gemalt zu werden; diesmal in dem weißen Kleid mit dem goldenen Gürtel, offenbar auf des Malers Wunsch, denn er sah es an und nickte, ohne etwas zu sagen. Die fast kindliche Demut, mit der sie gestern kam, hatte sie abgelegt. Sie ging neugierig umherschauend an den Wänden hin, als wäre sie zu Hause; drehte jede weggestellte Leinwand herum, betrachtete einige angefangene Bilder mit ihren sonderbar naschhaften, begehrlichen Blicken; dann setzte sie sich, ohne die Aufforderung abzuwarten, und nickte Erhart lächelnd zu, als wolle sie sagen: so, nun male weiter! — Isingern ward wieder übel zu Mut. Er fing an hin und her zu gehn, die Hände auf dem Rücken. Da sie ein Liedchen zu trällern begann, begann er zu summen — was mehr wie ein Brummen klang — und blieb plötzlich stehn.

„Wollen Sie wieder aufs Dach hinauf?“ fragte das Mädchen, ihr Trällern abbrechend. Sie sah ihn an, nicht spöttisch, nur ruhig lächelnd, und doch klang es ihm wie Spott, wie Hohn.

„Nein,“ antwortete er, auf einmal entschlossen. „Ich will nicht aufs Dach. Wenn Sie erlauben, will ich meine Wanderung antreten.“

„Was für eine Wanderung?“ fragte Erhart, der sich unterdessen zur Arbeit gerüstet hatte und den Pinsel ansetzte.

„Hab' ich Ihnen noch nicht davon gesagt? O doch. Ich will diesen Urlaub, den ich mir erlaubt habe, zum Teil zum Wandern benützen — das ich mir verordnet habe. Es thut mir sehr gut.

Etwa eine Woche; allein; denn ich renne dann wie toll — oder doch ziemlich toll. Deshalb —"

„Aber warum denn jetzt?" fragte Erhart, sich den Pinsel ans Kinn drückend.

„Solange Sie das Fräulein malen, paßt es ja am besten. Wenn Sie — damit fertig sind, bin ich wieder da. Sie laden mich dann wieder ein, bei Ihnen zu wohnen, und ich nehme es wieder an."

„Das versteht sich allerdings von selbst," erwiderte Erhart; — „aber wohin wollen Sie denn wandern? so mutterseelenallein?"

„Die Sache scheint ihm einzuleuchten," dachte Ifinger; „er widerspricht wenigstens nicht! — Ein paar alte Lieblingswege," gab er dann zur Antwort. „Von Hallein über die Au nach Berchtesgaden hinunter; Königssee, Hintersee, Ramsau und so weiter; von Reichenhall dann hierher zurück. Unterwegs auf ein paar Berge hinauf. Es ist so eine Art Massage für den Organismus!"

„Und ich soll Sie nicht begleiten?"

„Nein. Sie sollen — dieses Fräulein malen; das haben Sie ja versprochen. Es wird Ihnen verflucht schwer werden, in dieser Woche ohne mich zu leben; aber so ungern entbehrt zu werden, daran bin ich gewöhnt. So, nun sagen Sie mir noch: ‚reisen Sie mit Gott!' und dann fahr' ich ab!"

„Fahren?" fragte Lina, die in stiller Befriedigung auf ihrem Sessel rutschte.

„Das ist nur so eine Art zu reden, mein Fräulein," entgegnete Ifinger ernsthaft; „die Deutschen als ein sinniges Volk lieben solchen Unsinn. Zum Beispiel in folgender Frage und Antwort: ‚Können Sie gut laufen?' ‚Es geht!' Oder: ‚Du willst schon gehn? Dann fahr' wohl!' — Das letztere denkt eben der Meister Erhart . . . Guten Morgen, Meister. Ich gehe in mein Zimmer, nehme meinen Ranzen — der ist immer gepackt; auch eine alte Gewohnheit — und gehe dann gleich durch die andre Thür hinaus. Also in einer Woche — — Bleiben Sie doch sitzen, Fräulein. Weinen Sie mir nicht nach. Adieu!"

Er verschwand, kurz und rasch wie immer, und war bald auf der Straße. „Wenn ich wiederkomme," dachte er, etwas freier aufatmend, „dann ist die Komödie hoffentlich aus — und die Hexe fort!" — Der Himmel war heute bewölkt, und es drohte

Regen; doch in seiner Wanderjoppe, die viel solche Unbill ertrug, scheute er kein Wetter. Er stieg vom Mönchsberg hinunter, zum Bahnhof; wartete auf den nächsten Zug, der nach Süden ging (damals war die Giselabahn erst zum Teil eröffnet), und fuhr nach Hallein, um von da die Wanderung zu beginnen. In dem letzten, dem Aussichtswagen, in den er gestiegen war, fand er jenen jugendlichen, wohlbeleibten Herrn wieder, den er bei seiner Ankunft in Erharts Atelier angetroffen hatte. Der hübsche Herr, mit den kostbaren Ringen — die er auch heute trug — warf einige Blicke auf Isinger; schien ihn zu erkennen, stand auf, trat zu ihm, und mit einer Art von Verbeugung lächelte er ihn an.

„Erlauben Sie — Sie sind ja der Freund des Herrn Erhart,“ sagte er mit der Zutraulichkeit eines Mannes, der den goldenen Hauptschlüssel zu allen Thüren in der Tasche hat. „Erlauben Sie, daß ich die kurze Bekanntschaft fortsetze. Baron Ansbach, aus Wien.“

„Doktor Isinger.“

„Sie reisen schon wieder ab?“

„Nur auf einige Tage; ins Gebirg hinein. Heut' nach Berchtesgaden —“

„Da komm' ich her,“ fiel ihm der Baron ins Wort; „ich will heut' nach Golling, zu den ‚Oefen‘ und zum Wasserfall. Die Gegend gefällt mir so gut, daß ich wohl noch eine Woche bleibe, eh' ich wieder heimfahre; — wozu auch? In Wien versäum' ich nichts . . . Ich muß Ihnen übrigens sagen, Herr Doktor: wenn Sie Herrn Erhart wiedersehn, so erzählen Sie ihm, bitte, daß ich auf ihn wütend bin!“

„Das bedaur' ich — um Ihretwillen,“ erwiderte Isinger. „Warum sind Sie das?“

„Warum? Das will ich Ihnen sagen. Ich hatte ein Anliegen an ihn — eine Bestellung — ein Bild — und die Sache schwebte. Gestern schreib' ich ihm: wann ich ihn am besten treffe, um die Unterhandlung zum Schluß zu bringen. Ich will nur bemerken: er konnte fordern, was er wollte; das spielt keine Rolle bei mir . . . Er schreibt mir zurück, drei Zeilen: er bedaure, es gehe durchaus nicht, hinter dem Rücken des Barons Pillnitz zu handeln sei gegen seine Grundsätze. Punktum . . . Na ja, ich hatte ihm nämlich angedeutet: Ihr Baron braucht's ja nicht zu wissen! Ob der Herr Erhart einmal, sozusagen in der

Zwischenstunde, für mich eine Venus malt, was geht diesen langen, mageren Baron das an! Aber mein Herr Maler schreibt mir in drei Zeilen, so von oben herab: inkommodieren Sie mich nicht, ich habe Grundsätze, das verstehen Sie nicht, leben Sie wohl, guten Morgen!"

Isinger zuckte höflich die Achseln. „Es mag zuweilen sehr unhöflich sein, daß man Grundsätze hat," sagte er, ohne eine Miene zu verziehn; „aber das sind Gewohnheiten, wie das Essen und Trinken, von denen mancher nicht lassen kann. Herr Erhart ist sonst ein angenehmer —"

„Ganz gleich; ich bin wütend!" unterbrach ihn der Dicke. „Ich thät' ihm gern was an! — Das alles um diesen Pillnitz . . . Weil er ein Kunstkenner ist, liegen die Herren Maler ja förmlich auf dem Bauch vor ihm; ich hab's in München gesehn. Und er trägt seinen idealen Kopf so hoch — und er ist so langweilig . . . Das beste an ihm ist noch seine Frau, die kleine Spanierin aus Amerika; — kennen Sie die auch?"

„O ja. Ich bin mit ihr befreundet —"

„Ah!"

„Seit drei Jahren sehn wir uns ziemlich oft. Eine vortreffliche Frau. Geistreich und ganz natürlich; vornehm und ohne alle Vorurteile —"

„Na, und obendrein hübsch, pikant!" fiel Baron Ansbach ein. „Sie gefällt ja sehr . . . Mein Genre ist sie nicht, muß ich ehrlich sagen; zu wenig — — zu wenig Masse, verstehn Sie. Wenn man die Spitzen wegnimmt und die Volants und so weiter, dann bleibt ja nicht viel übrig; nur eine niedliche kleine Skizze — aber die Ausführung fehlt. Eine Art Unterschlupf für eine schöne Seele; — ich danke!"

„Die Seele ist vielleicht um so schöner," erwiderte Isinger; nur so obenhin, um dieses Gespräch abzubrechen.

„Gewiß, gewiß; daran zweifl' ich nicht! — Wie gesagt, Geschmackssache; es ist nicht mein Genre. Ich hab' — sehr viel Sinn für das weibliche Geschlecht; aber es muß was da sein. Sehn Sie, vorgestern war ich in Hallein, ich kam aus dem Bergwerk; da geht in der Hauptstraße ein Frauenzimmer vor mir her, so ein stattliches — ein etwas sonderbares Kostüm, weiß, goldner Gürtel — dazu Haare wie mattes Gold. Sie bleibt einmal stehn, sieht sich um; ein blutjunges Gesicht! Unwahrscheinlich grüne

Augen — oder grau — ich weiß nicht. Aber vor allem jung, blutjung; — sehn Sie, das ist das Höchste. Eben aufgeblüht, und dabei alles rund und voll — so die rechte Fülle!"

Isinger sah diesen dicken Feinschmecker von der Seite an; er verspürte keine Lust, ihm zu sagen, daß er das „blutjunge" Frauenzimmer kenne. „Und Sie ließen sie fortgehn?" fragte er nur.

„Aus Dummheit!" antwortete der andre ehrlich. „Sie sah sich um, wie gesagt — dann noch ein paar Schritte, da ging sie in eine Thür. Das ist ja eine merkwürdige Pflanze, denk' ich; ich warte, bis sie wieder herauskommt; eher geh' ich nicht fort! — Aber — ich steh' wie ein Narr; wie lange, das weiß Gott. Als ich endlich wild werde — und ins Haus hinein will — da seh' ich, die Thür ist ein Durchgang; nach 'ner andern Straße. Na, nun ging ich auch durch — aber es war zu spät. Die mit dem Gürtel war fort; spurlos verschwunden!"

„So scheitern oft die schönsten Entwürfe!" bemerkte Isinger, und begann ein andres Gespräch. Er fühlte sich ungern an Lina Schellenberg erinnert ... Es währte nicht lange, bis sie Hallein erreichten; hier trennten sie sich, und er ging allein dieselben Gassen entlang, die er vor zwei Tagen mit Erhart durchwandert hatte. Am Himmel hing noch das verdunkelnde, regenschwere Gewölk, das ihn mit der Aussicht auf eine Sündflut neckte, oder sich zu entladen. Ihm war, als ziehe er fast die Entladung vor; die Schwüle bedrückte ihn; mehr noch eine schleichende, nicht scharfe, aber zähe Verstimmung, die sich seit heute, seit gestern langsam, wie so ein Regenwetter, um ihn zusammenzog. Er kannte diese Seelennebel; in den letzten Jahren hatten sie sich sehr an ihn gewöhnt ... Wie um ihnen zu entrinnen, ging er rascher weiter; stieg die Hauptstraße, dann ihre schmalere Fortsetzung hinan, und kam bis an die Ecke, wo der eigentliche Aufstieg begann und zur Linken der Turm der Pfarrkirche in die graue Luft ragte.

„Soll ich sie heut' schon besuchen?" dachte er, da ihm bei diesem Anblick die kleinen alten Geschwister einfielen; „oder warte ich, bis ich einmal wieder von Salzburg hierher komme?" — Er nickte stumm: lieber jetzt weitergehn! — Nur einen Blick auf den Kirchplatz und seine Grabkreuze werfend, verwunderte er sich über eine große weibliche Gestalt, die, ganz schwarz gekleidet, bei den Gräbern stand, auf sie hinunter und dann wie in die Ferne sah,

und ihn an die trauernde „schwarze Dame“ auf Erharts Meerlandschaft erinnerte: denn sie stand ebenso im Profil, und die Haltung des Kopfes, der Hand, der tiefe, ruhige Ernst, alles war wie auf dem Bild. Seine Ueberraschung wuchs, als er schärfer hinsah. Er erkannte die andre Nichte der Veit, die Christel. Sie war blaß, und wohl auch reifer und älter im Gesicht als vor drei Jahren; aber die großen, etwas starken Formen, die Schlichtheit der ganzen Erscheinung waren unverändert. Den Kopf hatte sie in ein leichtes schwarzes Tuch gehüllt, das sie der gemalten Trauernden noch ähnlicher machte. Warum stand sie so da? vor den dunklen Kreuzen? — Isinger empfand eine Teilnahme, die ihn näher zog. Er ging durch die kleine, offene Pforte und trat auf sie zu.

„Fräulein Christel!“ sagte er mit halber Stimme und zog seinen Hut. Das Mädchen wandte den Kopf; ihr träumerisch starrer Blick schien ihn nicht sogleich zu erkennen. „Ah!“ sagte sie dann mit einem schwachen Lächeln, das wie Freude aussah. Sie that einen Schritt ihm entgegen und reichte ihm treuherzig, und doch mit sich unterordnender Bescheidenheit, die Hand, ohne zu sprechen.

„Sind Sie — — Trauern Sie?“ fragte er.

Sie sah ihn an und nickte. „Hat Ihnen die Tante nicht davon gesagt, als Sie neulich hier waren?“

„Nein. Sie würd' es wohl gethan haben; aber es kam eine Unterbrechung —“

„Ach ja! Meine Cousine, die Lina!“ fiel sie ein, ohne daß ihre ruhigen Züge sich veränderten. „Ich wohne jetzt hier, bei den Tanten; aber ich war verreist; zu seinen Eltern . . . Ich hab' ihn verloren, gnädiger Herr. Ich war mit ihm verlobt.“

Er sah ihr überrascht ins Gesicht. Dann entfuhr ihm ein tiefer, seufzender, mitfühlender Ton. Worte fand er nicht. — Nach einer Weile erwiderte sie seinen Blick, lächelte und nickte.

„Sie sind so gut,“ sagte sie leise.

Er bewegte ablehnend die Schulter. „Ich wußte gar nicht —“ fing er an zu murmeln. „Verlobt!“

„Ach — nicht lange.“

„Liegt er hier?“

„O nein,“ antwortete ihre weiche, angenehme Stimme. „Ich ging nur so über den Weg, sah die Gräber — und dachte — —

Er liegt weit von hier; in seiner Heimat, im Bairischen; im Gebirg. — Die Eltern wollten ihn behalten; natürlich. Was haben sie nun auch weiter von ihm ... Er war das einzige Kind!"

„Hm!" murmelte er gerührt.

„Nicht wahr, die armen Eltern verlieren doch wohl am meisten," sagte sie ganz leise. „Die haben ihn groß gezogen; haben so viele Jahre gehofft ... Ich kannt' ihn doch erst ein Jahr. Und nur ein paar Monate waren wir verlobt; es ist wie ein Traum; kaum daß wir uns geküßt haben ... Ach, verzeihen Sie, daß ich davon red'. Es kommt mir nur manchmal so vor, als wär' alles nicht wahr ..." Sie warf einen irren Blick in die Luft und fuhr sich mit der äußeren Fläche der Hand, wie hilflos, über die Stirn. „Oder als wär' ich wahnsinnig gewesen, daß ich hier sein konnt' und er dort — ich so weit von ihm — und auf einmal stirbt er ..."

Ein plötzliches Schluchzen begann sie zu erschüttern; dann sprangen die geschlossenen Lippen auf und der Atem, wie eingepreßt, brach in Stößen und mit einem schmerzhaften Laut hervor. „O verzeihen Sie, verzeihen Sie," wiederholte sie endlich und drückte eine Hand mit der andern. „Wie kommen Sie dazu, daß ich das alles Ihnen — — Ich will lieber gehn!"

Ifinger hielt sie fest, indem er mit einer Hand ihre beiden faßte. „Nein, gehn Sie nicht, liebe Christel," sagte er eindringlich; das „Fräulein" blieb ihm diesmal auf der Zunge liegen. „Das wär' ja eine schnurrige Welt, in der man einander nicht mehr sagen sollte, was man zu leiden hat ... Warum mußt' er denn sterben? Was war's?"

Sie stockte eine Weile; „schrecklich war's," sagte sie dann leise. „Er war Jäger im Hochgebirg; — aber nicht so einer wie die andern, gnädiger Herr — ach, Sie glauben nicht, was für ein Mensch es war — so viel feiner — — nicht daß Sie denken: geschniegelt oder so was — aber seit dem siebziger Krieg, den er mitgemacht, war so was Besonderes in ihn hineingekommen. Er hatte andre Gedanken, all die Kindereien und Dummheiten freuten ihn nicht mehr. Es wär' gewiß noch viel aus ihm geworden, gnädiger Herr; das meinten auch die Leute — die gescheiten, mein' ich ... Aber er, den im Krieg nichts getroffen hatte — —"

Sie verstummte wieder; sah nur einmal zu ihm auf und dann vor sich hin.

„Was geschah ihm denn?“ fragte Ifinger; er hatte eine zeitlang geduldig gewartet.

„Sie haben ihn erschossen,“ sagte sie nun gefaßt und schlicht. „Drei Wilddiebe waren's, die er nicht ziehen lassen wollte; einen hat er niedergelegt — dann die andern ihn. Ich hab' ihn nur noch gesehn, eh' der Sarg zugenagelt wurd' . . . Ignaz Achleitner hieß er.“

„Ja, ja,“ murmelte Ifinger. „Arme, gute Christel. Das ist nicht der schlechteste Tod für 'nen braven Jäger — aber hart für Sie. Man hat Ihnen viel auf die Schultern gelegt — auf die jungen Schultern —“

„Nicht mehr so jung,“ sagte sie und schüttelte den Kopf. „Sechsundzwanzig Jahr.“

„Sie fühlen es um so tiefer, Christel!“

„Ja — ich fühl' es tief,“ flüsterte sie. — Etwas lauter setzte sie nach einer Weile hinzu: „Aber mit so 'nem großen Kummer, gnädiger Herr, ist's doch wunderbar. Mir ist's, als wär' ich seitdem zehn Jahr' älter worden . . . Nicht weil man sich so abhärmt — nein, das mein' ich nicht; ach du lieber Gott, ich bin so furchtbar gesund . . . Aber man sieht die Welt so ganz anders an. Auch so ein dummer Mensch, wie ich, kriegt doch eine Einsicht; wenn man daliegt und in die Nacht hineinsieht und nicht schlafen kann — und daß uns alle das trifft — und wir gar nichts wissen . . . Und wenn man sich dann ausgeweint hat und die Glocken läuten — und man denkt: Einer weiß es . . . Ich kann's nicht so sagen, gnädiger Herr; aber fühlen thu' ich's. Wie meinem Ignaz war nach dem großen Krieg, so denk' ich manchmal, daß mir nach diesem Schicksal ist; — und an diesen einzigen Trost muß man sich dann auch klammern . . .“

Sie gab es auf, zu sagen, was sie meinte, und fing an zu weinen.

Ifinger erwiderte nichts. Er sah sie nur von der Seite an; ergriffen durch ihre merkwürdige Stimme, verwundert über ihre Gedanken. Auch ihre feinere Art zu sprechen ging ihm durch den Kopf; und daß so wenig österreichischer Klang darin war. Es drängte ihn, ihr wenigstens eine Hand auf die Schulter zu legen, während er so schwieg. Die berührte Schulter zuckte ein wenig, aber sie hielt still.

Um die Pfarrkirche herum kam jetzt die kleine Frau Veit

gelaufen, hastig wie ein Mädchen; sie suchte offenbar, denn sowie sie die Christel erblickte, stieß sie einen kräftigen Laut aus und winkte mit der Hand. Noch eh' sie heran war, fing sie fast atemlos an zu sprechen: „Ich hab' mich nur auf 'ne halbe Stund' freigemacht — — grüß Sie Gott, Euer Gnaden! Daß Sie wieder da sind! Ihre Dienerin! — — auf 'ne halbe Stund', Christel: ich weiß einen Platz für dich. Die Herrschaft, bei der ich heut' näh', braucht eine Dienerin; zum Aushelfen in der Wirtschaft und zur Aufsicht für die Kinder — ein paar ungezogene Buben, freilich —"

„Das thut nichts," sagte die Christel ruhig.

„Wollen Sie in Dienst gehn?" fragte Ifinger überrascht.

„O ja," antwortete sie; ihre noch feuchten samtbraunen Augen sahen ihn in stiller Entschlossenheit an. „Je eher, je besser. Daß ich was zu thun hab'. Jetzt helf' ich hier beim Kochen und beim Waschen aus; bei den Tanten, mein' ich; das ist zu wenig Strapazieren für mich, das bringt mich nicht von mir fort."

„Ja, so sagt sie immer," bestätigte die Alte, wehleidig den Kopf nach allen Richtungen schüttelnd. „Und dann, ich erwerb' nichts, sagt sie ... Daß ich's übrigens nicht vergess': die Tant', die Stuber hat nach dir gerufen. Sie stand auf dem Balkon; ich hab' ihr gesagt: ich such' sie —"

„Ich komm' schon!" sagte Christel und nickte. Sie grüßte Ifinger stumm und ging. Mit ihren raschen elastischen Schritten war sie bald hinter der Kirche verschwunden.

„Das ist ein tapferes Mädel — alle Achtung!" sagte die kleine Frau, mitleidig und bewundernd zugleich. „Das ist ein andres Blut als ihre Cousine, die Lina ... Ist freilich auch nicht von hier. Ihr Vater, mein Bruder selig, ging ins Preußische, nach Schlesien, und nahm sich 'ne Schlesierin zur Frau; und ist dort geblieben. Ist auch evangelisch, die Christel ... Und daß wir schon wieder die Freud' haben, Euer Gnaden zu sehn! Sind vorgestern leider so eilig fort, weil die Lina so groß that und uns was ganz Apart's — — O du Schwadronärin!"

„Was hat sie denn gewollt?" fragte Ifinger.

„Uns ein Präsent machen, uns regalieren, wie die kleinen Kinder; von dem, was sie ‚geerbt' hat, sagt sie. Ich sag': das ist Sündengeld! mit Respekt zu sagen; und glauben thu' ich ihr nichts! — Wir hätten's fein nehmen sollen und dem Balg

die Hand küssen; dann hätt' sie groß dagestanden vor den Leuten, als unsre ‚Wohlthäterin', als ein ‚guter Engel', wie's auf dem Theater heißt. Bei der ist alles Komedi . . . Wir haben ihr aber heimgegeigt, Euer Gnaden! Geh mit deinem Geld! hat ihr die Stuber gesagt, feuerrot vor Zorn; sind wir Bettelleut'? Hast denn je gesehn, daß wir wie die alten Spittelweiber an der Bergstraß' sitzen und Strümpf' stricken und um einen Kreuzer bitten? Hat nicht dein alter Graf selber gesagt, du mußt aus 'nem guten Haus sein? — Wirf dein Geld aus dem Fenster, wir heben nicht 'nen Sechser auf! — Und so hat sie noch mehr gesagt — und ich hab' dabei gestanden, hab' nicht können zu Wort kommen. Und zuletzt hat die Lina ihre Röck' zusammengenommen und laut gelacht wie der Teufel — und wie ein Husch ist sie fort!"

„Glückliche Reise wünsch' ich ihr!" murmelte Isinger. Er hatte nur mit halbem Ohr gehört, was Frau Veit erzählte; ein Gedanke, der ihn nicht mehr losließ, zog ihm im Kopf herum. „Hat die Christel schon gedient?" fragte er.

„O ja freilich, freilich. Als ihr Vater gestorben ist — die Mutter war schon tot — da ist sie zu uns gekommen, und hat in Salzburg gedient —"

„Auch bei Kindern?"

„Freilich. Und wie! — In dem Salzburger Haus waren drei rechte ‚Unkräuter', Euer Gnaden, wie der Herr Dechant sagt; nach einem Jahr nicht mehr zum Erkennen: so hat die Christel die Kinder gezogen; das kann sie. Gar nicht, daß sie Lärm macht; o mein: die geht so still ihren Weg — immer grade fort. Was man sagt: eine Perle! Kann alles, was sie will, Euer Gnaden —"

Isinger unterbrach ihren feurigen Redefluß, indem er ihr eine Hand auf den erhobenen Arm legte. „Ich glaub's Ihnen," sagte er. „Danach sieht sie auch aus! — Thäten Sie mir einen Gefallen, Frau Veit?"

Die Alte hob ihre kleine Gestalt, als wolle sie in die Luft fliegen. „So viel wie Sie wollen!" rief sie aus. „So ein Mann wie Sie . . . Bitte nur zu befehlen!"

„Ich möcht' Ihre Nichte, die Christel, gern noch einmal sprechen. Liebe Frau Veit, wollen Sie ihr sagen —"

„Gewiß!" rief sie, focht mit dem rechten Arm durch die Luft und stürzte davon, ihrem Hause zu.

„Wo wollen Sie hin?“ rief er ihr nach. „Frau Veit! Frau Veit!“ — Sie blieb stehn. — „Sie wissen ja noch nicht, was Sie ihr sagen sollen —“

„Ja, da haben Sie recht!“ sagte sie zerknirscht. Gleichsam in sich zusammengezogen, wie ein Hund, der bei etwas Verbotenem ertappt wird, kam sie wieder zurück. — „Bitte um Vergebung!“

„Die Christel ist bei Frau Stuber; ich will jetzt nicht stören. Wenn Sie ihr nur sagen wollen, ich käme in einer Stunde wieder, falls es ihr dann recht ist —“

„Wenn man den Wolf nennt, kommt er schon gerennt!“ unterbrach ihn die Alte, deren Kautschukgesicht mit ungeheurem Ernst triumphierte. Mit dem ausgestreckten Arm deutete sie nach rechts. Christel kam zurück, den Kopf etwas gesenkt. Sie hob ihn aber wie erfreut, als sie Ifinger noch auf demselben Platz wie vorhin erblickte.

„Der Herr Doktor noch hier!“ sagte sie, mit einem bescheidenen Lächeln.

„Ja, ich bin noch hier. Möchte Sie etwas fragen, Christel . . . Ich hab' eine junge Frau und zwei kleine Kinder; die Frau ist — so übertrieben brav, daß sie sich zu Grunde richtet; will alles allein machen — hat's bis jetzt gewollt — aber es geht nicht mehr. Sie sieht's selber ein. Eh' ich abgereist bin, sind wir einig geworden: es soll eine tüchtige Person ins Haus, die ihr möglichst viel abnimmt — und vor allem die Kinder. Ich hab' ihr halb im Scherz, halb im Ernst gesagt: ich bringe dir eine mit! — Jetzt könnt' es auf einmal Ernst werden — hier auf dem Kirchenplatz — wenn Sie wollten, Christel. Sie suchen einen Dienst. Ich suche so eine wie Sie. Kämen Sie zu uns? nach München?“

Das Mädchen sah ihn unverwandt an, während er sprach; mitten auf ihre blassen Wangen kam ein schwaches Rot. Sie verzog nur die Lippen ein wenig, als sie begriff, was er wollte; sonst blieben ihre Züge still. Als er aber ausgeredet hatte, antwortete sie ohne Zögern: „Auch nach Amerika, wenn Sie wollen. O ja. — Wenn Sie zu mir das Vertrauen haben, daß ich nützen kann!“

„Ja, das hab' ich; sehr. — Und würden Sie sogleich zu uns kommen, Christel?“

„Morgen, wenn Sie wollen,“ erwiderte sie einfach, wieder ohne Besinnen. „Oder heut' abend. Ich bin ganz bereit.“

Er sah sie an und wunderte sich: ihn rührte diese sachliche Ruhe fast noch mehr, als vorhin ihr trauriger Bericht. Ihre Augen sahen so gefaßt in ein neues Leben hinein ... Er nickte ihr zu, als wären sie nun einig. Etwas verlegen rieb er dann eine Hand mit der andern; endlich sagte er stockend: „Sie haben noch nicht gefragt, wie viel —“

„O sagen Sie mir das nicht,“ fiel sie ihm bittend ins Wort. „Mir ist recht, was Sie mir geben; Sie werden das schon wissen. Ich will — arbeiten, Herr Doktor!“

„Hm! — Also abgemacht!“ sagte er kurz und reichte ihr die Hand. „Ich telegraphier' also meiner Frau, daß Sie morgen kommen; denn ich komme später; — und ich schreib' Ihnen auf, wo wir wohnen ... Aber sehn Sie, die Wolke entschließt sich endlich; große Tropfen fallen. Gehn wir zu Ihnen ins Haus, Frau Veit, wenn es Ihnen recht ist; daß wir da alles in Ordnung bringen, eh' ich weitergehe. Ihre andre Nichte hätten Sie uns ersparen können, da ist nichts zu danken; für diese da dank' ich Ihnen. Nehmen Sie meinen Schirm; es gießt schon!“

VI.

Erhart lag auf dem Diwan, der in seinem Atelier unter dem Fenster stand; das Fenster war hoch, so daß er im Schatten lag, was seinen müden und lichtscheuen Augen sehr erwünscht war. Die acht Tage, seit Isinger ihn verlassen, hatten ihn verändert; er war bleich, seine Züge matt und erregt zugleich, er sah aus, wie wenn ein tüchtiges Fieber mit ihm spiele. Auf einem Stuhl neben dem Diwan hatten rote und gelbe Rosen in einem Kelchglas gestanden; mit einer schlaftrunkenen oder mißvergnügten Bewegung hatte er das Glas umgestoßen, das Wasser war ausgelaufen, den Blumen nach, die zur Erde fielen. Er hob den Kopf ein wenig und sah die Verwüstung; die Rosen hatten sich zum Teil entblättert und über den Boden verstreut, das Wasser tröpfelte noch. Doch er war zu träge, um nach den Blumen zu greifen und das Glas wieder aufzurichten. „Schlafen!“ dachte er. — Verwundert und stirnrunzelnd horchte er auf, als er klopfen hörte.

„Wen läßt denn da die Aufwärterin zu mir? Hab' ich ihr nicht gesagt —? Ich ruf' nicht herein!"

Dennoch öffnete sich die Thür. „Ah! Sie sind es, Doktor!" sagte er mit einem herzlichen, wenn auch müden Lächeln, da er Isinger eintreten sah. „Kommen Sie endlich wieder? Geben Sie mir die Hand — und verzeihen Sie, daß ich so unhöflich liegen bleibe; ich bin höllisch faul, Doktor. Nun, ist diese medizinische Wanderung und Kletterung, die Sie sich verordnet hatten, diese Massage im Freien, — ist sie so ausgefallen, wie Sie sich's gewünscht haben?"

„Gewandert bin ich genug," antwortete Isinger, der seinen Ranzen ablegte; „aber sie haben mich alle sieben Tage getauft, wie wenn ich sieben falsche Religionen hätte. Bloß heute in Reichenhall und während der Bahnfahrt hat es nicht geregnet ... Nun, Sie müssen es ja auch gespürt haben. In Salzburg war's wohl auch nicht trocken!"

„Möglich, Doktor; ich weiß nicht," sagte Erhart ruhig. „Ich hab' vom Wetter nicht viel gesehn; hab' die ganzen Tage gemalt, und — —"

Isinger fiel ihm erstaunt in die Rede. „Wieso denn gemalt?" rief er aus. „Sie sprachen eben von höllischer Faulheit; — und die ‚schwarze Dame' ist ja auch noch auf demselben Fleck!" — Er hatte bereits die Meerlandschaft an der Wand entdeckt, wo sie angelehnt, aber nicht abgekehrt stand; es war offenbar kein neuer Pinselstrich auf das Bild gekommen.

„Die Schwarze hab' ich nicht angerührt," erwiderte Erhart und warf die Hand aus dem losen Gelenk gegen sie, zum Zeichen seiner Verachtung. „Aber ich hab' gearbeitet wie toll. Wie — im Fieber, Doktor. Vom Morgen bis zum Abend vor der Leinwand. Vor der Leinwand ... Und dann — —"

Weiter sprach er nicht. Er machte die Augen zu.

Isinger sah ihn unruhig an. In dem bleichen Gesicht fielen ihm nun die geröteten Lippen auf; das ganze Antlitz erschien nicht krank, aber übermacht, verbraucht. Auf den Lippen lag eine sonderbare, trockene Glut, als wären sie etwas versengt. — Nach einem nachdenklichen Schweigen fragte er, scheinbar ganz harmlos: „Was haben Sie denn also gemalt, wenn man fragen darf?"

„Nu — zunächst natürlich das Konterfei; das von diesem Paradiesvogel. Das hab' ich alla prima gemalt, und war bald

damit fertig. — Sie sehen sich vergebens um, lieber Doktor; es ist nicht mehr hier."

„Vermutlich" — sagte Isinger und blieb abgewandt stehn — „vermutlich haben Sie es dem Paradiesvogel zum Geschenk gemacht."

„Nun ja; was denn sonst? Verkaufen konnt' ich es nicht: dann hatte der Baron die Vorhand. — Na, und überhaupt — —"

„Sehr richtig. Und was haben Sie sonst noch Gutes gemacht?"

Erhart reckte sich. „Gutes?" fragte er gähnend zurück. „Wohl nicht viel Gutes; Spielereien, Doktor. Zum Beispiel das Stückchen Wald mit der Amsel —"

„Die auf einem dürren Zweig gegen die graue Luft sitzt, und flötet? Das hab' ich gern, wie Sie wissen —"

„Na, so eine Kleinigkeit, im Nämlichschen Format!"

„Grade groß genug. Ist das fertig?"

„Ja."

„Kann ich's sehen, Meister?"

Der Meister warf ihm aus den überwachten Augen, schräg hinauf, einen etwas rätselhaften Blick zu, der zugleich wehmütig, verlegen und auch spöttisch zu sein schien. Kopfschüttelnd schlug er dann mit der Hand seitwärts durch die Luft.

„Doch nicht schon an Pillnitz geschickt?" fragte Isinger.

„Nein."

„Dann versteh' ich nicht . . ."

Isinger suchte unwillkürlich an der kurzen Wand, wo die „Amsel" gestanden hatte; sie war nicht mehr dort. Neben ihr, wie ein Zwilling, hatte vor acht Tagen ein andres Bildchen an der Wand gelehnt, ein altrömisches Winzerfest, gleichfalls halb vollendet. Auch das war verschwunden. „Und wo ist denn das Winzerfest?" fragte er über die Schulter zurück, von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt.

„Auch fertig, Doktor."

„Aber wo denn —?"

„Nicht hier. — Sie sind aber neugierig. Was gehn diese kleinen Späße Sie an; die sind nicht der Rede wert. Erzählen Sie mir lieber, welche Bergspitzen Sie mit Ihrer Anwesenheit beehrt haben; — oder wenn es Ihnen recht ist, erzählen Sie mir das später und lassen mich jetzt schlafen!"

„Wie Sie wünschen; versteht sich. Wissen Sie aber, was die Uhr ist? Schon sechs. Für einen Nachmittagsschlaf etwas spät —"

„Mir ganz einerlei, Doktor. Es sitzen mir zwei dicke bleierne Kerle auf den Augen. Ich hab' diese ganze Zeit so wenig — —"

Er brach wieder ab. Die Augen schließend, hielt er dem andern eine Hand hin; sie war feucht und kühl, was an diesem gesunden Kraftmenschen fremd und unerhört war. Dann drehte er sich herum, das Gesicht in die Ecke. „Heute abend!" brummte er noch, fast unverständlich, als schlief' er schon. „Heute abend in den Peterskeller!"

„Sehr wohl; heute abend in den Peterskeller," wiederholte Hermann Isinger. „Ich hole Sie dazu ab. Jetzt überlass' ich Sie den beiden bleiernen Kerlen. Schlafen Sie gesund!"

Er nahm seinen Hut wieder, den er auf den Ranzen gelegt hatte, und ging leise hinaus. Nun auf einmal lief ihm ein richtiger Schauder über die Haut; wie wohl zuweilen ein Gefühl, das man im Entstehn, um der Anwesenden willen, unterdrückte, dann im Alleinsein plötzlich wieder hervorbricht. „Das ist ja wie eine Krankheit," dachte er; „und die nennt sich Lina! Teufel, ist das ernsthaft. Das hatt' ich mir anders gedacht . . . Das Mädel richtet ihn zu Grunde, scheint mir — wenn man das so gehn läßt. Erlauben Sie, Fräulein Lina — da mische ich mich hinein. So ein goldblonder Vampyr! eine Lamie! — Meinen Franz Erhart! — Er wird sie bald satt haben, dacht' ich; aber sie saugt noch, scheint mir; sie läßt ihn nicht los. Das seh' ich nicht so ruhig mit an. Das hab' ich nicht nötig!"

Er kam vor die Thür hinaus und stand auf der Straße. Die übermäßig feuchte Erde dunstete in der Sonne, die ihm mit ihren noch warmen Abendstrahlen in den Nacken schien. Unten lag die Stadt; er konnte die Straße sehn — hinter ihr verschwand die Salzach — in der dieser „Vampyr" im Gasthaus zum Mohren wohnte. Denn daß sie da wohne, hatte sie in Hallein gesagt. „Gehe ich gleich zu ihr?" fragte er sich selbst. „Ja; zu wem denn sonst? — Man versucht's. Ich werd's mit mir machen wie der Jäger mit dem Hund: ‚such' verloren!' Franz Erharts Bilder sind fort; aber der Hund hat die Spur; der schicken wir ihn nach. Hermann Isinger, such' verloren!"

Er ging den Mönchsberg entlang und zur Stadt hinunter; bald hatte er die Judengasse erreicht und trat in den „Mohren"

ein. In dem alten, etwas dunklen Haus stieg er eine Treppe hinauf; man schickte ihn noch eine zweite weiter. Als er an Linas Thür kam, schämte er sich plötzlich: so jugendlich lebhaft schlug ihm das Herz. Ihm! vor so einem „Wurm"! — Er klopfte. „Der Pfau!" dachte er dann; denn ein sonderbar gellendes, fast krähendes „Herein" kam zurück. Ja, sie war zu Hause!

Er öffnete und fand das Mädchen, überraschend genug, in derselben Lage, in der er seinen Freund gefunden hatte: ausgestreckt auf dem Sofa. Hinter ihr, durchs Fenster, leuchtete der Kapuzinerberg mit seinem Kloster in der Abendsonne. Die junge Person sah aber nicht bleich und erschöpft, sondern blühend und nur eigentümlich schmachtend interessant aus. Sie hob den Kopf, sie war offenbar sehr erstaunt, den Doktor bei sich zu sehn, und wußte nicht, was sie daraus machen sollte; dann lächelte sie kindlich eitel. Ihr Kopf sank zurück; sie schien Lust zu haben, wie eine große Dame vornehm liegen zu bleiben. Als sie aber die klugen, bebrillten Augen des Doktors so forschend, und wie ihr schien etwas spöttisch, auf sich gerichtet sah, erhob sie sich unwillkürlich. Ihr fiel dabei ein Buch vom Schoß, in dem sie wohl gelesen hatte und das Ifinger an seinem altertümlichen Einband erkannte: es gehörte Erhart.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe, mein Fräulein," sagte er höflich. „Es geht Ihnen hoffentlich gut. Ich nahm mir die Freiheit, Sie nach meiner Rückkehr aufzusuchen, weil — —"

„Richtig!" dachte er, seine Rede plötzlich unterbrechend. Indem er von der schönen Gestalt hinweg auf die Wände sah, hatte er mit zwei Blicken wahrgenommen, daß er gut „gespürt" hatte. Die etwas verschossene Tapete des sonst eleganten Zimmers („für den ‚Mohren' alles Mögliche!" dachte er) war mit Bildern geschmückt, die Ifinger an jedem Ort der Erde sogleich als echte Erharts erkannt hätte; denn in diesen „seinen" Maler hatte er sich hineingesehn, wie in keinen andern. Ueber dem Sofa hing Linas eigenes Bildnis; gegenüber die „Zwillinge", der Wald mit der Amsel und das Winzerfest; ein drittes größeres, das er noch nicht kannte, hing zwischen den beiden. Es gab Ifingern einen wirklichen Stich ins Herz, diese edlen Werke — wenn ihr Wert wohl auch ungleich war — in diesem Zimmer zu sehn. Er ward rot, für Erhart. Gleich darauf hörte er ein kurzes, helles, halb kindisches Auflachen, wie in alten Zeiten.

„Warum reden Sie nicht aus, Herr Doktor?“ fragte Lina, die ihre Arme übereinander legte. Ihre dreisten Augen leuchteten ihn spöttisch an. „Glücklicher Leo Falk!“ dachte Ifinger, dem bei diesem Anblick die Hand zuckte und eine alte Erinnerung wild durch den Kopf fuhr. Es dauerte aber nicht viel länger als ein Wetterschlag. Er behielt seine Haltung und erzwang sogar eine Art von Lächeln.

„Ich sah mir nur Ihren Zimmerschmuck an,“ erwiderte er ohne Stocken. Das ist eine gute Idee: Sie legen sich wie der Baron Pillnitz auch eine Bildergalerie an; und auch gleich vom besten. Man kann seine Vorzüge nicht besser verwerten; ich mach' Ihnen mein Kompliment! Nebenbei ist es praktisch, gibt Ihnen was besondres — kann Ihnen auf Ihrem Lebensweg nur von Nutzen sein. Wie gesagt, mein Kompliment!“

„Ich weiß nicht, wie Sie das meinen,“ gab ihm Lina zur Antwort und machte ihr unschuldigstes Gesicht. „Bitte, setzen Sie sich . . . Ich hab' die Bilder vom Herrn Erhart angenommen, weil er es durchaus wollte; sie haben keinen besonderen Wert, sagt er. So thun wir uns gegenseitig was zuliebe, sagt er. Na ja, wir sind gut miteinander; das wissen Sie ja eh'. Auf einmal schickt er mir die Bilder her — ohne daß ich's wollte. Na, da hab' ich sie aufgehängt!“

„O du lieber Schneck!“ dachte Ifinger. Er blieb aber ruhig und gelassen wie ein Diplomat, setzte sich ihr gegenüber — sie saß auf dem Sofa — und legte sogar einige Augenblicke ein paar Finger auf ihr Gewand; sie schaute ihn verwundert an. „Sehn Sie, Fräulein Laura,“ sagte er mit der alten Geläufigkeit der Zunge, — „mit mir kann man gut reden: Vorurteile hab' ich nicht. Ich hab' vielmehr die Gewohnheit, mich in jede Sache, in jeden Menschen so tief als möglich hineinzudenken; ohne jede Ausnahme. So auch in Fräulein Laura, ehemals Lina Schellenberg . . . Sie sind ein schönes Frauenzimmer geworden, darüber sind wir einig; ich hab's Ihnen vorhergesagt, erinnern Sie sich noch: Sie würden sich noch einmal einen Namen als Magnetberg machen. Nu, das fangen Sie ja schon an! — Da kommen Sie nach Salzburg und treffen hier Franz Erhart . . . Er hat Sie zuweilen etwas — schroff behandelt, als Sie noch ein Kind waren; er hat Sie noch geduzt, als ich Sie schon ‚Sie‘ nannte; das haben Sie nicht vergessen — und als ein schneidiges Frauen-

zimmer, ein Mädel von Temperament haben Sie sich jetzt gesagt: Der soll mich kennen lernen! der soll an mich glauben! Ich will ihn zu meinen Füßen sehn — und dann meinetwegen auch in meinen Armen; denn ich will mich rächen, aber katholisch: seine Strafe soll auch sein Vergnügen sein. Und dann soll er mir in Gottes Namen auch ein paar von seinen Bildern an die Wand hängen: das kann ihm nicht schaden!"

„Hab' ich recht oder nicht?" setzte Isinger nach einer Weile hinzu, da das Mädchen nichts geantwortet, ihn nur mit spitzbübischer Ruhe angelächelt hatte. Sie saß vorgebeugt, die Hände in den Schoß gelegt, schlug leise mit der Zunge an den Gaumen, daß es wie das „Tuck Tuck Tuck" eines kleinen Vogels klang, und schien das Lob, das der kluge Doktor ihr sang, so recht tief zu genießen. — „Nun, sagen Sie doch ein Wort, Sie heiteres Fräulein, Sie. Hab' ich recht oder nicht?"

„Was wollen Sie eigentlich hier?" fragte Lina zurück. „Warum sagen Sie mir eigentlich all die schönen Sachen?"

Isinger schaute betroffen in das junge Gesicht. Es zuckte ihr leicht, aber wiederholt, um den sinnlich lustigen Mund. Ihre Augen blitzten. Sie erschien ihm wieder als die „weiße Katze" von damals, als Leo sie malte; jeder ihrer zwinkernden Blicke schien zu sagen: du red'st mir lang gut; ich bin auch nicht dumm! — Dann legte sie sich langsam zurück, den Nacken auf die Sofalehne; rieb ihre Schultern mit rechtem Behagen an dem leise knisternden Polster, und ließ ihre zusammengedrückten, unter dem Kleid hervorschauenden Füße miteinander spielen, als wollten sie sich küssen. Die Augen schlossen sich halb, wie bei einer Katze. Es fehlte nur noch, daß sie schnurrte; Isinger saß da, wie wenn er darauf warte.

Bei alledem fing er an, Erhart zu begreifen; es war ein verrückter Reiz, der von dieser jungen Hexe her leuchtete und die Luft durchströmte . . .

„Warum ich hier bin?" erwiderte er endlich, seine diplomatische Mission wieder aufnehmend. „Das will ich Ihnen außerordentlich ehrlich sagen, Fräulein Laura: ich hab' eine Bitte an Sie, als Ihr alter Freund. Sie wissen hoffentlich noch, daß Sie mich vor drei Jahren ziemlich gern hatten; damals sprachen Sie die denkwürdigen Worte: ‚ich mag keinen leiden als Sie!' — Jetzt haben Sie andre lieber; natürlich; aber ich glaube, Sie sind mir doch noch ein wenig gut. Darum erlaub' ich mir —"

„Ich möcht' nur wissen, was Sie wollen!" unterbrach sie ihn.

„Das will ich Ihnen sagen: daß Sie meinen Freund Franz Erhart — jetzt in Ruhe lassen. Gerächt haben Sie sich; nicht wahr? Er kann davon reden. Ihre Macht als Eva haben Sie ihm gezeigt; das Fundament zu Ihrer Bildergalerie haben Sie gelegt; — wie wär's, wenn Sie jetzt in Reichenhall oder Berchtesgaden, oder auch in Ischl, das zu Ihrem Glück notwendige Unglück anrichteten. Was liegt Ihnen am Erhart; er aber — geht dabei hinter sich, wie die Baiern sagen. Ich hab' ihn sehr lieb. Er wird zuerst Sie oder mich verfluchen — aber dann wird's ihm gut thun. Dies wäre so der rechte Augenblick für eine großmütige Handlung; nehmen Sie's wahr, Fräulein Laura — — Lina Schellenberg. Reisen Sie edel ab!"

Lina Schellenberg lachte; er wußte noch nicht, über was: über seine letzten Worte — oder über ihn? Sie lachte aber noch einmal, und länger, lauter; und nun wußte er's. Sie streckte ihre Arme rechts und links auf der Lehne aus; legte dann beide Hände hinter den Kopf, hörte auf zu lachen, und spitzte die Lippen gegen ihn, wie damals in Hallein, wie um ihn zu küssen. „Sie sind ein gar g'spaßiger Herr," sagte sie, die Augen etwas einkneifend; „,zu nett', wie die Berliner sagen — oder ,furchtbar nett!' Ich soll Ihnen zu Gefallen meinen Franz verlassen — ja ja, meinen Franz — jetzt nenn' ich ihn meinen Franz; damit mich der Herr Doktor verstehn. Mein Franz wünscht sich's gar nicht; aber meinem Herrn Doktor wär' es angenehm. Bedaure sehr: so weit geht meine alte Liebe zum Herrn Doktor doch nicht. Der Herr Doktor ist recht naiv — oder ,neiv', wie die gewöhnlichen Leut' sagen: ich soll nur so abreisen, er bietet mir nicht einmal einen Ersatz für das Opfer an: eine Brieftasche mit so länglichen, bedruckten Zetteln — oder einen andern hübschen jungen Mann — zum Beispiel den Herrn Doktor. Ja, wenn ich dann wenigstens den Herrn Doktor hätte —"

Sie stand plötzlich auf, da Isinger sich erhoben hatte, und lachte ihm noch einmal herzlich ins Gesicht.

Eine Weile ließ er es stumm über sich ergehn; er war erschrocken, ja fast entsetzt über ihre Rede, ihr Benehmen, über diesen verdorbenen, „lasterhaften" Ausdruck in einem so jungen Gesicht. Auch mochte er nicht mehr sprechen ... Er bewegte den Hut gegen sie, als nehme er so Abschied. Zuletzt brachte er die

Lippen doch noch auseinander und sagte: „Ich bedaure — ich schäme mich, daß ich Sie noch für einen Menschen angesehen habe — oder für so was dergleichen. Ich werde also auf andre Weise — — Leben Sie recht wohl!“

Er ging nach der Thür. Das Mädchen lief ihm nach; er hörte einen sonderbaren, zischenden Laut aus ihrer Kehle, dann wieder eine Art von Lachen. „Hu! Sei'n Sie doch nicht so hoppatatschig!“ sagte sie mit ihrer tiefsten Stimme, aber ohne Zorn. Sie faßte ihn dreist, nicht unsanft, an den Armen und drehte ihn langsam herum. „Was machen Sie für ein Gesicht — als wollten Sie mich fressen. Laufen Sie doch nicht so hochdramatisch weg; schauen Sie mich noch ein bissel an, aber ordentlich: ich bin ja keine Vogelscheuch' — — und ich mein's Ihnen gut. Wahrhaftig. Sagen Sie zum Beispiel: ich geh' mit nach Ischl — dann kann man ja davon reden ...“

Es lief wieder eine spitzbübische Heiterkeit über ihr Gesicht. Sie griff nach seiner Uhrkette, als wollte sie sehn, was die Uhr sei; dabei legte sie ihm ihre warme, eigentümlich duftende Hand auf die Brust, auf das Herz und lächelte ihn an. Die junge Gestalt kam ihm nahe, ein wunderlicher Hauch ihres Lebens ging zu ihm hinüber und streifte sein Antlitz. Angezogen und angewidert, blickte er starr und stumm auf ihre Hand, bis diese unwillkürlich zurückwich. Dann stieß er in seinem wieder gekräftigten Abscheu einen Laut aus, der eine ganze Rede ersetzte, machte eine kurze Bewegung mit dem Halse, und ging mit ein paar raschen Schritten aus der Thür.

VII.

Erst als er auf den Marktplatz und in die Sonne kam, kehrte Isinger gleichsam ins Leben und zur Welt zurück. Ihm schauderte noch vor dieser hübschen, sechzehnjährigen „Teufelinne“ ... „Wie mach' ich ihn von ihr los! Wie mach' ich ihn von ihr los!“ dachte er immer wieder; schon auf den beiden Treppen im „Mohren“ hatte er sich diese Worte wohl ein dutzendmal gesagt. Er kam sich so dumm, so erbärmlich dumm vor ... Irgend ein beliebiger „Durchschnittswüstling“, ein mäßig begabter, aber erfahrener Lebejüngling wüßte wahrscheinlich ohne viel Besinnen, was in so einem Fall zu thun sei; er brauchte in sein hohles, aber mit

nichtsnutzigen Thatsachen angefülltes Hirn nur hineinzugreifen wie in einen Topf, und ein Auskunftsmittel herauszuholen, das zum Ziele führte. Was verstand davon Hermann Ifinger? Was wußte Hermann Ifinger? Er hatte mit allerlei Menschen gelebt, mit gutem und schlechtem, weisem und thörichtem Volk — nie mit „Teufelinnen“!

Am Ende des Marktplatzes, schon im Schatten, unter dem hohen Gemäuer der „Residenz“, hielt ihn der freistehende Pavillon des „Café Tomaselli“ auf, und der Anblick eines unendlich behaglichen Idylls, das seiner Aufregung und Verstörtheit förmlich zu spotten schien. Der dicke Baron Ansbach saß vor dem Pavillon im Freien an einem Tischchen; er trank Schokolade und aß „Mozartkugeln“ dazu. Seine kleinen, glänzenden Augen blickten mit der entschiedensten Heiterkeit in die Welt hinaus; sie schienen sich mitzufreuen und es mitzugenießen, daß der kleine Mund da unter ihnen seinen ihm zukommenden guten Tag hatte. Die sanft rosigen Wangen, der weiche, dunkelblonde, aufgedrehte Schnurrbart, das ganze von Gesundheit leuchtende angenehme Gesicht gab dem Marktplatz von Salzburg und der übrigen Welt zu erkennen, daß der Baron Ansbach aus Wien zufrieden und glücklich war. Seinen Hut hatte er neben sich auf einen Stuhl gelegt; auf den Hut den blaßrötlichen Handschuh seiner rechten Hand. Seine Cigarrentasche lag auf dem Tisch; sie wartete auf ihre Zeit. Er saß ganz allein, nur unter dem Vordach des Pavillons sah man noch einige Gäste.

Ifinger, von dem Baron erkannt, der ihm gemütlich zunickte, trat heran und grüßte. „Also noch hier?“ fragte er, um nur etwas zu sagen.

„Ja; aber unwiderruflich letzte Vorstellung,“ erwiderte Ansbach. „Ich war jetzt so ziemlich überall, kann ich Ihnen sagen: im Salzburgschen und nach Baiern hinein; sogar auf dem Gaisberg.“

„Ah!“

„Ja; denken Sie, mit dieser Figur! — Eine gute Salzburger Spezialität, diese Mozartkugeln. Man kann merkwürdig viel davon essen ... Ja, morgen geht's fort.“

„Wohin?“ fragte Ifinger.

„Nach Ischl; da setz' ich mich nochmals fest. Ich hab' mir von Wien meinen Viererzug kommen lassen, werde hinkutschieren. Vielleicht über Mondsee ... Ich weiß noch nicht.“

Er aß noch eine „Kugel“.

„Das wäre nicht übel,“ dachte Jsinger, „wenn die Lina Schellenberg dasselbe Fuhrwerk benutzte und ‚mit allen Vieren‘ nach Jschl abkutschierte! Jn die blauen oder grünen Seidenpolster gelehnt würde sie sich prächtig ausnehmen; und stolz wie eine Prinzessin“ —

Er konnte seinen Gedanken nicht zu Ende denken: ein andrer fuhr ihm wie eine Rakete dazwischen. „Das ist ja dieser Baron,“ dachte er, „der sie in Hallein gesehn hat; dem sie so sehr gefiel ... Teufel! Wenn sie mit dem — —“

„Fällt Jhnen eben etwas so Amüsantes oder Komisches ein?“ fragte der Baron, der seine Schokolade austrank.

Jsinger wandte hastig den Kopf. — „Warum?“

„Weil Sie so lächeln, Herr Doktor.“

„Habe ich gelächelt? — Das ist unwillkürlich. — — Ja, ich thu's!“ dachte er. „Oder einen andern hübschen jungen Mann, sagte sie ... Da ist einer. Der wird ihr gefallen: der kann noch mehr als kleine Bilder schenken. Wenn der nur will, werden wir sie los!“

Er rückte seine Brille und sah den Baron plötzlich an. „Uebrigens, da fällt mir ein,“ sagte er, seine Stimme dämpfend, „Sie sprachen doch neulich von einer merkwürdigen, pikanten Person — goldne Haare und goldner Gürtel — die Jhnen in Hallein ‚durchging‘, wissen Sie. Die hab' ich hier in Salzburg entdeckt!“

Dem Baron blieb eine „unwiderruflich letzte“ Mozartkugel, in die er eben hineinbiß, zwischen den Zähnen stecken. Er starrte Jsingern ins Gesicht; dann zog er das süße Gebäck einstweilen heraus. „Wo haben Sie diese ‚Hexe Lorelei‘ gesehn?“ fragte er. „Wo steckt sie?“

„Gleich da hinten im ‚Mohren‘, in der nächsten Straße. Laura Schellenberg heißt sie. Sie will auch nach Jschl ... Uebrigens wundre ich mich, daß Sie sie nicht kennen; sie ist im Wiener Ballettcorps — und nur für die Ferien hier.“

„Jm Wiener Ballettcorps! Ah! — Jch hab' leider viel Familientrauer gehabt; bin schon ganz ballettfremd ... Was sagen Sie? Sie will auch nach Jschl? — Nehmen Sie doch ein wenig Platz!“

„Jch danke,“ sagte Jsinger und blieb stehn; „ich habe keine Zeit. Ja, sie sprach von Jschl; das heißt — — Jch komme

eben von ihr. O nein, fürchten Sie nichts: ich mache keine Ansprüche. Ich hab' nur zufällig entdeckt, daß sie dieselbe ist, die ich als Kind in München gekannt hab'; schon damals vielversprechend — jetzt erst sechzehn Jahre alt —"

„Sechzehn Jahre!" rief der Baron bewundernd und in seiner Art fast begeistert aus. „So eine Centifolie," fuhr er leiser fort, „und erst — — das ist phänomenal; für unsre achtundvierzig Grad nördlicher Breite. Das ist mein Ideal, Herr Doktor: reif wie einundzwanzig, und erst sechzehn alt!"

„Sie haben also auch Ideale ... Da bedaur' ich Sie eigentlich, Herr Baron —"

„Warum?"

„Weil ich fürchte, die Kirschen sind sauer. Nicht daß ich gerade glaube, sie hat sich vorgenommen, heilig gesprochen zu werden; aber sie ist ‚in der Hand', sozusagen. Wie das bei Idealen schon so ist: Sie müssen wohl verzichten."

„Ich? Sie sind wohl nicht — — Mein lieber Herr Doktor, beleidigen Sie mich nicht. Ich sehe zwar nicht danach aus, aber gegen Hindernisse auf diesem Gebiet — bin ich wie der Teufel. Uebrigens, heute in der Hand, morgen aus der Hand; danach sah sie schon aus ... Im ‚Mohren', haben Sie gesagt? Laura Schellenberg?"

Isinger zuckte die Achseln. Mit einem letzten kühnen Entschluß sagte er: „Bemühen Sie sich nicht. Sie hat einen Maler gern; — übrigens kennen Sie ihn. Es ist der Herr Erhart, bei dem Sie neulich waren —"

„Was?" rief der Baron und fuhr in seiner ganzen schweren Stattlichkeit in die Höhe. „Dieser Erhart —"

„Bitte, nicht so laut!"

„Dieser Erhart," wiederholte der Dicke leiser, „auf den ich so wütend bin? der mir dieses schnöde Billet — — Dem schnappe ich sie weg!"

„Ich denke mir, das werden Sie doch nicht thun; schon aus Ritterlichkeit. Uebrigens hängt sie an ihm, kann ich Sie versichern —"

„Wie sie an diesem Maler hängt, das kann ich mir denken!" sagte Ansbach überlegen lächelnd. „Sie kennen wohl die Geschichte, die so anfängt: ‚er war Maler — und sie hatte auch nichts'. — ‚Ritterlichkeit' ... Mit Ritterlichkeit und solchen Dingen,

Herr Doktor, müssen Sie mir nicht kommen; die hat's nie gegeben. Ich werde Herrn Erhart mit ganz besonderem Vergnügen — — Im ‚Mohren‘ haben Sie gesagt?“

„Allerdings. Ich hoffe aber doch, Sie scherzen ...“

Der Baron hob plötzlich den Kopf. Seine klugen Augen betrachteten Isinger, langsam von oben bis unten. „Mir fällt eben ein,“ sagte er dann, „Sie sind ja sein Freund. Das hatt' ich vergessen. — Na, natürlich, versteht sich, hab' ich nur gescherzt. Ich bin nicht so rachsüchtig; ich seh' wohl auch nicht danach aus. Auch bin ich viel zu faul, und — — Und morgen früh will ich fort!“

„Ja freilich, Sie wollen fort!“

„Also dann — leben Sie wohl, Herr Doktor; ich muß noch einen Brief schreiben; — Sie entschuldigen!“ — Er nahm ein kleines elegantes Buch aus der Brusttasche, das goldgeränderte Briefkarten und Couverts enthielt; zog eine Karte und ein Couvert heraus und einen goldnen Schreibstift. — „Wenn Sie das Mädel noch sehn, so sagen Sie ihr meine Hochachtung, unbekannterweise. Ich hoffe sie in Wien — — Leben Sie wohl!“

Er gab dem Doktor die beringte Hand, grüßte dann noch mit ihr, und fing an zu schreiben. Isinger ging.

Er ging an der „Residenz“ entlang und dem großen Residenzplatz zu, auf dem der Hofbrunnen rauschte. Um die Ecke gekommen, blieb er aber stehn und spähte mit behutsam vorgebeugtem Kopf zurück. Sein Glaube täuschte ihn nicht. Er sah, daß der Baron nicht schrieb, sondern, was auf dem Tische lag, wieder in die Seitentasche steckte; dann dem Kellner zahlte und ging. In etwas schwankender Bewegung und mit kleinen Schritten, aber nicht ohne eine gewisse Würde und Anmut, wandelte er den Marktplatz hinunter, offenbar der Judengasse und dem „Mohren“ zu.

Isinger lächelte still. „Glückliche Reise,“ dachte er. — „Bereuen kann ich es nicht!“

Er schlenderte selber seines Weges weiter; über den Kapitelplatz zu dem großen Fahrweg, der zur Citadelle und auf den Mönchsberg führt. Die Sonne war im Untergehn, als er oben ankam. Zu Hause empfing ihn die alte Aufwärterin schon an der Hausthür, und flüsternd: der Herr schlafe fest, im Atelier auf dem Diwan; sie sei einmal hineingegangen, er habe sie gar nicht gehört. Isinger trug ihr auf, ihn auch nicht zu wecken. Er ging in sein Schlafzimmer, horchte und wartete noch eine gute Weile;

nebenan blieb es still. Endlich ließ er sich ein kaltes Nachtmahl bringen, aß und trank allein, und ging beizeiten zu Bett. — —

Erst am Morgen erwachte Erhart; gestärkt und erfrischt wie seit lange nicht, aber sehr verwundert. Es war heller Tag; er sah auf der Wanduhr, daß es nicht Abend, sondern Morgen war. Also die ganze Nacht —! — Unter dem feinen indischen Teppich, mit dem er sich bedeckt hatte, begann ihn nun doch leise zu frösteln; er sprang auf, klingelte, reckte sich, dachte noch halb träumend an allerlei, das ihm auf der Seele lag, und erstaunte wieder . . . Als er endlich zur Thür wollte, um in sein Schlafzimmer zu gehn, kam ihm die Alte entgegen. Sie hatte in der Hand ein Briefchen, das nach Heuparfüm duftete.

„Das hat eben jemand gebracht," sagte sie. — „Ich sollte Sie nicht wecken —"

„Schon gut!" unterbrach er sie, winkte ihr wieder zu gehn, und öffnete den Brief. Er hatte schon gesehn, daß er vom „Paradiesvogel" war. Allmählich erblassend, las er:

„Carissimo! Verehrter Meister, auch ‚Franzerl' genannt! Ich melde Dir, daß Sie mich wohl nicht wiedersehn; das hat seine Ursachen, möchte Ihnen aber jetzt nicht viel darüber schreiben, ich habe auch keine Zeit. Fragen Sie nur Ihren guten Freund, den Herrn Doktor, der weiß auch davon. Ich reise mit einer interessanten Persönlichkeit ab; willst wohl wissen, mit wem? Frag' nur den Herrn Doktor. Denn der weiß auch von dem. Sie müssen nur gut sein, und der Laura nicht bös sein; denn erstens würd' es Ihnen nichts nutzen — und dann haben Sie auch keine Ursach'. Der ‚Wurm' und das ‚Ding' läßt sich Ihnen empfehlen; war doch nicht so übel, gelt? Pfieht di Gott! Laura."

„Bin ich toll? oder wer sonst?" sagte Erhart und starrte auf das Papier. „Laura fort? — Und der Doktor weiß es? — Hat er sie fortgeschickt? — Wo ist er? Was ist geschehn?"

Er fing wieder an zu lesen: „Carissimo" . . . Sonderbare Töne störten ihn auf. Im Nebenzimmer begann Isinger zu singen; es klang aber, wie wenn er verrückt geworden wäre: denn gleichzeitig wusch er sich, und so oft er sich mit seinem Reibhandschuh an die Lippen kam und quer über den Mund fuhr, erstickte er die Töne. So war das Ganze mehr einem zerrissenen Geheul als einer Melodie gleich; es klang aber wie ein Freudengeheul, wie ein Triumphgeschrei . . . Erhart hatte den Doktor

noch nie singen hören . . . Eine Weile horchte er, gereizt, wütend, und doch dem Auflachen nahe. Da der Waschgesang aber kein Ende nahm, ging er in Sturmschritten zur Thür, riß sie auf und trat bei Isinger ein.

Er hielt ihm das zerknitterte Billet hin; Isinger, der halbnackt vor seinem Waschbecken stand, verstummte. „Wollen Sie die Güte haben, das da zu lesen?“ sagte Erhart sofort. Seine Stimme bebte.

„Wie Euer Gnaden befehlen,“ antwortete Isinger, der keine Miene verzog. „Gestatten Sie nur, daß ich mich erst abtrockne und über die ‚schnöden Schultern‘ eine Joppe werfe. Sie haben gut ausgeschlafen, hoff' ich . . .“

Erhart antwortete nicht. Er lehnte sich, bald blaß, bald rot, an den Thürpfosten, das nach Heu duftende Papier in der vorgestreckten Hand. Als er Isinger endlich die Joppe über der nackten Brust zuknöpfen sah, wiederholte er: „Wollen Sie das gefälligst lesen?“

Isinger nahm den Brief, las, und nickte. Ein flüchtiges Lächeln der Freude konnte er nicht unterdrücken.

„Sie sehn, da ist auch vom ‚Doktor‘ die Rede. Was bedeutet das? Haben Sie die Güte —!“

„Sehr wohl. Es ist mir gegangen, wie dem Schweizer in den ‚Räubern‘: ‚Hauptmann, ich bin ein bißchen vorlaut gewesen, seit du weg bist.‘ Oder wie Jung Roland der Schildträger im Uhlandschen Gedicht sagt:

‚Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Dieweil Ihr eben schliefet!‘“

„Bitte, lassen Sie die Citate,“ unterbrach ihn Erhart. „Was haben Sie gethan?“

„Ich bin zu Lina Schellenberg gegangen und hab' sie gebeten: reisen Sie ab! — Aber so ohne weiteres hat sie das nicht gewollt. Sie wollte einen andern jungen Mann zum Ersatz . . . Da hab' ich ihr den verschafft.“

Erhart begann vor Erregung zu zittern. — „Sie wollte einen andern Mann?“

„Zu dienen. Sie deutete es an; mit dem ihr eigenen praktischen Humor. Da hab' ich, weil die Sache eilte —“

„Sie wollte einen andern Mann?“ wiederholte Erhart.

„Ich sagte schon: ‚zu dienen‘. Da fand ich den Baron Ansbach — — und mit dieser ‚interessanten Persönlichkeit‘ ist sie nun offenbar fort.“

„Mein Herr Doktor, ich glaube — — ich glaube, Sie sind toll!“

Ifinger schüttelte den Kopf.

Erhart trat auf ihn zu. Seine Arme bewegten sich, wie auf eigene Hand; seine Augen glühten. — „Hab' ich Sie zu meinem Vormund ernannt?“ fragte er.

„Nein.“

„Hab' ich Sie irgendwie berufen —? oder ersucht?“

„Nein.“

„Haben Sie irgend ein Recht, mir — — mir beizustehn?“

„Ja.“

„Sie haben ein Recht —?“

„Ihnen beizustehn. Ja. Halten Sie sich nur, bitte, einen Augenblick still; man kann sonst nicht sprechen. — Ich habe das Menschenrecht, Ihnen beizustehn; wir sind dazu auf der Welt, um einander beizustehn; die Erde ist ganz ausdrücklich darauf eingerichtet, daß wir einander beistehn; und das hab' ich gethan!“

„Wollen Sie mir gefälligst näher erklären —?“ fragte Erhart etwas weniger kräftig, und ohne sich zu rühren; der närrische, fast wilde Ausdruck in Ifingers gutem Gesicht brachte ihn halb aus der Fassung. „Mir beistehn . . . Brauchte ich Ihren Beistand?“

„Ja, den brauchten Sie. Sie sind ‚nur ein Maler‘, wie Sie zuweilen sagen; diesmal traf es zu . . . Bitte, lassen Sie mir noch eine Weile das Wort!“

Die Bitte war überflüssig, denn Ifinger stand da wie ein Berserker in der Schlacht, sein Schwert: die Zunge, war aus der Scheide geflogen, nicht zehn solche Maler hätten ihn jetzt unterbrochen . . . „Sie sind ‚nur ein Maler‘“, wiederholte er; „so haben Sie sich jetzt gezeigt! Es kam ein reizender Vogel, seine Stimme hörten Sie nicht, an seine Seele dachten Sie nicht — nur die schönen Federn. Ich nehm's Ihnen nicht übel . . . Aber als ein König an Großmut, der Sie glücklicherweise und leider sind, als ein erhabener, beneidenswerter, wahnsinniger Verschwender haben Sie diesen Vogel auch noch mit Ihren Federn geschmückt —

Ihre Bilder mein' ich. Sie zahlten wie ein Gott, mit Ihren Werken, mit Ihrer Schöpferkraft, und mit Ihrer Liebe. Sie lebten sich dreispännig tot ... Solche Leute stellt man unter Kuratel — oder man steht ihnen bei — — das hab' ich gethan!"

Erhart wollte etwas erwidern, er sprach schon mit Armen und Kopf, aber Isinger fuhr unaufhaltsam fort: „Ich weiß, was Sie sagen wollen; ‚ich kann mich zu Grunde richten, wenn's mir Vergnügen macht', wollen Sie mir sagen; ‚das geht niemand was an!' Aber darauf erwidr' ich Ihnen —"

„Ich will das nicht sagen —"

„Aber darauf erwidr' ich Ihnen," wiederholte Isinger: „und wenn selbst dieser oder jener das Recht hätte, sich zu Grunde zu richten, Sie haben es nicht! Sie sind ein Kerl, der was Großes kann, darum haben Sie auch die verfluchte Schuldigkeit, es zu thun! Von all diesen Malern sind Sie der einzige — ja, der einzige — der zu einem mächtigen Pinsel auch ein mächtiges Herz hat, der einen ganz reinen Sinn für das Schöne hat, der die Welt neu erlebt hat und aus sich herausschafft, der ein ganzer Mensch und ein famoser Kerl wäre, auch wenn er nicht malen könnte; der vor dem großen Lindwurm, dem Publikum, keine Bange kennt — weil er weiß, was er soll — der schimpfen und fluchen kann, aber nicht beneiden — der sich für seine Kunstideale schinden und braten lassen kann ... Ist das alles wahr oder nicht?"

„Ganz so wohl nicht —"

„Sie geben es zu, weil Sie müssen!" rief Isinger, der nicht hörte, was der andre sagte; „denn wenn man sich auch vor seinem Gott ganz bescheiden klein macht, man weiß ja doch, was man ist! — Und ein solcher Mann — — ein solcher Mann hätte das Recht, sich zu Grunde zu richten? Sagen Sie das nicht; das ist eine infame Lüge; nehmen Sie das zurück! Einen solchen Mann sollt' ich so einem ‚Wurm' in den Fingern lassen — sollte ruhig zusehn, wie ihn seine Augen verrückt machten, während ich bei Verstand war — sollte seine Götterkräfte — — Nein, das konnt' ich nicht. Ich hab' für Sie gebettelt, hab' für Sie intrigiert, Komödie gespielt, hab' mich unwürdig benommen; das war meine Pflicht. Werden Sie nun nachträglich wild, schlagen Sie mich nieder; mir ganz egal! Nur Ohrfeigen muß ich mir verbitten — die gäb' ich Ihnen zurück!"

„Mensch, ich denke ja nicht daran!“ rief Erhart in die Rede hinein; braun und rot im Gesicht, da er noch immer nicht zu Worte kommen konnte. „Ich will Ihnen ja —“

Es war verlorene Mühe, denn Jsinger war noch nicht zu Ende. „Die gäb' ich Ihnen zurück,“ wiederholte er . . . „Ich red' übrigens nur von der ‚Pflicht‘; das ist auch ein Unsinn. Ich hab's nicht nur gethan, weil's meine Menschenpflicht war, sondern weil Sie dieser — — kurz, weil ich Sie liebe. Dafür kann ich nicht. Das ist so gekommen — hat sich so gemacht! Sie haben mich damals vor drei Jahren, im ‚englischen Kaffeehaus‘ in München — da haben Sie mich kopiert, wenn Sie sich erinnern, — ganz erbarmungslos; ich hab' mich geärgert — hab' mich dann entschlossen, Sie ebenso erbarmungslos gern zu haben, Sie zu lieben, durch dick und dünn. Dies war jetzt ‚durch dick‘. Sagen Sie nun, was Sie wollen — ich lieb' Sie doch weiter. So eine Lina Schellenberg soll Sie mir nicht aus dem Herzen reißen!“

Er schob sich die Brille mit einer hastig eckigen Bewegung auf die Stirn hinauf und sah seinen Gegner unaussprechlich herzlich, und doch wie verrückt herausfordernd an.

„Mensch, regiert Sie der Teufel!“ rief jetzt Erhart aus, von der Ungeduld toll gemacht, und schlug auf Jsingers Waschtisch, daß alle Gläser, Flaschen und Geschirre klirrten. „Wofür halten Sie mich . . . Was reden Sie alles in mich hinein . . . Jetzt hab' ich das Wort!“

„Sie können es haben!“ schrie Jsinger zurück. „Ich brauch's nicht mehr, ich bin fertig!“

Ein Leuchten des Triumphs, daß er das erreicht hatte, fuhr ihm aus den Augen; dann trat er ein paar Schritte zurück — aber nicht aus Furcht. Er that es, um Erhart besser zu sehn, in dessen Gesicht jetzt ein Ausdruck kam, der ihn verwunderte. Einen kleinen Orkan der Leidenschaft hatte er erwartet; er war auf alles gefaßt. Dem Maler brannten auch die Wangen, seine Augen leuchteten stark; es rührte sich aber ein weicher Glanz in diesem Leuchten — oder lag es in alledem, was die Augen umgab — und eine Art von gerührtem Lächeln ging langsam, wie zurückgehalten, über die Lippen hin. Erhart lehnte sich auf die Waschtischkante, und nachdem er das Wort so ungestüm mit der Faust verlangt hatte, sagte er eine Weile nichts.

„Isinger!“ sagte er endlich.

„Franz Erhart!“

„Doktor — — Sie sind ein Narr!“

„Sonst — das mag gerne sein; in dieser Sache nicht.“

„Doch! grade in dieser Sache!“ erwiderte Erhart weich, und nun ehrlich und herzlich lächelnd; aber ein feuchter Schimmer kam ihm in die Augen. „Ich meine, in Ihrer Rede: daß Sie denken konnten, ich werd' das alles anhören und dann doch noch wild werden, statt — statt — — Doktor, so einen dummen gescheiten Menschen wie Sie gibt es weiter nicht!“

„Ich verstehe nicht —“

„Das ist's eben. Sie können reden wie ein — — aber dann wundern Sie sich, was in dem andern vorgeht — zu dem Sie so reden. Sie wundern sich, daß es wirkt! — — Mir scheint, das kommt von Ihrer lächerlichen Unschuld her: Sie sind so gar nicht eitel . . . Isinger!“

„Franz Erhart!“

„Sie haben mich also wirklich gern —“

„Ja.“

„Und der Kerl — — dieser andre ist der Baron Ansbach?“

„Ja.“

„Und sie — sträubte sich nicht?“

„Nun, es scheint doch nicht!“

„Nein — allerdings. — — Hermann Isinger, geben Sie mir die Hand. — — Nein — gib mir den Mund. Mit dir muß ich Brüderschaft machen, oder dich niederschlagen; — Mensch! lieber guter Kerl! lieber das erstere, wenn dir's recht ist!“

„O ja, mir ist's recht,“ sagte Isinger trocken, damit die Freude und die Rührung ihn nicht übermannte; legte seinen Kopf gegen den des andern und küßte in die Luft. Gleich darauf fühlte er sich aber rechts und links bei den Ohren genommen und auf die Lippen geküßt. „Beim Teufel, ich lieb' dich auch!“ sagte dann der Maler, hart vor seinem Gesicht. „Sag' doch ‚du‘, du Kerl!“

„Ich sagte ja überhaupt noch nichts,“ erwiderte Isinger.

„Nein — da hast du recht. Wie stehn wir übrigens beide noch da: du mit einer notdürftigen Joppe über der Heldenbrust — und ich ungewaschen. Ich will dir was sagen, Doktor: trennen wir uns; beim Frühstück sehn wir uns wieder, und — — Und von

diesem Paradiesvogel wird nicht mehr geredet. Keine Silbe mehr. Den gewöhn' ich mir ab — mit dir. Wir wollen eine Weile nur Brüder ohne Schwestern sein . . . Bruder! ist dir's recht?"

„Ganz recht," brummte Ising er, den Kopf gesenkt, als ginge ihn das alles nicht an; sein Herz schlug ihm aber vor Freude bis zum Hals hinauf.

„Also dann gehn wir... Die Meerlandschaft mit der schwarzen Dame malen wir dann langsam fertig. Wenn sie fertig ist, bringen wir sie nach München; wir beide. Ich will deine Frau wiedersehn — und deine Nachkommenschaft küssen. Einverstanden, Doktor?"

„Vollkommen. Sehr wohl."

„Wie der Mensch jetzt verstockt ist — und vorhin hat er einen wie ein Donnerkeil in den Grund geredet! — — Ich war also wirklich so hirnrissig toll, daß man mich retten mußte?"

„Ja, Meister. Ja."

„Sag' doch ‚du', du Kerl!"

„Ja, du warst hirnrissig toll!"

VIII.

Bei seiner Vermählung hatte Hermann Isinger das Haus nicht verlassen, in dem er als Junggesell gewohnt hatte; es war ihm geglückt, die größere Nachbarwohnung hinzuzumieten und durch einen Durchbruch mit seiner alten natürlich und bequem zu verbinden. So blieb ihm sein Blick aus dem Fenster auf die geliebten Propyläen, und schräg hinüber zum Hause des Barons Pillnitz, mit dessen anmutiger, dunkeläugiger Frau ihn bald ein so schöner Freundschaftsbund verknüpfen sollte. Das letzte von den vier Zimmern, die auf die Straße hinaussahen, hatte er als Boudoir oder „Schmollnest" der jungen Hausfrau liebevoll und mit Hilfe der Malerfreunde hergerichtet; freilich war der Ueberraschung, die er damit machte, eine größere für ihn selbst gefolgt: denn Milli, die in diesem farbenlustigen Käfig wie ein reizender Vogel sich wiegen und schaukeln sollte, hatte sich mit jenem unerbittlichen Eifer in die „Wirtschaft" gestürzt und ihren Schmollwinkel, als wär' er eine Brutstätte entnervender Sinnenlust, mit wahrer Abneigung gemieden. Dies änderte sich erst, als Christel

Schellenberg ins Haus kam; ja die seltsame Umwandlung, die dieses unscheinbare Mädchen so geschwind hervorbrachte, zeigte sich in nichts deutlicher als darin, daß die Porzelläne ihr Boudoir aufzusuchen anfing und — zu ihrem eigenen Erstaunen — sich sehr bald darin wohl und fast glücklich fühlte. Man konnte sie nun stundenlang am Fenster sitzen und träumend in ein Buch, oder noch verträumter auf die Häuser gegenüber und in die Luft blicken sehn; oder sie wiegte sich im Schaukelstuhl, ruhte auf dem Sofa und genoß ein „süßes Nichtsthun“, das sie noch nicht gekannt hatte, seit sie Milli Isinger hieß.

Etwa drei Wochen waren seit Christels Ankunft verstrichen; der Hausherr ward zurückerwartet, noch an diesem Abend sollte er mit Erhart kommen, der die vollendete Meerlandschaft selber abliefern wollte. Es dämmerte schon; die Kinder schliefen. Das Wetter war mild, und die Fenster standen offen. Milli lag im Boudoir im Schaukelstuhl, sie hatte die Hände hinter dem Kopf verschränkt, die Augen halb geschlossen. Ihr Bruder, Anton Kircher, in einem hellen, luftigen Sommerröckchen, die Haare gekürzt und gelockt — er hatte sich angewöhnt, sie künstlich zu kräuseln — ging in dem kleinen Zimmer langsam immer auf und ab, die Hände auf dem Rücken; er zog zuweilen die Brauen scharf zusammen, wie man wohl bei tiefem Nachdenken thut, und genoß den Abend in seiner gedankenbrütenden Weise, während Milli träumte.

„Ja, ja, ja, das werden wir schon machen,“ sagte er endlich laut, halb zur Schwester gewendet. „Heraus aus dem romantischen Nebel. Eine neue Zeit!“

Milli sah ihn einen Augenblick über die Schulter an, blinzelte dann wieder und entgegnete nichts. Was er ihr da sagte, hatte sie schon öfter gehört, mit denselben und ähnlichen Worten.

Anton Kircher blieb stehn. Er betrachtete sie mit einem gutmütigen Lächeln: „Na, wie du aber schweigen kannst! — Da liegt sie schon wieder eine geschlagene Stunde und sagt nicht ein Wort. — Deinem Mann wird's recht sein; das hat ihm ja immer gefehlt. Der wird an seiner beruhigten, göttlich faulen Frau seine Freude haben!“

„Glaubst du?“ fragte sie etwas unsicher, fast ein wenig beklommen. „Ich weiß nicht . . . Mir kommt's heute abend wieder so verrückt vor, in was für ein Lotterleben ich versinke; — und

doch thut's so gut. ‚Eine geschlagene Stunde', sagst du . . . Diese geschlagene Stunde denk' ich drüber nach; aber ich versteh's nicht. Wie sich ein Mensch, ein sogenannter vernünftiger Mensch, so verändern kann . . . Oder findest du nicht?"

„Die Geschichte scheint mir sehr einfach," erwiderte Kircher, in seiner geräuschlosen Langsamkeit wieder auf und ab gehend. „Du hattest die Wirtschaftstrampelei fürchterlich übertrieben — darin hatte Hermann recht — nun kommst du ins Gegenteil. Das nennt man ein Naturgesetz. Wie wenn zum Beispiel eine Feder, die den Naturtrieb hat, sich auszudehnen, mit aller Gewalt zusammengedrückt wird — endlich läßt man los — da schnellt sie in die Höhe wie toll!"

Milli hob lebhaft den Kopf und die Arme, so daß der Schaukelstuhl sich plötzlich in Bewegung setzte. „Wie sagst du da?" rief sie aus. „Ja, wie das auf mich paßt . . . Sag' mir das noch einmal! — — Nein, nein," setzte sie hinzu, den Kopf anmutig schüttelnd; „laß nur. Ich versteh' schon. Ich sag' dir, mir ist wirklich zu Mut wie so einer Feder. So war ich auch zusammengedrückt — und ich dachte, es muß so sein, und ich will es so — — nun bin ich losgelassen und alle Spannung ist weg. — Aber daß in drei Wochen — — Verstehst du die Christel, Anton?"

„Was ist da zu verstehn? Eine ungewöhnlich tüchtige und arbeitslustige Person —"

„Nein, Bruder, es ist mehr. Bitte, lach' mich nicht aus: sie kommt mir zuweilen unheimlich vor — ich hab' eine Art von Angst vor ihr — oder Grauen — ich weiß nicht. Ja, du lächelst natürlich, denn du bist ein Mann! — Wie sie zuerst ins Haus kam, so schwarz, so still und so ernsthaft, kriegt' ich einen Schrecken: da hat sich wohl der Hermann himmlisch unpraktisch benommen, was soll ich mit der Trauerweide! — Aber am andern Morgen fing sie gleich so an, alles anzupacken, so in aller Stille; macht sich über jede Arbeit her, als verstünde sich das von selbst, eh' ich noch was sage; hat dann den Hans an der Hand, die Grete auf dem Arm, als wär' sie mit den Kindern auf die Welt gekommen... Na ja, ja, du ‚weißt schon'; werd' nur nicht gleich ungeduldig, daß ich noch einmal ein Wort darüber rede! Es geht mir ja doch im Kopf herum — so, wie dir deine ‚neue Zeit'!"

Kircher stand und lächelte auf die junge Frau mild überlegen herab: „Liebe Schwester, erlaube — zwischen Sachen und Sachen

ist doch wohl ein Unterschied! — Im übrigen muß ich dir sagen: wenn die Christel dir ‚unheimlich‘ geworden ist, so bist du wohl selber schuld. Warum ließest du dir so alles von ihr aus den Händen nehmen —“

„Aber was sollt' ich machen!“ rief Milli mit einem komisch verzweifelten Schulterzucken aus, während ihre Stimme ganz in die Höhe ging. „Sie that halt alles, eh' ich dazukam; wenn ich morgens aufstand, waren alle Zimmer fertig; seit dem dritten Tag wollten die Kinder immer zur Christel, zur Christel — oder zur ‚Tissel‘, wie Hänschen sagt. Wenn ich ihr sagte: lassen Sie das, liebe Christel, lassen Sie mich das machen! dann sah sie mich an mit diesen großen Augen, die sie aus einem braunen Samtrock herausgeschnitten hat, und sagte so ruhig, so eindringlich: bitte, gnädige Frau — ich brauch' recht viel Arbeit — je mehr, je besser für mich — lassen Sie mich nur! Und wenn ich ihr dann in diese traurigen, mutigen Augen hineinguckte, wagt' ich nicht zu muckſen; hatte nur das Gefühl: ich thu' ein Unrecht an ihr, wenn ich ihr nicht ihren Willen thue! — Und so ging es weiter!“

„Ich versteh' schon, versteh' schon,“ sagte Kircher weise. „Die Hauptsache bleibt aber doch, wie ich mir zu wiederholen erlaube: so eine junge, elastische Feder wie du — die war unter einem Druck, den sie nicht mehr aushielt. Da kam zufällig diese Christel, und sie machte dich los — — und da liegst du nun, du, in deinem Schaukelstuhl. Bitte, steh nicht auf, bleib nur so liegen, bis dein Hermann kommt; er wird lachen, denk' ich!“

„Nein, das soll er nicht,“ sagte Milli, und beunruhigt erhob sie sich. „Ich will dir noch was sagen, Anton: es ist auch besser — oder mir ist's lieber — wenn ich Hermann zuerst allein sehe; geh du lieber fort! — — Ich bin ganz konfus. Diese lächerliche Bangigkeit — und dabei müßt' ich doch eigentlich froh sein, mich ihm so zu zeigen — — und eigentlich bin ich's auch. Weißt du, wie mir ist? Wie in den Schuljahren, wenn die Ferien gekommen waren; o so himmlisch nichtsnutzig faul. Oder wie damals zu Pfingsten — ich war schon erwachsen — als ihr Maler mich mitnahmt und wir im Walde kneipten; ich hatte mir einen Kranz gewunden und auf den Kopf gesetzt, und ihr nanntet mich dann den ganzen Tag die ‚Zigeunerin‘. Wahrhaftig, Anton, ich fühle mich wieder wie ein junges Mädchen! — Ist das schlecht, oder nicht?“

„Wie könnte das schlecht sein,“ sagte er und lachte. „Du fühlst dich einfach wieder jung; — so jung, wie du noch bist! — — Also gut, dann geh' ich. Laß dir nur noch sagen, Milli: was Veränderungen, innere Umwälzungen betrifft — ich hab' noch ganz was andres durchgemacht als du: das ist ein Abgrund, Milli! Seit ich den Pinsel, sozusagen, mit der Feder vertauscht, mich mehr dem Denken über die Kunst zugewendet habe, ist mir furchtbar klar geworden, daß wir alle auf dem Holzweg waren; ich lächele jetzt über meine gemalten Phantasien, frei nach Tizian und den andern alten, romantischen Herren — und über Leo Falk und Erhart auch! Ja, auch über die! Epigonen; lauter Epigonen! Nachbeter — meinetwegen mit Talent — auch mit viel Talent —“

„Und doch auch orignell, denk' ich —“

„Ach, was kauf' ich mir für diese Originalität! Doch immer wieder die alte Schönmalerei ... Wahrheit brauchen wir! so recht aus dem Leben gegriffene, handfeste, rücksichtslose Wahrheit! Was sollen wir mit Feuerbach und Makart, mit Erhart und Leo Falk; die sind so, wie ich war — nur ein bißchen besser. Die sind berühmt, gefeiert, man kauft sie; das thut nichts: auf einem falschen Weg sind sie doch. Farbenkonzerte, Romantik in Oel, künstliche Beleuchtung — alles überlebt, verbraucht. Wir leben im Zeitalter der Wissenschaft, der Nüchternheit, der Klarheit! Hinein in die Natur, grad' so wie sie ist!“

„Aber was schön ist, denk' ich, bleibt doch immer schön —“

„Uns geht nur noch die Wahrheit an. Hinein in die Natur, grad' so wie sie ist! Ein alter Zaun, ein zerrissenes Hemd darauf: für einen tüchtigen Kerl ist das grad' genug, weiter braucht er nichts! — Auf diesem Weg ist jetzt Prahm: der hat's gefaßt — der hat mich begriffen. Denn er hat's von mir. Und ich wühle weiter ... Dieser bocksbeinige Kritiker, dieser Brenzel, will noch nicht heran; seine alte Schönheitsduselei steckt ihm noch in den Knochen; aber ich krieg' ihn doch. Ich versteh' die Sache — na, und reden kann ich. Da ist er gegen mich ein Kind!“

„Ja, das kannst du, Bruder,“ bemerkte Milli, ganz verstohlen lächelnd. „Aber — der Zug muß schon da sein! Willst du lieber gehn?“

„Ja, ich will lieber gehn,“ murmelte Kircher; nickte ihr etwas abwesend, aber doch herzlich zu und nahm seinen Hut. Die junge

Frau stand, während er sich langsam von ihr entfernte, nachdenklich und unentschlossen da. Als er aber bei der Thür war, eilte sie ihm nach. „Anton!“ sagte sie, die Silben hervorstoßend; das Blut stieg ihr in die jugendweichen Wangen.

„Was noch?“ fragte er.

Sie lächelte erregt. Sich an seine Schulter hängend sagte sie: „Du sprachst auch von Leo Falk . . . Wär' es dir noch lieb, wenn ich jetzt — — wenn ich mich entschlösse?“

„Wozu?“

„Ihn wiederzusehn? ihn ins Haus zu bitten?“

Sehr überrascht sah Kircher ihr in das unruhige, leise zuckende Gesicht. „Wie kommt dir auf einmal dieser — — Milli! wie kommst du so ganz unerwartet zur Vernunft?“

„Ist es ‚Vernunft‘, Anton? — Ich wollte — wieder geselliger leben; und da wär' es doch so auffallend, wenn — — Und ich wollte überhaupt aus dieser ‚Kasteiung‘, wie ihr immer sagtet — die euch so mißfiel — wieder ins Leben zurück. Und da dacht' ich: die alten Zeiten — — Wär' es dir noch lieb?“

„Wenn Leo endlich ins Haus käme?“

Sie nickte.

„Natürlich wär' es mir lieb!“

„Und glaubst du, daß er käme? — Würdest du's ihm sagen?“

„Wenn du willst, werd' ich's ihm sagen: und er würd' auch kommen. Empfindlich und kleinlich — das ist er ja nicht!“

„Und glaubst du, es würde Hermann freuen?“

„Was du alles fragst,“ sagte Kircher verwundert. „Du weißt ja doch seit hundert Jahren, es würd' ihn entschieden freuen. Soll ich also mit Leo reden —?“

Er machte eine Bewegung zur Thür, als wolle er augenblicklich Leo Falk irgendwo suchen gehn. Milli trat ihm aber in den Weg. Sie schüttelte hastig den Kopf, daß die blonden Locken bebten. „Nein, nein, nein,“ sagte sie; „noch nicht. Ich bin — — doch noch nicht entschlossen. Es geht mir nur durch den Kopf. Es ist alles so — neu, und so wunderlich. Seit diese Christel da ist . . . Sag' ihm noch nichts — und den andern auch nicht — und geh!“

Sie schob ihn nun förmlich, mit ihren sanft drückenden Händen, aus der Thür hinaus. Er zuckte die Achseln und ging. „Du bist ganz nervös, Milli!“ sagte er gutherzig lächelnd. Sie nickte. Sie sagte aber nichts mehr. Endlich war er fort.

Am Pfosten der wieder geschlossenen Thür blieb sie stehn; sie legte den Kopf gegen die Kante, machte die Augen zu und drückte die Lippen gegeneinander; vor einem inneren Bangen flüchtete sie wieder in die süße Schlaffheit, der sie verfallen war, seit diese andre sich abmühte. „Leo wiedersehn?“ fragte sie sich, Gott weiß zum wievieltenmal. „Ach laß ... Ich will nicht mehr denken ... Will nur diese Ruhe genießen nach dem ewigen Frondienst, nach der Büßerei; leben will ich, leben ...“

Sie stand noch eine Weile so da; plötzlich ging die Thür auf. Hermann, den Hut auf dem Kopf, trat ein. Sie sah seine Gestalt, undeutlich, im Winkel ihres Auges, drehte sich herum und lag ihm in den Armen. Es war ihr aufrichtig zärtlich zu Mut, sie umfaßte ihn; sie wartete aber, bis seine Lippen sie berühren würden. Erst als er sie küßte, gab sie es zurück. „Bist du endlich da!“ sagte sie dann, nur so leise hauchend.

„Ja — endlich da,“ antwortete er; nahm ihren zierlichen Kopf zwischen seine Hände, und mit etwas aufgeregtem Lächeln betrachtete er ihr sanft glühendes Gesicht. „Laß dich anschauen, Milli; ich höre ja Wunderdinge; unten traf ich Anton, er sagte mir noch mehr, als du mir schon geschrieben hast. Verjüngung — ein junges Mädchen ... Erhart grüßt, er ist in seinen Gasthof gefahren; morgen kommt er zu Tisch ... Ein junges Mädchen, wahrhaftig; dein Bruder hat recht! Hans und Grete sind wie Aepfel von irgend einem Baum gefallen ... Lächle nur auch einmal; du schaust mich so ernsthaft an. Freust du dich denn nicht?“

„Freust denn du dich, Hermann?“ erwiderte sie, fast flüsternd. Ihre Augen forschten und suchten.

„Frag' nicht so,“ sagte er und antwortete durch einen herzlichen Kuß. Dann legte er einen Arm um sie und führte sie näher zum Fenster, ans Licht. „Es wird schon so dunkel, Milli; ich muß das Wunder noch besser sehen, um es recht zu glauben! — Also diese gute Christel ist schuld, daß du wieder jung und — vernünftig wirst? Du willst dich nun also auf eine Bärenhaut legen, Milli Isinger, wie ein alter Germane? willst einmal ein richtiges Lotterleben führen, nach all der ‚Musterwirtschaft‘? als meine Zigeunerin?“

Sie fuhr leicht zusammen: „Nein, nein, als ‚Zigeunerin‘ nicht,“ sagte sie, von einer alten Erinnerung erschreckt. „Aber —

ich will ja gerne thun, was dir Freude macht. Du wirst staunen, Hermann: ich bin rein wie ein Kind um Weihnachten. Die Kinder sind mir wie Spielzeug, wie Puppen. Alles thut die Christel. Mir ist, als läg' ich den ganzen Tag in der Hängematte —"

„Und du willst auch wieder mit den alten Kameraden leben," fiel Isinger ihr ins Wort; „willst dich sogar mit Leo Falk feierlich versöhnen! Dein Bruder sagte mir das noch im Fortgehn —"

„Kann er denn nie den Mund halten!" rief sie aus, und ward wieder rot. „Er schwatzt immer, eh' was wahr ist ... Nein — ich weiß noch nicht. Ich hab' nur einmal gedacht — — Wäre es dir recht?"

„Nun, ich denke, das weißt du. Ich hatte es aufgegeben — — wie so manches andre," setzte er mit halber, bedeckter Stimme hinzu; „aber wenn du mich damit überraschen willst, nehm' ich's als Geschenk — auch ‚wie ein Kind um Weihnachten'. Und wenn du mir dazu eine frische, fröhliche Milli schenkst — die Milli von früher — meine Porzelläne — dann kann alles noch gut werden; schöne, glückliche Tage ..."

Er brach ab, seine Stimme war gesunken, sein Gefühl versagte, als glaubte er an das alles noch nicht. Indem er Milli halb unbewußt losließ, trat er an das Fenster und sah auf die dämmerdunkle Straße hinaus.

„Ich hoffe," sagte sie leise. — „Wohin siehst du, Hermann? — Auf das Haus da drüben?"

„Auf welches Haus?"

„Wo sie wohnt. Die Baronin, mein' ich. Deine — beste Freundin. Nicht wahr, du freust dich wohl auch sehr, sie wiederzusehn. Hoffst auch auf ‚schöne, glückliche Tage' ..."

„Sollt' ich sie denn ungern wiedersehn, Milli?" — Er wandte sich wieder zu ihr; ein verwundertes, etwas verstimmtes Lächeln zog über sein Gesicht. „Ist das die ganze Veränderung und Verjüngung? Bist du in diesem Punkt noch die alte?"

Sie antwortete nicht, sondern kam zu ihm, drängte sich leise an ihn und legte ihm eine Hand, wie bittend, auf die Schulter. „Komm, sei gut!" sagte sie dann halblaut, aber doch nicht so ruhig und weich, wie sie sich's gedacht hatte. „Du freust dich doch, sagst du, daß ich anders bin. Das mit Leo Falk wär' dir ein Geschenk, sagst du. Schenk' mir auch was, Hermann!"

„Was denn?" fragte er.

„Was willst du morgen thun?“ fragte sie zurück. „Sie natürlich besuchen — nicht wahr?“

„Wen?“

„Die da drüben. Die Pillnitz. Nicht wahr?“

„Du fragst wirklich wie ein ‚Kind‘!“ antwortete er, etwas ungeduldig mit der Schulter zuckend, auf der ihre Hand lag. „Daß ich sie nach meiner Rückkehr besuche, versteht sich ja doch von selbst!“

„Morgen?“

„Warum nicht morgen? Seine nächsten Freunde besucht man ja doch zuerst. Ich hab' ihr auch geschrieben, am Tag nach meiner Ankunft würd' ich —“

„Thu' mir eine Liebe, Hermann!“ — Mit einer zitternden Bewegung schüttelte sie seine Schulter ein wenig. — „Schenk' mir auch was; hörst du? Geh morgen noch nicht zu ihr. Und diese Woche noch nicht. Eine Woche, zwei Wochen wart' noch!“

„So wahr ich Hermann Isinger heiße, ich versteh' dich nicht. Warum wünschest du das?“

„Schau — hör' mich ruhig an! — Ich bin ja nicht eifersüchtig, glaub' das doch nicht; nicht so, daß ich denke, ihr küßt euch — oder ihr habt euch zu lieb ... Aber in dieser — schweren Zeit ist es so gekommen: ich wollte dir alles leisten, alles für dich thun; darüber wurd' ich dir langweilig, prosaisch — ach, ich seh' es ja ein — und bei dieser reizenden Frau, da fandst du die sogenannte Poesie! Die ist reich und hat keine Pflichten, hat auch keine Kinder; die kann in allen fremden Sprachen mit dir sprechen, die will alles wissen, von dir wissen, du bist ihr Professor, ihr Konversationslexikon, ihr Hofgelehrter ... Nein, ich sag' ja nichts, ich will ja nicht spotten — mich auch nicht ereifern. So recht ruhig und gemütlich möcht' ich dir sagen, Hermann: ich versteh' es ja! — Aber versteh du mich auch. Ich will nun doch auch so leben — will's wenigstens versuchen — in diesem Augenblick ist mir, als könnt' ich's. Und du sollst mich wieder lieb haben — furchtbar lieb — lieber als alle Baroninnen der Welt — das ist mein Gedanke. Aber dazu mußt du mir etwas Zeit lassen; siehst du das nicht ein? Du darfst nicht gleich den nächsten Tag wieder zu ihr gehn; ich muß dich eine Weile allein, ganz allein haben — wie auf einer Hochzeitsreise — dich an mich gewöhnen, rund um dich herumwachsen — — Ach, ausdrücken

kann ich's nicht. Aber du verstehst mich ja; du, du — so ein kluger Mann. Sag' mir's, daß du mich verstehst!"

„Ich fürchte, ich bin nicht so klug," antwortete Hermann und schüttelte den Kopf. „Ist das unser Wiedersehn, Milli? unser erstes Gespräch? — Laß doch diese Frau; leb' du dein neues Leben, frisch drauf los, dann thut sie dir nichts! — Mir scheint, sie ist in deinem armen Kopf zum Gespenst geworden —"

„Du willst mir diese Liebe nicht thun?"

„Bitte, hör' mich auch ein paar Augenblicke an. Man lebt nicht nur mit einer Frau auf der Welt; das ist auch nicht nötig. Die Baronin Pillnitz ist so ehrbar wie irgend eine — wie du — — Dieses Zucken versteh' ich nicht: du weißt und glaubst ja doch selber, daß sie ehrbar ist! Sie hat einen Reiz für mich, der deinen Reizen nicht schadet; sie ist meine Freundin geworden und wäre auch die deine, wenn du dich nicht aus thörichtem Mißverstand in dich verkrochen hättest; Hochmut hat sie dir nie gezeigt — aber gegen deine mißtrauische Kühle konnte sie doch nicht in tropischer Wärme glühn! — — Ich bin mir wie ein fremder Mensch, daß ich von dergleichen so lehrhaft und so trocken rede; wenn du mich aber so ansiehst, dann kommt es so . . . Eine Freundschaft, die mehr Wert für dich haben konnte als ein Dutzend andre, hast du fallen lassen; ihr besucht euch, und weiter nichts. Das kann ich nicht ändern. Aber daß ich es ebenso mache wie du, weil deine Laune es will, dazu bin ich zu verständig, zu stolz, zu treu — mit einem Wort, dazu bin ich zu gut!"

„Du willst mir diese Liebe nicht thun?" wiederholte sie.

„Hör' doch, was ich sage. Wir sind nun drei Jahre Mann und Frau; wir könnten — glücklicher sein; aber diese Baronin stand dem nicht im Wege. Willst du's nun anders anfangen, und besser — Milli, gute Milli! ich ersehn' es ja; ich will dir's ja danken — täglich, und jeden Tag mehr — fang' nur an, und frag' nicht! Du bist noch so jung, ich bin noch nicht alt; noch ist nichts verloren —"

„Du willst mir diese Liebe nicht thun?" fragte sie zum drittenmal.

„Nein; ich kann es nicht," entgegnete er nun gereizt und kurz. „Ich hab' dir von dieser Art von ‚Liebe' im letzten Jahr mehr gethan, als gut war; ich hab' die Baronin vernachlässigt, mehr als ich verantworten kann; nur ihre Engelsgeduld, ihre

vornehme Seele, ihre rührende Treue — daß du's einmal hörst! — die haben es so hingenommen, ohne kalt zu werden. Jetzt deiner Laune zu Gefallen mein Wort nicht zu halten, ihr gegenüber zu wohnen, ohne sie zu sehn — — du bist ein Kind, wenn du das verlangst. Wir erziehn Hans und Grete — wir müssen auch uns erziehn, wenn es nötig ist. Laß endlich diese Frage, Milli, und frag' lieber dich selbst: sollte nicht ich ihm die Liebe thun, das nicht zu verlangen?"

Sie war eine Weile still. Sie schob sich langsam am Fenster hin und von ihm hinweg, bis sie ganz in der Ecke stand. Mit einem fremden, gefrorenen Ton sagte sie dann: „Du liebst mich nicht mehr. — — Du liebst diese Frau mehr als mich."

„Du weißt nicht, was du sagst," gab er kalt zur Antwort.

Auf einmal überlief es ihn dann; die Schulter wendend sah er zu ihr hinüber und bewegte den Kopf hin und her; als wollte sein weiches Gesicht ihr sagen: „das ist der erste Abend nach dem Wiedersehn!" — Sie starrte aber hinaus, schräg über die Straße weg, nach den erleuchteten Fenstern, hinter denen die Baronin wohnte. Die junge Gestalt war wie versteinert, sie bewegte sich nicht.

„Ich hab' — die Kinder noch nicht gesehn," murmelte Hermann endlich. „Ich will sie in ihren Bettchen — —"

Er verstummte und ging hinaus.

Milli sah ihm nicht nach. Sie lehnte ihre schmale, heiße Stirn gegen die Fensterscheibe, die letzte in der Ecke; ihre Augen feuchteten sich nicht, der Trotz war zu groß; aber die verzogenen Lippen flüsterten und bebten. „Er liebt mich nicht mehr," wiederholte sie. „Er liebt diese Frau mehr als mich . . ."

Sie wußte nicht, ob sie es glaubte; aber ihr war, als thue es ihr wohl, es so recht zu glauben. Eine unsägliche Bitterkeit füllte ihr das Herz. Mit einem jähen Entschluß hob sie dann die Stirn, stieß sich vom Fenstersims hinweg und trat in das Zimmer zurück. An ihrem kleinen, geschnitzten Schreibtisch setzte sie sich nieder, zündete eine Kerze an, legte einen kleinen Briefbogen auf die Unterlage und begann zu schreiben.

„Mein Bruder wird Ihnen mündlich sagen und auseinandersetzen, wie leid es mir thut, daß wir uns so lange, lange nicht sahen. Erhart ist gekommen; wenn Sie morgen mit ihm bei uns essen wollen — als die alten Freunde — so wird es uns herz-

lich erfreuen. Ich wollte Ihnen auf diesem Blatt nur noch sagen, Leo: was etwa einer von uns dem andern zu vergeben hat, das soll hiermit gethan sein; so mein' ich's — und ich denke, Sie auch. Kommen Sie! — Milli Isinger."

Sie starrte das beschriebene Blatt eine Weile an; ihre Lippen waren blaß geworden, und die Augen farblos. Indem sie es noch einmal überlas, zuckte ihr die Hand; sie nahm es und machte eine Bewegung mit den Fingern, als wolle sie es von oben her auseinander reißen. Dann schüttelte sie aber den Kopf. Ohne weiterzulesen, faltete sie es und ließ es in einen Umschlag gleiten; mechanisch, mit geschlossenen Augen und halb geöffneten Lippen.

IX.

Es schlug am nächsten Vormittag dreiviertel auf zwölf, als Isinger von seinem Schreibtisch aufstand, um sein Wort zu halten und zur Baronin Pillnitz zu gehn. Er wollte die Thür zum Vorplatz öffnen, draußen hörte er bekannte helle Stimmchen, und es wurde geklopft. Er machte auf; vor der Thür standen Christel, Gretchen auf dem Arm, und der kleine Hans, wichtig lächelnd, Hermanns Hut und Stock in den Händchen haltend. „Entschuldigen Sie, Herr Doktor," sagte Christel; „Hänschen hat gehört, daß Sie fortgehn wollen, und hat darauf bestanden, er muß dem Vater helfen. Den ganzen Tag will er sich nützlich machen!"

„Das ist der Anfang der Menschwerdung", erwiderte Isinger. Er machte seinem Sohn eine komisch ernste Verbeugung, nahm dann mit einem ebenso ernsten „Vergelt's Gott!" Hut und Stock in Empfang, küßte den Kleinen, und dachte nun zu gehn. Hans sah ihn aber bittend, mit den Augen der Mutter, an. Durch die noch offene Thür in Hermanns Zimmer hineinblickend, fragte er: „Darf Hansei 'nein tommen? Darf Hansei Vater bissel anschaun?"

„Laß den Papa jetzt gehn, Bubi," nahm Christel das Wort. „Er war heut' früh lang' bei dir."

„Tissel," erwiderte der Kleine zurechtweisend, indem er seinen mächtigen, seitabstehenden, blonden Lockenwald schüttelte: „nicht Papa sagen; Vater sagen!"

„Bravo!" rief Hermann aus. „Er hat's schnell gelernt, und

hat's gut behalten. Das müssen Sie ihm nachmachen, Christel; denn wer das Papasagen nicht beizeiten verlernt, der wird's nie mehr los. Seit ich einmal einen österreichischen Feldzeugmeister zu einem noch älteren Herrn hab' ‚Papa‘ sagen hören, hab' ich einen Schwur gethan: Isingers zukünftige Kinder sollen ‚Vater‘ sagen! — Uebrigens bist du nicht logisch, Knabe. Einen Vater, dem man Hut und Stock zum Ausgehen bringt, kann man nicht besuchen!“

Der unlogische Vater ließ sich aber nicht irre machen; „Hansei will Bief ßeiben!“ war seine Antwort; darauf lief er in das Zimmer herein. Hermann folgte lächelnd. Der Kleine nahm von dem Schreibtisch — der ihm fast zu hoch war — ein zum Glück unbeschriebenes Blatt und einen Bleistift, legte das Blatt auf den nächsten Stuhl und begann seinen „Brief“ zu schreiben. Indessen sah er den Bleistift nicht für das, was er war, sondern für eine richtige Schreibfeder an: mit furchtbarem Ernst im Gesicht ging er, so oft er ein paar Krähenfüße gemacht hatte, vom Stuhl zu einem niedrigen Tischchen, auf dem ein gefülltes Wasserglas stand, und tauchte den Bleistift ein, wie in ein Tintenfaß. Die Kleine auf Christels Arm sah dem großen Bruder bewundernd zu, schlug auch vor Vergnügen die Händchen zusammen, so daß es sich ausnahm, als klatsche sie ihm Beifall.

„Ja, du kannst noch nichts, du Dummerchen!“ sagte der Vater vorwurfsvoll, und rückte ihr dabei so zärtlich nahe, daß sie nach seiner Nase griff.

„Wird auch noch kommen, Herr Doktor,“ sagte Christel heiter.

Sie war wohl noch blaß, wie vor drei Wochen auf dem Halleiner Friedhof, aber die Lippen hatten ein frischeres Rot, und auch die Höhe der Wangen begann sich zu färben. Das schwarze Kopftuch hatte sie abgelegt, die starken Flechten ihres schlichten, dunkelbraunen Haares waren einfach zusammengeschlungen und aufgesteckt. Ihre große, kräftige Gestalt trug das Kind so leicht, als spüre sie gar keine Last; oder als sei das nur ein erwünschtes, heilsames Gegengewicht gegen die andre, die ihr auf der Brust lag ...

„Wär' sie Ihnen nur erst vom Arm herunter,“ erwiderte Isinger. „Ein merkwürdig unentwickeltes Geschöpf. In ihrem Alter konnte Hans schon quer durch sein Zimmer laufen und dabei erschütternde Jubelschreie ausstoßen.“

„Der ist auch ein Mann, Herr Doktor,“ entgegnete die

Christel. „Für die Kleine ist's in ein paar Monaten auch noch früh genug. Auf dem Seil tanzen soll sie ja nicht."

„Der Wunsch der Familie ist es einstweilen nicht," sagte Ifinger; nahm dann eine von Gretes Händen und legte sie in sein lange nicht geschnittenes, aber von der voreiligen Zeit schon stark gelichtetes Haar, in dem dieses Händchen eine gefährliche Nachernte zu halten anfing. Noch ehe der Vater sich dem entzog, kam der Bub gesprungen und brachte, vor Freude hochaufatmend, seinen fertig geschriebenen Brief. „Hansei für Papa — — für Vater!" sagte er und legte ihn in Hermanns Hand; er hatte ihn in unförmlicher Weise mehrere Male gefaltet. „Vater seinem Hansei Dank!" gab Hermann zurück. „Ich bin sehr gespannt. Unterwegs, auf der Straße, werde ich ihn lesen. Auf Wiedersehn nach der Mahlzeit! Prost!"

Er befreite seinen Haarwuchs aus Gretes Fingern, winkte noch mit der Hand und ging. Ihm war, als ginge die „Kinderluft" noch die Treppe hinunter mit; er fühlte sich selber wie ein Kind und summte vor sich hin; — erst auf der Straße verging das, und ein peinlicher Druck spannte wieder die Brust. Wie fremd hatten sich Mann und Frau am Abend gegenüber gesessen, wie kühl sich diesen Morgen begrüßt! — — Dennoch ging er nun zur Baronin hinüber; konnte es anders sein? Durfte er sich unmännlich, feig einer vernunftlosen Laune unterwerfen? — — Er trat in das kleine, graue Haus, in dem er sich schon so oft Kopf und Herz erfrischt hatte, wenn er aus seinen eigenen vier Wänden im Mißmut fortgegangen war. Ob das auch heute gelänge? nach dem Gespräch von gestern, das gleichsam von diesem Haus das Dach abgedeckt hatte? Er hoffte es kaum; es schien ihm unmöglich . . .

Zu seinem Verdruß hörte er im Salon die laute, schmetternde Stimme des Barons; er trat mit Widerstreben ein, und sah um die schmale, schlanke Gestalt des Pillnitz einige Zuhörer versammelt: Prahm, Brenzel und Schwalbe, und dazu Freund Erhart, der gekommen war, um die neue Meerlandschaft zu bringen und die alte, kranke in Augenschein zu nehmen. Allerdings stand auch die Baronin da, und lebhaft und herzlich wie immer kam sie ihm mit ihren raschen, kurzen Schritten entgegen, wie ein Vogel, der mit geöffneten Flügeln halb fliegend läuft. Er fühlte auch ihre kleine Hand in der seinen, die weichste, die er kannte, und sah in ihre glänzenden, menschenfreundlichen Augen wie in einen Gesund-

brunnen hinein; — aber wie gern hätte er sie allein begrüßt, und mußte nun zu dieser langweiligen Gruppe treten, die einer der Kunstreden des Barons mit geduldiger Andacht lauschte. „Sie kommen grade recht, Herr Doktor," rief ihm Pillnitz zu, verbindlich wie immer. „Sie können mir beistehn, gegen diese neue Schule ..." Er deutete auf Prahm, den Landschafter. „‚Wahrheit und Natur' — sehr schön; ein Baum, den man malt, muß ein wirklicher Baum, eine Nase muß eine richtige Nase sein — eine richtige Nase sein — aber es gibt ja doch keine Kunst ohne Idealität! Nicht daß ich immer Ideen verlange, so weit geh' ich nicht, so weit geh' ich nicht; das mögen andre thun, die nur Laien sind; aber ich sage statt dessen, die geistigen und die technischen Forderungen verbindend: ‚Idealität'!"

„Dagegen ist auch gar nichts zu sagen, Herr Baron," nahm Erhart das Wort; „jeder richtige Maler wird damit einverstanden sein;" wobei er einen Seitenblick auf Prahm warf; der zu sagen schien: das ist ja kein „richtiger"! — „Aber wenn es Ihnen nun recht wäre, Herr Baron, so schauten wir jetzt das krepierte Bild an — da die Herren Doktoren und Apotheker ja beisammen sind. Das neue steht schon daneben, wie Ihr Diener sagt; Sie können also sehn, ob es besser oder schlechter ist."

„Ganz recht, ganz recht," sagte Pillnitz, der sich, wie es schien, doch gern noch weiter ausgesprochen hätte. „Also kommen Sie, meine Herren; bitte, Herr Doktor, Sie auch: sagen Sie uns gefälligst Ihre Meinung — die wir alle schätzen. Ich habe die Bilder in den Hauptsaal stellen lassen, in das beste Licht. In das beste Licht. Bitte, durch diese Thür!"

Er ging mit Brenzel voran, und die andern folgten. Isinger stand unschlüssig still. Er war aufgefordert; andrerseits, was lag ihm daran, das Geschwätz zu hören ... „Gehn Sie nicht auch, Baronin?" fragte er endlich, als sie schon allein waren.

„Nein," antwortete sie; — „und Sie auch nicht!" setzte sie mit einem reizend bittenden Lächeln hinzu.

„Sie hören ja: ich muß," sagte er achselzuckend. „Ihr Mann hat mich leider ausdrücklich —"

„Mein Mann," unterbrach sie ihn, „wird Sie nicht vermissen. Glauben Sie mir, in eine Minute weiß er schon nicht mehr, daß Sie existieren. Wenn er an seine Bilder denkt, denkt er an kein Mann und an keine Frau!"

Ihre Augen lachten erstaunlich fein und geistreich, während sie das sagte; wie ein leiser Hauch von Traurigkeit erklang es in ihrer Stimme. „Aber — Sie gehn vielleicht lieber zu den Bildern —?“ fragte sie dann, ohne Koketterie.

„Ich!“ rief er aus, so überzeugend, daß sie lächeln mußte.

„Nun, dann bleiben Sie hier,“ sagte sie. „Ich wäre trostlos, Sie schon wieder wegzugeben; — wissen Sie, seit einem halben Jahr, oder länger, seh' ich Sie so selten. Warum eigentlich — — ma no, ich frage Sie nicht; fürchten Sie das nicht. Das wär' keine Freundschaft. Ich wollte nur sagen: es that mir leid, daß Sie so lange verreist waren, für viele Gründe; aber der Hauptgrund war: nun verreisen wir bald, und gleich bis zum späten Herbst!“

„Wann?“ fragte er, mit herzlichem Bedauern.

„Wenn die Woche aus ist. Sie müssen darum noch einmal kommen, lieber Freund — ein Abend — wenn Sie können. Dann werd' ich wieder mehrere Monate mit so viele halbe Menschen leben, ohne einen ganzen . . . Nur einen einzigen Nebenbuhler haben Sie; einen großen, gewaltigen!“ setzte sie mit einem gar lieblichen Lächeln hinzu.

„Der wäre?“ fragte er.

Die zierliche Gestalt in dem eleganten Schlafrock ließ sich auf einer Chaiselongue, ihrem Lieblingsaufenthalt, nieder; „das Meer,“ antwortete sie. „Wir gehen nach Trouville . . . Das Meer ist so unendlich großartig; allerdings ist es nicht so liebenswürdig wie Sie, auf meine unzähligen, ewigen Fragen gibt es keine Antwort. Aber ich kann es stundenlang ansehn ohne Langeweile und ohne Traurigkeit. Das ist nicht so mit den Menschen, die wir da finden werden. Caro amico, wie viel werd' ich an Sie denken!“

„Bitte, verwöhnen Sie mich nicht so,“ erwiderte Isinger. „Was soll ich dann sagen . . . Das ist überhaupt mein Unglück mit Ihnen: ich komme so oft mit den schönsten Gefühlen und den schönsten Absichten, will Ihnen so recht gründlich sagen, was für eine kleine Märchenprinzessin aus zwei Welten Sie sind, wie ich Sie verehre und an Ihnen hänge — und ich bin doch sonst nicht der Langsamste — aber noch jedesmal kommen Sie mir zuvor! Mit Ihrer rätselhaften Geschwindigkeit fliegen Sie herbei und nehmen das Wort — und so warm, so voll — und alles an Ihnen spricht mit — daß ich wie begossen dastehe, mich schäme,

jeden Mut verliere, dagegen aufzukommen — und so sag' ich gar nichts!"

„Lassen Sie nur; Sie sind beredt genug. Ich kann aber nicht warten, wissen Sie; und wie ich es fühle, so sag' ich's. Als ich Sie damals zum erstenmal sah, beim Herrn Leo Falk — — obgleich ich mich wunderte, daß Sie so davonliefen; Sie haben mir's später erklärt — sagte ich doch nachher zu mein Mann: Doktor Isinger hat meine Eroberung gemacht! — Das ist schnell gegangen, sagte er —"

„Und da hatte er recht —"

„Da hatte er gar nicht recht: Menschen wie Sie versteht man gleich, oder versteht sie nie! — O, im Verstehen bin ich eine echte Amerikanerin ... Sie waren immer so gut zu mir: haben mir nie geschmeichelt! All die andern denken, weil ich jung und (sie lächelte) nicht unangenehm bin, sie dürfen oder müssen mir den Hof machen; das haben Sie nie gethan. Sie haben mit rührende Geduld meine Fragen beantwortet, mich belehrt, mich veredelt, gebessert; sind mein Freund geworden. Sehn Sie, das macht mich stolz: ich bin jung, und ein bißchen hübsch, und hab' doch einen wirklichen Freund!"

„Ja, den haben Sie —"

„Das ist selten, nicht wahr? Einen auch noch so jungen Freund; was doch nichts sein will als das. Die meisten, die davon hören, schütteln nur den Kopf; glauben nicht, daß das möglich ist —"

„Meine Frau glaubt's auch nicht!" stieß Isinger unwillkürlich hervor.

Gleich darauf bereute er, daß er es gesagt hatte; denn die elfenbeinfarbenen Wangen der Baronin wurden marmorblaß, sie hob den Kopf und starrte ihn dann eine Weile unbeweglich an. „Ihre Frau — glaubt's auch nicht," wiederholte sie endlich langsam, tonlos, die Worte voneinander gerissen. „Warum nicht? — Was glaubt sie denn? — — Ah, also darum seh' ich Sie so selten ..."

„Verzeihen Sie. — Ich wollte nicht — —"

„Darum ist auch Ihre Frau so fremd, so kühl. Ich hab' mich um Ihretwillen so viel bemüht, mit ihr gut zu werden —"

„Sie waren wie ein Engel!" rief er aus. „Liebe, gute Freundin — — verstehen Sie nur nicht falsch, was ich sagte; es

kam noch dümmer heraus, als bei solchen Zwischenreden mit Ausrufungszeichen ohnehin üblich ist. Ja, meine Frau ist eifersüchtig — nun kann ich's ja nicht mehr leugnen — aber die gewöhnliche, grobe Eifersucht, die ist es nicht. Vielleicht Furcht davor; und dann wirkliche, gegenwärtige Eifersucht auf — — ja, wie sag' ich das. Auf Ihre Macht über mich —"

Sie schüttelte ernsthaft lächelnd den Kopf.

„Auf Ihre Seele überhaupt, sozusagen. Auf Ihre Holdseligkeit. Ihre Poesie. Auf all das Glück, das ich hier — — kurz — Sie verstehn!"

„O ja, ich verstehe," sagte sie auf einmal, in ganz verändertem Ton. Sie war aufgestanden, aber langsam und wie unbewußt; die noch immer kindlich weichen Züge hatten sich schreckhaft verdüstert, sie sah um viele Jahre älter aus. Es war, als suche sie ihm durch die Brille bis ins Hirn zu blicken. „Sie haben mir immer die Wahrheit gesagt," fuhr sie nach einigem Zögern, noch ängstlich, fort. „Das werden Sie nun auch thun. Nicht wahr, Sie sind hergekommen, um —"

„Um was?"

„Um mir zu sagen, daß Sie nicht wiederkommen. Um Ihrer Frau zuliebe — — Sie haben Ihrer Frau versprochen —"

„Sie nicht mehr zu sehn?"

„Ja, ja. Sagen Sie die Wahrheit? Sagen Sie die Wahrheit!"

„Gewiß; was denn sonst. — Sie irren. Ich habe ihr nichts versprochen; nichts; ganz und gar nichts. Beruhigen Sie sich; was erschreckt Sie so? Ich bin hergekommen, Sie zu sehn, wie sonst —"

„Sie haben ihr nichts versprochen?"

„Nein, nein!"

Sie atmete tief auf, daß es fast wie ein Seufzer klang; dann ging ein noch zaghaftes, rührendes Lächeln über ihr Gesicht, das sie wieder jung machte. Sie legte sich so im Stehn, ihn noch immer fest anschauend, gegen die Lehne der Chaiselongue zurück. „O wie ist das gut," sagte sie leise, „daß ich weiß, Sie sind immer wahr. Nun kann ich Ihnen glauben . . . Sehn Sie, schon darum muß ich Sie behalten; denn Sie sind der einzige, von dessen Worten ich nie zweifeln kann . . . Wenn Sie nichts versprochen haben, o thun Sie es nie, nie, nie! Bleiben Sie mein Freund!"

Ihre helle, silberne Stimme klang in dieser Erregung wärmer und seelenvoller als je; sie griff nach seinen Händen, er fühlte, wie durch die ihren ein leichtes, kaum bemerkbares Zittern ging. Er hatte nach ihrem „Nie, nie, nie“ den Kopf geschüttelt und nickte ihr nun zu; als er dann sprechen wollte, fiel sie ihm ins Wort: „Bleiben Sie mein Freund!“ wiederholte sie; „glauben Sie mir, ich verdien's! Ich hab' Talent für die Freundschaft; ob für die Liebe — ich weiß nicht; da wechselt man vielleicht mit den Jahren; aber als Freundin bin ich treu, das weiß ich — und meine Gefühle für Sie können nie, nie ändern! Ich verdiene Ihr Umgang — — lachen Sie nicht, daß ich das behaupte, ich meine es sehr ernst, niemand kann Sie mehr schätzen als ich, auf niemand können Sie einen besseren Einfluß haben, lieber Freund, als auf mich. Sie erfrischen mein Herz, mein Geist, mein Gemüt ... Sie glauben nicht, wie oft ich im Gedanken mit Ihnen verkehre — wie ich alles wiederhöre, was Sie mir gesagt haben — wie alle Ihre Worte nicht nur einen Einfluß auf mich hatten, aber wie sie in mir nachklingen und nachwirken! Nein, nein, lassen Sie mich ausreden ... Ich glaube, Sie haben nie gewußt, wie sehr ich Ihnen schuldig bin, und wie Sie stets gegenwärtig sind, trotz alle Entfernung und Trennung; denn Sie gehören zu den wenig, ach so wenig Menschen, die ich so ganz liebe und verehre!“

Sie hatte ihr Herz einmal ausgeschüttet, nun stand sie wieder ruhig da, die Hände zusammengelegt; nur die „transatlantischen“, weich lächelnden Augen setzten noch ihre Rede fort. Isinger wußte nicht, wie ihm war; fast erschüttert durch diesen Ausbruch, der mit all seinen kleinen Sprachverdrehungen ihm um so rührender zu Herzen ging. Er betrachtete die kleine Gestalt, doch er sah sie kaum: ihm war, als sähe er ihre Seele, als fühle er den Hauch, den Atem dieser reinen Freundschaft ... Ein Stolz, ohne Eitelkeit, daß eine solche Frau so zu ihm gesprochen, trug ihn förmlich empor. Nur mochte er nicht reden, sein Gefühl nicht in Worte fassen. Er nahm eine ihrer kleinen, leichten Hände und drückte sie nicht an seine Lippen, sondern an seine Augen, an eines nach dem andern. Er wiederholte das; dann brachte er erst, ziemlich ungeschickt, heraus: „Ich danke Ihnen sehr ... Ihre Hand duftet so zart nach Atkinson; es ist nur ein Hauch, wie bei Ihnen immer ... Ich will noch sehr lange leben, damit ich noch er=

fahre, was aus Deutschland wird — und solang' ich lebe, werde ich Ihr Freund sein!"

„Sie wollen nie zum letztenmal kommen," fragte sie, „um mir zu ‚kündigen'?"

„Nein," antwortete er, ihre Hand noch immer in der seinen wiegend.

„Auch nie ohne Abschied fortbleiben?"

„Das noch weniger."

„Sie wollen mich nie verlassen?"

„Nie, Baronin. Nie!"

„O sagen Sie doch nicht mehr ‚Baronin'," rief sie mit einem drollig hell klagenden Ton; „wie klingt das höflich und kalt zwischen Ihnen und mir. Ich hab' ja einen Namen; sprechen Sie an mich auf spanisch: Donna Clara. Also Donna Clara, nicht wahr ... Und in eine gute Stunde, die hoffentlich kommen wird, werd' ich an Ihre Frau sagen, daß ich Ihnen diese große Erklärung gemacht habe, daß es aber eine ganz unschuldige, gesetzlich erlaubte Liebeserklärung ist — oder sagt man nicht ‚gesetzlich erlaubt'?"

„O ja, man sagt es —"

„Und Ihre Frau wird dann, hoff' ich, meine schwesterliche Gefühle für Sie einsehn und begreifen!"

„Gute Donna Clara! Wir müssen uns an den großen Verbündeten halten, den die Unverstandenen haben: die sogenannte Zeit. Alle werden über uns den Kopf schütteln — und endlich werden alle ihn stillhalten. Wir werden anerkannt werden. Später, im Jahr 2874, werden die Leute sagen: Wissen Sie, das war damals, als dieses merkwürdige Paar lebte, das ein Männlein und ein Weiblein war und Jugend und Fleisch und Blut hatte, und doch in dieser weltberühmten, göttlich brüderlichen, idealen Freundschaft lebte bis an seinen Tod!"

„Ja," erwiderte sie lächelnd, „ja, das sollen sie sagen. Lieber Freund, Sie haben es wieder besser, ‚stilvoller' ausgedrückt, als ich es kann ... Nun setzen Sie sich (beide standen noch), lassen Sie uns ins gewöhnliche Leben zurückkehren — lassen Sie uns plaudern. Seit Ihr letztes Kommen, eh' Sie nach Salzburg reisten, geht mir etwas im Kopf herum; daran sind Sie schuld. Sie sagten damals: man spricht immer von ‚der Welt', von dem ‚Universum', und denkt, man hätte was gesagt. Woher wissen die Leute, daß es nur diese eine Welt gibt, in das wir die Ehre

haben uns herumzutreiben? Dann kam aber mein Mann und brachte ein neues Bild ... Nun denke ich immer an ihn — — ich meine, an l'altro mondo — an die andre Welt — oder die Welten, wenn's mehr sind. Was glauben Sie davon, lieber Freund? Was ist Ihre Meinung?"

Isinger lächelte und sah auf die kleine Frau herab, wie ein älterer Bruder auf ein reizendes, kluges, neugieriges Kind. „Wie gut Sie das alles behalten haben," antwortete er. „Was die Energie Ihres Fragens betrifft, so sollte man Ihnen sagen, was der große Leibniz zu der wißbegierigen Königin Sophie Charlotte sagte: ‚Madame, es gibt kein Mittel, Sie zu befriedigen; Sie wollen das Warum des Warums wissen! vous voulez savoir le pourquoi du pourquoi!' — Ich sag' Ihnen aber doch meine Meinung über die andern Welten, gewiß — wenn ich wiederkomme. Heute nicht, Donna Clara; mir fehlen die Gedanken — sie gehen irgendwo spazieren — — kurz, ich bin zu glücklich. Ich bin nur Freund — ganz Freund — weiter nichts ... Und da kommt Ihr Mann, wie mir scheint; ich höre seine Stimme. Ich schätze den Baron sehr — aber in diesem Augenblick möcht' ich nicht mit ihm über die Idealität in der Kunst sprechen. Lassen Sie mich gehn. Ich komme noch einen Abend, und bring' Ihnen ein paar Welten mit ... Addio!"

Er winkte ihr mit Gesicht und Hand, drehte sich hastig um und entfloh durch die Vorzimmerthür, um dem Begründer der jüngsten Bildergalerie nicht mehr zu begegnen.

X.

Als Isinger nach Hause kam, empfing ihn schon auf dem Vorplatz lautes, herzhaftes Lachen, aus dem „Salone" oder Gesellschaftszimmer; seine Tischgäste waren also schon gekommen. Er erkannte Leo Falks und Millis Stimme; es war ihm ein gar eigenes Gefühl, zum erstenmal das Lachen des jungen Meisters in seinem Hause zu hören; auch that ihm wohl, daß es sich so versöhnt mit der hellen Stimme der Porzelläne mischte ... Auch zwischen mir und ihr wird noch alles gut werden, dachte er, und scheuchte den Druck einer neuen Beklemmung hinweg; legte Hut und Stock ab und trat in den Salon ein. Die kleine Gesell-

schaft war um den runden Tisch am Sofa versammelt: die Maler aus dem ehemaligen Haus der Freunde in der Augustenstraße; es fehlte nur noch der Salzburger, Erhart, er war noch bei Pillnitz. Auf Anton Kirchers Verlangen hatte die Hausfrau gekühlten Moselwein auf den Tisch gestellt, um die Männer noch vor Tisch, der „kannibalischen Hitze" wegen, mit einem Trunk zu erfrischen. Leo Falk saß auf dem Sofa, Milli neben ihm; sie hatte aber die Kinder bei sich, Grete kroch ihr auf dem Schoß herum, Hänschen stand zwischen ihr und Leo und putzte ein Paar kleine rote Schuhe, seine eigenen. Diese Beschäftigung hatte ihm Nämlich gegeben, der über den Tisch herüber heimlich lachend zusah: der strebsame Kleine hatte eine Hand im Schuh, in der andern die Wichsbürste, die er von Zeit zu Zeit in eine gedachte Wichsschachtel eintunkte; er putzte aber zunächst die Sohlen, als das wichtigste. Milli blickte auf ihn herab, mit scheinbar gespanntem Eifer und unruhiger Heiterkeit; ihre Wangen glühten, zuweilen hob sie ein zuckendes Lächeln. Leos gelbliches, schwarzumrahmtes Gesicht war ruhig, er schien sich auch in diese neue Wendung des Weltlaufs mit gewohnter Fassung zu finden. Er hatte lebhaft gelacht, die kleine Gestalt lehnte nun in der Ecke und ließ geduldig eins seiner Kniee den Tisch sein, auf dem die angebliche Wichsschachtel stand, aus welcher sich der kleine Stiefelputzer bediente.

Ifinger begrüßte die Freunde; er trat zunächst auf Leo zu, der ihn mit einem gemütlichen Nicken empfing, wie wenn sie alle Tage so zusammenkämen; dann drückten sie sich stumm die Hand. „Wir werden bald essen, Hausvater," sagte Kircher, sich die Schläfen trocknend. „Diese grünen ‚Römer' bedeuten nur, daß es gewitterig schwül ist, und daß höhere Naturen — —"

Er kam mit seinem Satz nicht zu Ende: es klopfte, und unmittelbar danach riß Franz Erhart die Thür auf; die kraftvoll schlanke Gestalt mit dem verbrannten Gesicht blieb dann auf der Schwelle stehn. Seine Brauen waren zusammengezogen, die mächtigen blauen Augen blitzten; er sah so zornig bedrohend aus, wie etwa ein Offizier, der die Mannschaft bei einem frechen Verstoß gegen die Mannszucht ertappt. „Lausbuben!" rief er aus. „Viechsvolk! Hundekerle! — Ist das eine Schandwelt!"

„Weiter wissen Sie nichts? Was noch?" fragte Leo ruhig.

„Von wem sprichst du, wenn man fragen darf?" fragte Ifinger.

„Zum Teufel — doch nicht von euch," antwortete Erhart grimmig. „Von diesen Oel- und Tintenschmierern ... Ich komme ja vom Baron; seinen Prahms und Brenzels. Da schlag' Gott doch den Teufel tot!"

„Bitte, machen Sie erst die Thür zu, es zieht," sagte Leo Falk.

„Gut, ich mache sie zu!" Erhart schloß sie hinter sich und trat in das Zimmer. — „Guten Tag, Frau Milli; entschuldigen Sie die wilden Tiere, mit den ich hereinfiel; ich hatte Sie nicht gesehn. — Also man hat uns konfrontiert, meine alte Meerlandschaft und mich; und was hat man gefunden? Sie ist so gesund wie ich! Sie hat einige Sprünge, nu, die hab' ich auch; die hat ein jeder; daran stirbt man nicht. Ich hab's ihnen bewiesen: in ein paar Stunden mach' ich das Bild so heil, daß man nichts mehr sieht; und dann bleibt es heil. In diesen vier Wochen, seit Ifinger nach Salzburg kam, um mir den Sterbefall zu melden, hat sich auch nicht so viel mehr an dem Bild verändert; sie mußten es gestehn, sie konnten es nicht leugnen ... Da standen sie herum, diese Esel — Prahm und Brenzel, mein' ich — und der kunsttriefende Herr Baron, der nicht mehr wußte, was er sagen sollte; der verblüffte Don Quixote sah aus wie der Sancho Pansa. Er ergrünte förmlich ... Die alte Meerlandschaft, sagte ich den drei Oelgötzen, ist besser als die neue; wenn Sie jeder zwei Augen im Kopf haben — zusammen sechs — dann müssen Sie es ja sehn!"

„Ja, das sind diese ‚Kenner'," brummte Leo Falk. „Die kriechen in den Galerien herum, lernen jeden Quadratzoll Farbe auswendig — wenigstens thun sie so — und bestimmen dann wie die Tuchmacher, was für'n Stoff es ist — und wer's fabriziert hat! Alle zwanzig Jahr aber bestimmen sie's wieder anders: zuletzt war's ein Giorgione, jetzt ist's ein überschmierter Tizian, das nächste Mal wird's ein Pordenone ‚aus der besten Zeit' —"

„Das thut den alten Herren nicht weh, die sind tot!" rief Erhart dazwischen. „Aber ich lebe noch und hab' dieser Viechskerle wegen das Bild doppelt gemalt!"

„Nun, so nimmst du das eine zurück," sagte Ifinger; „das ist ja sehr einfach. Du stellst es aus, schickst es im Reich herum; von den vierzig Millionen Deutschen wird's doch einer kaufen —"

„Mensch, er hat es ja!" fiel ihm Erhart ins Wort.

„Wer hat's?"

„Dein Don Quixote; der Baron! Der ist nicht bloß so bilderdumm wie der Sancho Pansa, sondern auch so bauernschlau. Er kommt endlich und gibt mir die Hand, lächelt sehr verbindlich; bedauert das ‚Mißverständnis', bewundert meine ‚technischen Kenntnisse', rühmt auch den ‚guten Willen' der andern, seiner Brahms und Brenzels, nennt mich ‚seinen Maler' — und sagt endlich, wieder lächelnd: für die ausgestandene Angst um das ‚kranke' Bild, und zur Erinnerung an diese tragikomische Episode behalte ich beide Bilder, wenn es Ihnen recht ist; alle Besucher meiner Galerie können dann vergleichen, und es gibt eine berühmte Anekdote mehr in der Kunstgeschichte!"

„Nu — er zahlt doch für beide!" sagte Falk.

„Durchaus nicht; das zweite behält er so mit, unentgeltlich."

„Nein!" rief Nämlich ungläubig aus.

„Doch!" rief Erhart zurück.

Isinger trat kopfschüttelnd näher. „Und du hast's ihm gelassen, Franz?"

„Das ist ja das Tragikomischeste an dieser ‚Episode': ich hab's ihm gelassen! — Zuerst war ich ‚baff'; dann bekam ich Lust, diesem Hidalgo etwas an den Kopf zu werfen; und dann sagt' ich mir: zum Teufel mit dieser schwarzen Dame — er mag sie behalten! Was liegt mir daran! Ich will für die nächsten Jahre ohne Sorgen sein, will drauf los malen können, was mir einfällt, ohne zu fragen: wer kauft's? Na, das kann ich nur, wenn ich ‚sein Maler' bleibe; wenn der Maler mit dem Baron geht, wie der Dichter mit dem König ... Kurz, nachdem ich das und noch allerlei mit der Geschwindigkeit der Antilope gedacht hatte, schlug ich eine inwendige Lache auf, deutete nur so mit der Hand auf die beiden Bilder und sagte: Eines davon gehört mir, Herr Baron; aber um Ihrer ‚schönen Augen' willen, wie man zu sagen pflegt — da, ich schenk' es Ihnen!"

„Und er nahm es an?" fragte Milli.

„Er nahm es mit einer Grazie an, die seinen Herren Ahnen alle Ehre machte. Darauf ging ich fort. Aber auf der Straße brach die Wut wieder aus über dies Gelichter, und über den ganzen sogenannten Weltlauf; und so kam ich mit der Menagerie in die Thür — bitte die anwesenden Damen (er sah Mutter und Tochter an) nochmals um Vergebung!"

„Lassen Sie die ‚Bagaschi' da drüben," sagte Leo mit seiner philosophischen Ruhe, „kommen Sie her, trinken Sie ein Glas. Nämlich, schenken Sie ein!"

„Ja, ich schenke ein!" schmetterte dieser voll Eifer, in zurückgedrängter innerer Entrüstung über die „Bagage". „Nehmen Sie, Meister Erhart. Ich denke, die große Misere sollten wir jetzt alle vergessen und — (er nahm einen poetischen Anlauf und ward darüber rot) und nur an das schöne Bild auf dem Sofa denken, das Augenblicksbild, das uns diese große Stunde gemalt hat: an die Neuversöhnten! Da sitzt Leo Falk —"

„Lassen Sie den ruhig sitzen," fiel Leo selber ein. Er zuckte mit einer Schulter, und seine gelben Wangen färbten sich tiefer.

„Nein, das thu' ich nicht! Nämlich, meine Herrschaften, eine große Freude ist uns widerfahren: da sitzt unser großer Meister —"

„Bei Ihnen ist alles groß," unterbrach Leo ihn wieder; „nur Ihre Bilder nicht: die werden immer kleiner!"

Dem armen Nämlich gab's einen Stoß, es hatte ihn getroffen; aber als guter Kerl schluckte er's hinunter. „Man unterbreche den Redner nicht!" rief er mit tapferer Heiterkeit aus. „Da sitzt unser großer Meister, gefeiert in allen zweiunddreißig Richtungen der Windrose, bei seiner Jugend schon berühmt und geachtet wie ein alter Herr; und neben ihm sitzt die reizende Porzelläne — so darf man ja wohl noch sagen — die verehelichte Frau Doktor Milli Ifinger — und es ist wieder Friede und Freundschaft, wie in alten Zeiten. Wenn wir darauf nicht anstoßen, so sind wir, glaube ich, keine Biedermänner. Ich schlage vor, beide leben hoch!"

„Ja, darauf trinken wir; bravo!" sagte Ifinger.

„Leo und Milli hoch!" rief Erhart und hob sein Glas, das er erst zur Hälfte geleert hatte.

Die kleine Grete drehte verwundert den Kopf, da sie sich von ihrer Mutter so plötzlich und beinahe heftig an die Brust gedrückt fühlte. Milli rang nach Fassung; das Kind so festhaltend, nahm sie aber auch ihr Glas, um erwidern zu können, wenn man mit ihr anstieße, und versuchte dem guten Nämlich dankbar zuzulächeln. „Wär's nur erst vorbei!" dachte sie.

Es ging aber nicht so vorbei; nachdem alle „Hoch" gerufen und alle Gläser geklungen hatten, schlug Anton Kircher mit beiden Händen herzhaft auf den Tisch. Sein Gesicht war vom „kühlen-

den" Wein erhitzt, sein Gehirn befeuert; er hatte Erharts Ausfälle gegen Prahm mit Widerwillen angehört, er sah auf den Maler Falk herab, aber diese feierliche Versöhnung zwischen „Leo und Milli" ging ihm aufs Gemüt. Mit einem wild sentimentalen Aufschlag seiner brennenden Augen sagte er: „Einen Friedenskuß. Sie müssen sich umarmen. Nach einer so langen Trennung müssen sie sich umarmen. Leo, gib ihr 'nen Kuß!"

Leo, offenbar verblüfft, sah zur Seite auf Milli; diese schüttelte nur stumm den Kopf. Es schien, sie wollte etwas sagen und konnte nicht; sie war blaß geworden. „Da hat einmal Kircher recht!" sagte Erhart. „Das Ereignis ist so bedeutend — da gehört auch ein Siegel drauf. Wenn der Hausherr nichts dagegen hat!"

„Im Gegenteil," erwiderte Isinger. „Für so ein paar Jugendfreunde gehört sich's —"

„Jugendfreunde!" rief Nämlichs Trompete dazwischen. „Hört, hört!"

„Nu, dann muß es sein," murmelte Leo so leise, daß nur Milli ihn verstand, für die er auch nur sprach; und wandte sich ihr zu. Erhart hatte ihr scherzend die Grete vom Schoß genommen und auf seinen Arm; sie stand hastig auf, als hoffe sie noch zu entfliehn. Aber Leo, der sie mißverstand, erhob sich nun auch, berührte ihre Schulter, neigte sich vor und küßte sie flüchtig auf den Mund.

„Bravo!" rief Kircher aus.

„Aber was ist mit der Porzelläne?" sagte Erhart verwundert, betroffen. Milli, mit starren, blassen Augen und farblosen Lippen, von einem zuckenden, andauernden Beben überlaufen, bemühte sich zu lächeln, was ihr einen maskenhaft gespenstischen Ausdruck gab; dann schien ihr die Besinnung schwinden zu wollen, sie klammerte sich an den Tisch. Erst als Erhart näher trat, wie um ihr zu helfen, gewann sie wieder Kraft; sie hob eine Hand und wehrte ihn heftig ab. „Lassen Sie doch," sagte sie. „Unsinn. Es war nur — — die Schwüle, glaub' ich; der Wein. Ja, und der ungewohnte Wein, vor Tisch . . ."

Sie ließ sich in ihre Sofaecke zurücksinken, und lächelte von neuem.

Es entstand eine tiefe Stille. Alle schienen betroffen. Dem Leo war das Blut ins Gesicht geschossen, er wühlte langsam in

seinem Haarwald und sah auf den Tisch. Isinger, fast so bleich wie Milli, bewegte den Kopf kaum merklich hin und her, indem er bald auf Milli, bald auf Leo starrte; die Bewegung erschien so mechanisch wie bei einer Wachsfigur. Er bemühte sich, irgend eine Sache zu verstehn, die er nicht verstand; in seinem Kopf regte sich's wie ein Nebel, den er nicht fassen konnte ...

„Das war jedenfalls ein einseitiger Kuß!“ sagte Erhart endlich, um diese „verdammte Stille“ zu unterbrechen. „Was meinst du?“ fragte er zu Isinger hinüber, den er jetzt erst anzuschauen wagte.

Isinger lachte kurz auf, um etwas zu erwidern; dann verstummte er wieder und bewegte nur eine Hand in der Luft. Zum Glück öffnete sich jetzt eine Thür, und Erhart sah Christels große, schwarze Gestalt erscheinen. „Meine Herrschaften,“ rief er sehr erleichtert aus, „ich glaube, die Suppe ist da. Die Versöhnungssuppe!“

„Ja, es ist angerichtet,“ sagte Christel lächelnd.

„Wie stilvoll sie das sagt,“ fiel Erhart mit aufgeregtem Humor wieder ein. „Mit einer gewissen schlichten Größe; — diese Halleinerin. Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Christel — Schellenberg. Denn ich sehe, Sie sind es. — Bitte, nehmen Sie meinen Arm, Frau Milli, gehen wir zum Essen!“

Milli war schon aufgestanden, trat hastig zwischen Tisch und Sofa hervor und hängte sich in Erharts Arm, dem Christel die Kleine abgenommen hatte. Sie schien wieder die harmlos heitere Porzelläne, die Rosen auf ihren Wangen kamen, wenn auch zögernd, wieder. Indem sie ihren Gästen winkte, sich anzuschließen, schwebte sie anmutig mit Erhart voran, und die andern folgten.

XI.

Einige Tage waren vergangen, ebenso schwül wie dieser, von innen und von außen. Am Himmel ballten sich jeden Nachmittag grollende Gewitter, steigerten den Druck der sommerlichen Hitze, zogen langweilig herum, bis sie endlich fast schwarze Finsternis machten und mit Regen, Hagel oder „Graupeln“ herunterprasselten; in der Nacht stellte sich dann aber die schwüle Spannung wieder her. Im Hause kam es weder zu Gewittern, noch zu befreiender Entladung; es schlich nur ein dumpfer, brütender Druck

durch Ifingers Wohnung hin, der vor allem auf Millis Brust schwebend lastete; sie hatte aber nicht den richtigen erlösenden Gedanken, oder nicht den Mut, sich und ihrem Gatten das Herz zu öffnen und den verlorenen Frieden wieder zu berufen. Am dritten oder vierten Abend saß sie in ihrem „Schmollwinkel" am Fenster, allein; sie hatte es wieder geöffnet, nachdem ein plötzlicher Wind es zugeworfen hatte; danach war von neuem völlige, schwüle Stille gekommen. Schwärzliche Wolken zogen langsam über die Häuser herauf, als verstehe sich das jeden Abend von selbst; zuweilen stieg ein gelber Wetterschein auf und flog über den Himmel. Milli betrachtete jeden und wartete auf den nächsten, um sich zu zerstreuen; es half ihr aber nicht; eine gegenstandlose, zähe Bangigkeit lag ihr auf der Seele, die ihr zuweilen den Atem nahm, die ihr Kopfweh machte ... Sie hatte sich auch mit Kopfweh entschuldigt, Hermann war allein hinübergegangen; man saß offenbar in den Zimmern der Baronin, bei dem rötlich verhängten Licht. Hinter sich, durch die offene Thür, hörte sie aus dem zweiten, dem Kinderzimmer, leisen Gesang; Christel sang an Gretes Bettchen, die Kleine war wohl noch einmal erwacht. Milli bog den Kopf und horchte. Die sanfte, etwas tiefe Stimme der Christel ward aber allmählich stiller und stiller und schlief endlich, sozusagen, ein ...

„Wovor fürcht' ich mich denn?" dachte Milli und seufzte wieder nach Luft. „Vor dieser Baronin da drüben, daß sie mir Hermann ganz und gar entfremdet? Oder vor Hermann, der mich seit dem Kuß zuweilen so seltsam unheimlich anschaut — daß er einmal wirklich errät, was geschehen ist? Oder gar vor Leo Falk, daß er mir noch einmal —?" — Sie schüttelte den Kopf. Ihr schien, das alles sei's nicht. Sie fürchtete sich selbst; fürchtete eine schmerzhafte, ermattende Verzweiflung, die sich in ihr regte ... Wie ein großer, langsamer Wurm kroch es ihr ans Herz: die Furcht vor dem Kämpfen, die Feigheit, die Sehnsucht, daß alles aus sein möchte — alles, alles aus. Es überfiel sie auf einmal ein banges, ahnendes Erkennen, daß sie wohl zu den Menschen gehöre, die nur einen Zustand ertragen, nicht ein Durcheinander von vielen; denen das Leben über den Kopf wächst, wenn es kommt und sagt: „ich bin, was du aus mir machst, nimm mich, führe mich!" — Ach, es ging noch gut, solange sie nichts als die Arbeitsbiene war, die in heimlicher Buße sich rastlos ab-

mühte; auch noch als sie in das Gegenteil, in den süßen Halbschlaf träumerischen Nichtsthuns versank; aber seit der Verstimmung mit Hermann, seit dem unglückseligen Kuß waren Ruh und Frieden entflohn. Sie schwamm noch in der trägen Stille so weiter — wie sie von Kindern gelesen hatte, die auf den Riesenblättern der Victoria regia schlaftrunken dahinschwimmen — aber die Sorge, der Kampf saßen auf dem Blattrand und er bog sich, der Tiefe zu ... „Lieber ganz Zigeunerin oder ganz Nonne," dachte sie geängstigt; „ganz Sünderin oder ganz Büßerin; nur nicht in einem verwickelten Zustand sich so Tag für Tag ein künstliches Gleichgewicht erhalten, zwischen Wollen und Sollen, Fürchten und Hoffen, Wünschen und Verzichten: das ist ja, als müßte man auf den Zehen durch das Leben gehn — oder auf dem Seil! Die großen und starken Menschen mögen das gut können; wir kleinen und schwachen nicht. Seine Rolle spielen — heucheln — sich verstellen ... Ach, wie schlecht kann ich heucheln: bei diesem schrecklichen Kuß hab' ich's ja gezeigt!"

Das Gewitter zog langsam heran, es hatte eine Weile dumpf gegrollt und donnerte nun stark; am Himmel war lauter Nacht. In einem Garten jenseits der Straße, zwischen den nächsten Häusern, fuhr dennoch eine Amsel unermüdlich fort zu schlagen und zu flöten; weder die blendenden Blitze störten sie, noch die rollenden Donner; es war fast ergreifend zu hören. Auch erstaunte Milli, daß der Vogel noch so spät im Sommer, und so feurig sang ... Sie lauschte, bis ihr die Augen feucht wurden; eine unaussprechliche Sehnsucht nach Liebe und Zärtlichkeit zog ihr durch die Brust. Sie fühlte sich so allein, allein ... Ach, wenn sie doch diese Tage nicht immer gewartet und geschwiegen, wenn sie sich dem Mann, dem ihr Herz ja so gut war, einmal an die Brust geworfen hätte, ohne viel zu fragen! — — Aber wenn er sie dann plötzlich fragte: was ist zwischen Leo und dir? — Auch schwellte ihr wieder eine wilde, trotzige Bitterkeit das Herz: wenn die andre ihm lieber ist, soll ich bei ihm betteln?

„O wär' nur alles aus! wär' nur alles aus!" wiederholte sie in neuem, seelenmattem Verzagen vor sich hin.

Ein Windstoß fuhr auf einmal durchs Haus, von den Hofzimmern her: er warf die offene Thür, die dorthin führte, mit so heftigem Knallen zu, daß Milli zusammenfuhr. Gleich darauf flammte ein Blitz, dem ein rasches Geknatter folgte; nun begann

auch der Regen, ein richtiger, mächtiger Gewitterregen, durch die Nacht zu rauschen. Immer sang noch die Amsel, das Laubdach schien sie noch zu schützen; plötzlich verstummte sie. Es war jetzt, als sei die ganze Erde still und stumm geworden; nur vom Himmel kam Bewegung und Geräusch herab. Der jungen Frau lief ein sonderbarer Schauer über die Haut; es war nicht Andacht, es war auch nicht Furcht, aber irgend ein unbestimmtes, feierlich banges Gefühl des Erdenkindes, das sich in einer von oben kommenden, unsichtbaren Hand fühlt ...

Sie fuhr wieder zusammen: es klopfte. Mechanisch, halblaut sagte sie „Herein", ohne es zu wollen. Leo Falk trat in die Thür, die links zum „Salone" führte; ein neuer gelber Schein beleuchtete sein Gesicht. „Guten Abend, Milli!" sagte sein ruhiger Baß.

Sie schnellte vom Stuhl empor. „Wo — — wie kommen Sie her?" fragte sie ganz verwirrt. „Hat die Christel Sie nicht gesehn?"

„Gewiß hat sie mich gesehn," antwortete er; „ich hab' ihr aber gesagt: ich, als alter Freund — — Warum sind Sie denn im Dunkeln, Milli?"

„Im Dunkeln? — Ja, ja. Ich weiß schon! Christel hat die Lampe gebracht; ich hab' sie aber später wieder ausgelöscht. Ich sah lieber das Wetterleuchten ... Jetzt zünd' ich sie wieder an!"

Sie ging zu dem Sofatisch, suchte ein Zündholzschächtelchen und machte Licht. Während sie das that, sagte Leo: „Mit dem Regen hab' ich Glück gehabt; grad' als er losbrach, kam ich an Ihr Haus. Mir fielen nur noch die ersten großen Tropfen auf den Hut und die Schultern; ich dachte: es hagelt!"

„Ja, ja," sagte Milli. „Es wird — — es wird Hermann sehr leid thun: er ist drüben bei Pillnitz."

„Das thut nichts," erwiderte Leo, unbefangen lächelnd. „Mir ist's recht: ich wollte Sie gern doch noch einmal sprechen ..."

„Noch einmal?" fragte sie verwundert. „Was heißt das?"

Er schwieg.

„Bitte — nehmen Sie Platz!" sagte sie zögernd, beklommen. Sie deutete auf das Sofa, und setzte sich in den Schaukelstuhl. „Sind Sie denn nicht naß geworden?" fragte sie dann erstaunt und betrachtete ihn mit großen, aufgerissenen Augen.

„Ich sagte Ihnen ja schon: ich kam mit den ersten Tropfen an Ihr Haus."

„Das hab' ich nicht gehört!"

„Nun, das ist ja auch gleichgültig," sagte Leo und begann mit einer Hand etwas unruhig in seinem rabenschwarzen Bart zu wühlen. „Was ich Ihnen also gern noch sagen wollte, Milli: das Bild von Ihnen, das ich — damals anfing, hab' ich später fertig gemalt; nach Photographien. Jetzt, da wir wieder gut miteinander sind — — wollen Sie es haben?"

Sie schüttelte hastig den Kopf. „Nein," flüsterte sie. „Wie können Sie nur denken . . ." Mit etwas mehr Stimme setzte sie hinzu: „Ich will es nicht sehn; haben nun schon gar nicht. Danke. — Ist Erhart schon fort?"

„Ja, er ist fort," antwortete Leo, nachdem er zu ihrer Antwort schweigend vor sich hin genickt hatte. „Er hat in meinem Atelier die rissig gewordene Landschaft wieder ausgebessert, und fährt nun nach Salzburg zurück. Ich hab' ihn zur Bahn gebracht. Er läßt Sie noch grüßen."

„Danke," flüsterte sie.

„Da wär' noch was, Milli," fing er nach einer Stille, in der nur der Regen rauschte, wieder an. „Sehn Sie, diesen Dolch — —" Er zog einen orientalischen Dolch in kostbarer, auffallend kunstreich gearbeiteter Scheide aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch, zwischen sich und Milli. „Kennen Sie ihn noch? Sie sahn ihn einmal bei mir, besonders die farbigen Steine da gefielen Ihnen sehr. Wenn ich den hätte! sagten Sie damals. Ich war filzig und ungalant; ich hatt' ihn eben erst gekauft, für mein letztes Geld, und — — na, und ich that, als hätt' ich's nicht gehört. Konnt' mich noch nicht von ihm trennen. Tragen Sie mir das nicht nach, Milli, und nehmen Sie ihn jetzt!"

Er sagte das so weich und gut, daß es sie fast rührte; sie beugte sich aber doch auf dem Schaukelstuhl vor und schob den Dolch über den Tisch zurück. „Sie sind — närrisch," erwiderte sie, blutrot im Gesicht. „Wie werd' ich so was Kostbares annehmen . . . Ich sagte das damals im Spaß; hätt' ihn nie genommen. Und jetzt — — Stecken Sie ihn wieder ein!"

„Seien Sie nicht so hart," sagte er bittend. „Es ist ja nur, weil ich Ihnen gern ein Andenken — zum Abschied —"

„Was heißt das? Was wollen Sie?“

„Abschied nehmen will ich. Neulich, beim Mittagessen, hab' ich nichts davon gesagt; ich bracht's nicht heraus. Die Sach' spielt schon lange; aber ganz im stillen. Ich zieh' nun doch endlich fort, nach Wien. Rufen und locken thun sie mich schon seit einem Jahr. Hier in München ist's ja nicht übel; aber ich glaub', Wien ist mein Platz; da können sie sich besser an der Farb' einen Rausch antrinken. Und mehr große Welt; auch mehr schöne Frauen. Kurz, ich geh' jetzt hin. Darum seien Sie gut, Milli, behalten Sie ihn zum Andenken . . .“

„Was haben Sie? Was ist Ihnen?“ fragte er fast bestürzt, als er jetzt vom Fußboden auf und zu ihr hinüber sah.

„Nichts,“ sagte sie ohne Stimme. „Nur — traurig bin ich . . .“ Sie war immer mehr erblaßt, je länger er sprach, und eine sonderbare Angst verzerrte ihr liebliches Gesicht. Ihr war ungefähr wie einem furchtsamen Kind, das man ganz allein läßt. Alles, alles ging fort . . . Ihr blieb nichts als das schwere Leben; das Kämpfen. Niemand hatte sie lieb . . .

„Das ist eine Ueberraschung,“ hauchte sie endlich hervor, nachdem sie eine Weile stumm mit kindischen, nervösen Thränen gekämpft hatte. „Kaum haben wir uns wiedergesehn — und nun gehn Sie fort!“

„Thut es Ihnen leid, Milli?“ fragte er, die Arme auf den Tisch legend, der ihn von ihr trennte.

„O nein. Mir thut nichts mehr leid!“

„Doch, Milli; ich seh's ja. — Wollen Sie, daß ich hier bleibe? Wollen Sie mich halten?“

Sie lachte ein wenig auf. „Ich wär' auch die rechte dazu — wenn ich das nun wollte. — Gehen Sie nur. B'hüt Sie Gott!“

„Nein, Milli — im Ernst. Lachen Sie doch nicht. Sie könnten mich halten; sonst nichts. Da wir uns doch noch einmal so in Ruhe sprechen: ich bin in einem ganz verflixten, desperaten Zustand; Ihnen sag' ich's ehrlich. Seit dem Wiedersehn neulich — geht mir so viel durch den Kopf; bin ich älter geworden, oder kindischer, oder gescheiter — ich weiß nicht. Ich hab' einen Druck auf der Brust. Das Leben, das freut mich nicht. Ich fang' auf einmal an, mich einsam zu fühlen — was ich nie gekannt hab'. Lachen Sie mich nicht aus; ich — red' mit mir vom Heiraten. Ja, starren Sie mich nur an. Aber wenn Sie denken, ich wüßt'

eine oder wollt' eine — das wär' ganz gefehlt. Es gibt eben keine für mich — als die, die es nicht mehr gibt!"

Milli blinzelte mit den Augen, ihr fehlte alles Blut darin, und sie konnte ihn kaum mehr sehn. Ihr schien, das bißchen Bewußtsein wolle sie verlassen. Sie öffnete die Lippen, sagte aber nichts.

Er war auch eine Weile still. In seiner äußerlich gefaßten, klanglosen Weise fing er dann wieder an: „Vielleicht wär's besser gewesen, Milli, ich hätt' damals — schon damals — — Aber was sollt' ich machen; ich fühlte ja nicht so. Hätt' ich damals so gefühlt wie heut', so hätt' ich Ihnen gesagt: werden Sie meine Frau!"

„Ah!" sagte sie sich aufraffend, mit einem spöttisch gemeinten, aber finsteren Lächeln. „Wie spät Ihnen das kommt!"

Er antwortete nicht darauf. Erst nach einem neuen Schweigen, die dunklen Augen auf sie geheftet, brachte er die Worte heraus: „Sagen Sie mir's ehrlich, Milli. Wenn Sie jetzt — keinen Mann hätten, würden Sie mich heiraten?"

„Was für eine komische Frage das ist!" erwiderte sie, leise zitternd. „Sie sind — nicht recht bei sich, Leo. Auf so was antwortet man nicht . . . Horchen Sie: der Regen hört auf. Sie werden nicht mehr naß, wenn Sie jetzt gehn."

„Ich soll also gehn?"

„Ja — besser wär's. Was Sie alles reden! — Auch — — auch hab' ich Kopfweh; sonst wär' ich ja nicht zu Haus. Und — —"

Sie hob plötzlich den Kopf und lauschte. In allen Nerven erschreckt fuhr sie flüsternd fort: „Im Salon hör' ich was. Das ist Christel — oder — — bitte, gehn Sie fort!"

Er horchte nun auch; dann schüttelte er aber ruhig den Kopf. „Sie irren; ich hör' nichts. Das ist Einbildung. Jagen Sie mich noch nicht hinaus; ich bin gar nicht glücklich, Milli — — und Sie sind's auch nicht. Das weiß ich. Wir gehören ja doch zusammen; fühlen Sie das nicht? Der hat seine Baronin; Sie nichts. Lassen Sie mich nicht fortziehn; wenn Sie wollen, so bleib' ich. Halten Sie mich fest!"

„Sie wollen mein Unglück, scheint mir," stieß sie jetzt heraus. „Sie sind toll. Gehn Sie fort!"

Eine jähe Angst schreckte sie auf, sie richtete sich empor, um den Schaukelstuhl zu verlassen, in dem sie so versunken lag. Aber

mit einer Schnelligkeit, die sie nicht begriff, hatte sich Leos geschmeidige Gestalt vor ihr aufs Knie geworfen; seine beiden Arme drückten den Stuhl zurück, so daß sie wieder gegen die Lehne sank. „Nicht verstoßen," sagte er etwas leiser, flehend, mit seiner weichsten Stimme. „Sie waren mir doch sonst so gut . . . Sie, mein bestes Glück auf der Welt!"

„Ich will Ihr Glück nicht sein; Sie waren meines auch nicht," entgegnete sie so hart, wie sie konnte. „Lassen Sie den Schaukelstuhl los! Rühren Sie mich nicht an!"

„Milli! Gute Milli! Ich will's wieder gut machen; sagen Sie nur, wie. Wenn Sie noch etwas Herz für mich haben — wenn Sie mit ihm nicht glücklich sind und es mit mir doch noch werden könnten — — Sagen Sie nur ein Wort. Was Sie mir sagen, das thu' ich!"

„Dann stehen Sie auf — da ich's Ihnen sage. Ich werd' nicht wieder schwach sein; hoffen Sie das nicht. Lassen Sie mich los! Leo —!"

„Hermann!" rief sie im nächsten Augenblick, nicht mehr mit Zorn, sondern mit Entsetzen aus. In der Thür zum Salon stand Hermann, die Augen überweit offen, den Thürdrücker noch in der Hand. Er sah auf die beiden wie sinnlos herab, auf die halb ohnmächtige Frau und den vor ihr knieenden Leo, der ihre Kniee umschlungen hielt. Doch überraschte ihn dieses Bild nicht so sehr, er hatte schon zu viel gehört . . . Durch den ermüdenden Baron vertrieben, der das große Wort führte, zu Hause durch Leos Stimme wieder in sein unbestimmtes, grübelndes Ahnen geschreckt, hatte er ohne Willen an der Thür gehorcht. „Sie waren mir doch sonst so gut" . . . „Ich werd' nicht wieder schwach sein, hoffen Sie das nicht" . . .

Leo Falk sprang auf; in Ifinger löste sich die kurze Erstarrung. Die Wut des wilden Tiers, die er sonst nicht kannte, brach aus ihm hervor; seine Hände krampften sich mordsüchtig zusammen, er beugte sich zurück wie zum Sprung, um Leo niederzuschlagen oder zu erwürgen. Doch als er den Maler so naiv betroffen dastehen sah, ohne Furcht, mit einer großartig verrückten Gelassenheit erwartend, was geschehen werde, ging etwas in ihm vor, das er nicht verstand. Es war, als verließe ihn eine wilde Kraft, und als käme eine andre, edlere, geistigere wieder. Er bewegte nur die Hand gegen ihn, um ihn zu entfernen. „Gehn

Sie," sagte er, die Worte hervorstoßend. „Wir sprechen uns noch; aber nicht jetzt. Gehn Sie; dies ist mein Haus!"

Eine Weile danach sah er Falk nicht mehr. Er sah nur noch die Gestalt der jungen Frau, in eine Ecke gedrückt, mit grünlich weißem Gesicht. Es blitzte ihn etwas an: der Dolch auf dem kleinen Tisch, an dessen bunten Steinen und mattem Gold die Flamme der Lampe spielte. Er kannte diesen Dolch; wie manchesmal hatte er ihn in Leos Atelier gesehn. Wie kam der hierher? Etwa so, wie Erharts Bilder zu Lina Schellenberg kamen? — Waren sie nur vor der Welt sich fremd gewesen, und im stillen „so gut"?

Eine neue grauenhafte Wut fuhr ihm wie eine heiße, augenverdunkelnde Welle durchs Hirn. Er griff nach dem Dolch, und ohne Frage, ohne Wort ging er auf Milli zu, um ihn ihr in die Brust zu stoßen. Die Unglückliche sank mit einem schwachen Schrei ganz in sich zusammen, hob die Hände abwehrend, aber mit wenig Kraft. Er blieb stehn und sah auf sie herab; sie lag so tief da unten am Boden, er konnte sie nicht treffen. Auch verging diese Vernichtungswut über ihrem kläglichen, erbärmlichen, gottverlassenen Anblick. Er stand einige Zeit, ohne sich zu regen. Dann stöhnte er nur einmal auf, um die Brust von ihrer tödlichen Last zu befreien, und der Dolch entfiel ihm.

„Stehn Sie auf," sagte er mit etwas heiserer, aber fester Stimme, deren Ruhe ihn selber überraschte. „Ich thue Ihnen nichts. — Sie werden mein Haus verlassen. — Wir werden uns nicht wiedersehn."

„Nein," sagte sie tonlos. „Ich verlasse es."

Sie hob sich an der Wand empor, senkte dann den Kopf, so daß ihr die Locken über die Wangen fielen, und ging aus der Thür.

XII.

Die Lampe fing an zu flackern; Hermann sah es, mechanisch mit dem stierenden Aug', und fuhr aus seinen Gedanken auf. Wie viele Stunden er so dagesessen hatte, war ihm nicht bewußt. Ihn fröstelte; nur der Kopf war heiß. In seinem Gehirn war ein Wetterleuchten; wie vor zwölf Jahren, da er als Student, in demselben München, von der „Bavaria" weg nach Mittersendling in den Abend hineinstürmte, von noch fernen Gewittern umringt,

die über dem Gebirg, über dem östlichen und westlichen Flachland unzählige Wetterscheine, blaue und rote Zickzacklinien auf die Wolkenwände warfen, ein ungeheuerliches, verwirrendes, ruheloses Schauspiel: so zuckten die Gefühle, die Gedanken hinter seiner Stirn, Größtes und Kleinstes, Nächstes und Fernstes, sinnlos durcheinander. Das Flackern der Lampe rief ihn endlich gleichsam in die bürgerliche Wirklichkeit zurück; er stand gähnend auf — wie eine Maschine, die ordnungsmäßig eingreift — um sie auszulöschen. Er drehte und blies; sie erlosch. „Vielleicht schlafen gehn," dachte er, da er sich nun im dunkeln sah; „wenigstens zu Bette gehn . . ." Durch die Stille der Nacht hörte er nichts als sein langes, tiefes Gähnen; ein Schmerz lag ihm wie ein Reif um den Kopf herum. Auch schien es ihm kalt in der Welt. Er fühlte wieder einen ersten Wunsch: ausgestreckt und bedeckt zu ruhn. Mit den Händen tastend, fühlte er sich hinaus, durch den Salon, durch sein Arbeitszimmer, bis er sein Schlafzimmer erreichte.

Eine sonderbare Angst befiel ihn. Es war tiefes Dunkel; ihm kam der Gedanke: wenn Milli hier wäre, mitten im Zimmer stünde; sowie er Licht machte, säh' er sie, wie sie ihn regungslos, gespenstisch anstarrt . . . „Ich bin ganz verdreht," dachte er; doch lief ihm ein Schauder vom Hinterkopf bis zur Ferse hinab. Er trat an seinen Toilettentisch und machte Licht; — niemand stand im Zimmer. Er sah es in dem Spiegel, vor dem er stand, den sein erster Blick traf. Sich selber betrachtend, nickte er sich zu: sein Aussehn überraschte ihn nicht. Er war wunderbar grau im Gesicht; mit einem grünlichen Anflug. Die zusammengepreßten Lippen schienen aneinander zu kleben. Die Schläfen waren wie eingesunken. „Aehnlich werd' ich wohl einmal aussehn," dachte er, „wenn ich tot bin . . ."

Er wandte sich endlich seinem Bette zu; auf dem Nachttischchen lag ein Brief. Die Aufschrift, mit dem Bleistift geschrieben, lautete: „An Hermann Isinger". Es war Millis Hand. Es war auch an dem Papier der Wohlgeruch, den sie liebte: Orangenblüte. Er blickte eine Weile auf den Brief hinunter, wie von einer hohen Bergstraße in ein verlassenes Land; dann öffnete er ihn und las:

„Ich habe Sie nicht heute und nicht als Ihre Frau betrogen; das schwöre ich Ihnen bei dem Leben meiner und Ihrer Kinder. Aber ich habe Sie betrogen, als ich Ihre Frau ward: ich hätte

Ihnen sagen müssen, daß ich durch eine unglückselige Stunde nicht mehr würdig war, es zu werden. Ich wollte meinen Bruder retten . . . Um diese Schuld zu büßen, die mich schon so lange drückt, geh' ich nun fort wie eine schlechte Frau, verzichte auf meine Kinder, auf alles. Sie sollen mich nicht wiedersehn; hoffentlich auch nie von mir hören. Ich kann Sie nicht bitten, verzeihen Sie mir. Ich weiß ja nicht einmal, ob ich nicht wieder schlecht geworden wäre. Verachten Sie mich, hassen Sie mich, ich will alles tragen.

„Teilen Sie meinem Bruder mit, was Sie etwa von mir verlangen; niemand als er wird wissen, wo ich bin. Ich bin zu allem bereit, was Sie nötig finden. Nur noch ein letztes Wort: ich werde Ihnen gewiß keine Schande machen, solange ich Milli Isinger heiße. Fürchten Sie das nicht. Leben Sie wohl!" —

Er las den Brief dreimal nacheinander; zuerst mit fliegenden Augen, dann langsam, fast Wort für Wort; zuletzt mühsam und stockend, da die Brust ihm vom Atmen schmerzte und qualvoll hervorgepreßte Tropfen sich ins Auge drängten. Als er endlich wieder bei dem „Leben Sie wohl" war, faltete er das Blatt zusammen — das noch immer so festlich und bräutlich duftete — steckte es in die Tasche und warf sich in allen Kleidern aufs Bett. Die gefeuchteten Augen schlossen sich; schlafen konnte er nicht. Nach dem wilden Gedankengewitter erwachte wieder in ihm — als wär' es sein Gewissen — sein klares, unaufhaltsames, unerbittliches Denken; das „Isingersche Denken", wie Erhart es einmal in Salzburg, im Scherz, genannt hatte . . . „Warum hass' ich sie?" dachte er. „Warum verfluch' ich nun diese Ehe? Wer hat sie gemacht? War es nicht Hermann Isinger? — Und wie hat er sie gemacht? — Mit den Augen: weil diese Evastochter ihm gefiel, weil sie reizend war. Hermann Isinger, der Mann mit der Brille, der Mann ohne Namen — der sich so ungeschickt und eckig bewegt, der so wenig Schönheitssinn für sich selber hat, der so hastig spricht, daß man ihn kaum versteht, der von Franz Erhart nachgespielt wird — der stellt sich auf einmal hin, als wär' er der Paris, und sagt: malen kann ich nicht, aber wie die Maler leben, das will ich; in der Schönheit leben, aus dem Vollen leben, mit den Augen leben — was dann auch daraus wird! Und ohne nur abzuwarten, ob sie ihn auch lieb hat, geht er hin, weil sie ihm gefällt, und überrumpelt sie, als ihr weiches

Herz um den Bruder jammert; und fragt nicht erst: „gutes Herz, wie ist dir? Hast du auch sonst noch Not? was hast du erlebt, um was zuckst du so — denn ich hab's gesehn!?“ — Hatt' ich's nicht gesehn? Lief ich ihr nicht ruhlos nach, weil sie so verstört war? Ging mir nicht die Tage danach zuweilen eine Bangigkeit, eine Ahnung durchs Herz: was ist ihr geschehn? Sie ist ja jung, sie hat Blut, sie lebt unter den „Zigeunern“; irgend ein Schicksal sieht ihr aus den Augen . . . Aber ich! was that ich? Ich sang wieder mein altes Lied: „Aus dem Vollen leben“ — „Die Schönheit ist Sonnenschein“ — und in diesen goldnen Schein flog ich wie die Motte. „Nur sie haben, sie haben; das andre findet sich“ . . . Nun hat sich's gefunden. Ja, nun hat sich's gefunden. Das war keine Ehe, wie sie sich für Hermann Isinger schickte; darum ist sie nun auch entzwei. Thu doch nicht so, als wärst du ohne Schuld; du hast sie so gemacht — hast sie mit zerbrochen!“

„Hast sie mit zerbrochen,“ wiederholte er mit den Lippen, hörbar, vor sich hin; starrte zur Decke hinauf, die Augen zusammendrückend, die Zähne zusammenbeißend, und gab sich, wie mit weit geöffneter Brust, an den Richter hin, den er über sich da oben in den Wolken dachte. „Hast sie mit zerbrochen,“ sagte er noch einmal . . . Plötzlich aber warf er sich auf dem Bett herum, sein ganzes Unglück begann in ihm zu stöhnen und zu weinen, seine Thränen flossen; er schluchzte laut wie ein Kind.

Lange lag er so da . . . Als der Morgen ins Zimmer schien, hob er verwundert den Kopf: er hatte sich offenbar, endlich ermattend, in den S c h l a f gestöhnt, denn ein Traum, aus dem er eben erwachte, stand ihm noch vor der Seele. Ein Traum, der, wie es zuweilen geschieht, seine Gedanken zu Ende dachte; — tief staunend sann er ihm nach. Er glaubte noch die Worte zu hören und das Bild zu sehn: weit von hier, in Isingers Heimat, den Garten seines Vaters; darin Leo Falk, der ihm gegenüberstand. Sie hatten Revolver in der Hand; Isinger wollte schießen; sein Vater trat aus einer Laube hervor und schüttelte den Kopf. Indem ihm der Alte dann die Waffe langsam aus der Hand nahm, sagte er: „Hermann! Hermann! wer bist du? Hast du das Recht, du, Hermann Isinger, der Welt einen solchen Künstler zu nehmen? Kannst du ihn ersetzen? Was geht denn die Welt dein kleines Mißgeschick an, daß sie darüber so einen Sonnenstrahl, so einen

Elendvergolder und Schönheitsprediger verlieren soll? — Fühlst du dich ohne Schuld, dann schieß! Habt ihr beide Schuld, dann sag's: dann schieß' ich in die Luft!"

Isinger wollte reden — — darüber war er erwacht; ein kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn, an den Gliedern fror ihn. Er lag unbedeckt. Durch das offengebliebene Fenster kam die Morgenkühle. Er schüttelte sich, — und zugleich staunte er, mit finsteren Brauen, über diesen unvollendeten, niederdrückenden Traum. Wirkliches und Unmögliches floß ihm durcheinander; sein Vater, schon lange tot, in sein Schicksal hineintretend, mit so lebendiger Stimme — ihm war, als hört' er sie noch. „Fühlst du dich ohne Schuld, dann schieß" ...

Er sah gegen die Wand, schüttelte den Kopf — und stand auf. Es ließ ihm auf dem Lager keine Ruhe mehr. Die Sonne beschien die Dächer gegenüber und die obersten Fenster; der Tag war wieder da, das Leben begann seinen alten Lauf ... Er irrte durch die Zimmer. Als er in den Salon kam, sah er Christel, die die Bilder an der Wand mit einem Federwedel abstäubte. Sie war sehr blaß, und ihre Augen verweint; ihr stilles Gesicht verriet sonst nicht, was sie fühlte.

„Sie schon auf?" fragte er.

Sie antwortete mit möglichst gefaßter Stimme: „Ich war nicht zu Bett."

„Wo ist — meine Frau?"

„Sie ist fort, Herr Doktor." — Ein plötzliches, gleichsam noch zurückgebliebenes Schluchzen erschütterte sie. Sie überwand es aber schnell, und ihre bescheidene, schonende Ruhe kehrte ihr zurück.

„Seit wann ist sie fort?"

„Seit einer Stunde, Herr Doktor. Sie kam zu mir, ich war bei den Kindern; und sagte mir — daß sie fortgeht. Sie hat dann gepackt, ich hab' ihr geholfen. Sie hat auch etwas geschrieben, das hab' ich in Ihr Schlafzimmer gelegt."

Er nickte.

„Dann hat sie im Kursbuch die Züge gesucht; ich hab' ihr geholfen. Und hat in meiner Kammer gesessen ... Als es dämmerte, hab' ich ihr einen Wagen geholt, um zur Bahn zu fahren. Dann hat sie noch einmal die Kinder im Schlaf geküßt und ist abgefahren."

Sie schluchzte wieder einen Augenblick; doch dann war sie still.

„Und — — und was wird nun, Christel? Werden Sie mich jetzt verlassen?“

„O Herr Doktor! Herr Doktor!“ rief sie mit einem Ton, der aus dem tiefsten Herzen heraufkam, und die großen Augen füllten sich mit Thränen.

„Gut; also Sie bleiben; ich dank' Ihnen. Wir — — wir reisen fort, Christel.“

Sie neigte den Kopf, als hätte sie das auch gedacht.

„Ich mit den Kindern und Ihnen. — Wann können wir fort?“

„Heute nachmittag.“

„Das wär' wohl gut. Aber so bald — — werden Sie das können, Christel?“

„Bitte, Herr Doktor,“ sagte sie mit flehenden Augen, „fragen Sie so was nicht. Alles, was Sie wollen, das geschieht. Alles, alles geht!“

Sie legte sogleich den Wedel nieder und nahm ihren Schlüsselkorb, um die Koffer zu holen, die sie packen wollte. Ein paar Tropfen liefen ihr sacht an den Wangen nieder.

Die Thüren bis zum Kinderzimmer standen offen; Isinger horchte stumm. „Sie schlafen noch,“ sagte Christel.

„Ich will zu ihnen gehn,“ murmelte er, nach einem Atemzug, der nicht enden wollte.

Sie nickte vor sich hin. Er ging.



Drittes Buch.

I.

Seit Baron Pillnitz seine Bildersammlung mit so ungeahnter Leidenschaft und so unerwarteter Ausbreitung vermehrt hatte, war ihm auch der Gedanke oder vielmehr die Notwendigkeit gekommen, für seine Bilder ein eigenes Haus zu bauen. Anfangs hatte er sich durch einen Flügelbau geholfen, der rückwärts in den kleinen Garten hineinwuchs; bald genügte auch der nicht mehr, und mit „seinen Malern" beriet er monatelang einen größeren Plan, der ihn freilich zwang, sein altes, bequemes Heim zu verlassen. Im vierten Jahr „seiner Mäcenwerdung", wie Erhart es nannte, kam dieser Plan zur Ausführung; nicht in der Briennerstraße, aber nicht weit von ihr, beim „Glaspalast", entstand der etwas barocke Neubau, der die Wohnung und die Bilder des Barons vereinte, die sogleich von Erhart getaufte „Pillnitzothek". Erhart, der seit jener großmütigen, freilich auch verlangten, Schenkung dem Baron besonders angenehm und wert geworden war und mehr als je zu „seinen Malern" gehörte, mußte ihn bei der neuen Aufstellung seiner Galerie beraten, was so viel hieß, als sie von Anfang bis zu Ende leiten; und während das Jahr, das Ifinger in freiwilliger Verbannung verlebte, langsam zu Ende ging, hauste Erhart in dessen leerer Wohnung, mit einem gemieteten Aufwärter, und verbrachte einen großen Teil seiner Zeit in den neuen Kunsträumen, mit dem Mäcen und den Handwerkern. Es war Spätherbst geworden, bis die Sammlung, die nun schon hundertundfünfzig Nummern zählte (Nämlichs „gekreuzigten Aegypter" und andre wohlfeile „Ideen" mitgerechnet), sich in den gut erleuchteten Gemächern bequem, ohne jedes Zusammendrängen, zu wirklichem Genuß und Behagen des Beschauers ausgebreitet hatte. Ein anfangs

geplantes Einweihungsfest unterließ der Baron, weil er sparen mußte; sein durch Erbschaft verdoppeltes Vermögen war durch diesen Bau doch etwas angegriffen worden, und über seine Eitelkeit siegte die Berechnung, daß er für die Kosten der Feier ein oder zwei „Meisterwerke“ erwerben könne. So ging die Uebersiedelung ganz geräuschlos vor sich; nur in den Zeitungen ward sie mit einigen Trompetenstößen verkündigt. Auch Brenzel und Kircher trompeteten mit, obwohl Kircher als Prophet der „Wahrheitsmalerei“ und Brenzel als endlich von ihm Bekehrter diese „Sammlung bemalter Bilderbogen“, diesen „Vogelberg der Idealisten“ eigentlich verdammten. Sie hofften aber den Mäcen noch zu bekehren, und zunächst einzelne Vorläufer, dann ganze Geschwader von der neuen Richtung in diesen Kunsttempel einzuschmuggeln, der dann ein gesundes Musterlager rücksichtsloser Natürlichkeiten werden sollte.

Auch das schönste Bild des Barons (wenn auch wohl nicht das größte), seine kleine Baronin, war mit übersiedelt und hatte sich in ihren großen und kleinen Räumen ohne besondere Freude, aber mit ihrer angeborenen Leichtigkeit eingelebt; der freie Blick auf den botanischen Garten hinter dem Glaspalast, aus ihren Zimmerfenstern im ersten Stock, war ihr das Liebste daran. Etwa eine Woche nach ihrem Einzug saß sie im Salon unter den Fächerpalmen und Gummibäumen, die ihr der Gärtner schickte und monatlich wechseln sollte; auf einem persischen Holzstühlchen saß Erhart ihr gegenüber, der sich zur Abreise rüstete. Das etwas herbstlich bleiche Abendlicht fiel in das tiefe Grün der hohen Pflanzen herein, die Donna Clara beschatteten. Erhart studierte das reizende Helldunkel, in dem die zierliche Gestalt dämmerte; das Abreisen gefiel ihm nicht, denn er war „ziemlich verliebt“. Er hatte sich nur allzusehr gewöhnt, von den Kunstgesprächen des Barons sich bei dem anmutigen, zuweilen noch allerliebst sprachverwelschenden Geplauder seiner Frau zu erholen; freilich ohne den Trost, daß er ihr ebenso gefährlich werde, wie sie leider ihm. Sie fand ihn drollig, er unterhielt sie; weiter war er ihr nichts. Ihre schönen Augen sahen ihn mit so himmlisch heiterer, ungetrübter Ruhe an . . . Indem er sich das sagte und dabei das reizende Helldunkel studierte, dachte er mit innerlichem Seufzen nach, ob es denn wohl möglich sei, daß ein so „blumichtes“ und „bagschierliches“ Frauenzimmer so einen Nußknacker wie ihren

Baron wirklich gern haben könne? So was man lieben nennt? So bis zum Wahnsinn der Treue?

„Es bleibt also dabei, daß Sie uns so bald verlassen?“ fragte die Baronin, ein kurzes Schweigen und seine respektwidrigen Gedanken unterbrechend.

„Ich wollt's lieber nicht — aber ich will's doch,“ antwortete er etwas unklar, mit geheimem Sinn, den die kluge Frau doch vielleicht verstand. „Ich brauch' von Zeit zu Zeit meine Einsamkeit, um so recht zu ‚schanzen‘. Die hab' ich auf dem Mönchsberg; — oder vielleicht such' ich sie mir auch bald anderswo. Ja, wenn mich hier irgendwas — so recht von Herzen festhielte; aber das thut's halt nicht!“

„Uns werden Sie sehr fehlen; wirklich!“ sagte die Baronin mit ihrer warmen, so herzlich streichelnden Stimme. „Besonders mein Mann, der immer von Ihnen spricht, wird Sie sehr vermissen!“

„Besonders mein Mann,“ dachte Erhart; „wie das ermutigend ist; wie mich das beglückt. — Der Elende hat mich ihr wohl gar verleidet, weil er ‚immer von mir spricht‘; — das ist eine Infamie!“

„Und Sie warten nicht einmal Ihren Freund ab, unsern armen Doktor?“ fragte sie beinahe vorwurfsvoll.

„Hermann Isinger? O ja, gewiß wart' ich den ab. Morgen oder übermorgen kommt er; selber schreibt er zwar so was nicht, er ist immer plötzlich da; aber die Christel hat mir's geschrieben — weil ich in der Wohnung bin. So lang bleib' ich noch; natürlich!“

Die Baronin, wehmütig den Kopf aufstützend, sah aus ihrer grünen Dämmerung in den Abend hinaus. „Armer, guter Freund!“ sagte sie traurig. „Ich sehne mich so, ihn wiederzusehn — und doch fürcht' ich mich. Ist das schlecht von mir? — Ich denk' ihn mir so blaß, so abverhärmt — oder wie es heißt. Und daß wir Menschen so ohnmächtig sind, einer den andern zu trösten —“

„Sie werden ihn als Philosophen wiedersehn; fürchten Sie sich nicht. Daß wir so wenig von ihm wissen, daß er nicht schreiben mochte, das beweist bei Isinger nichts; der macht's wie die Tiere im Wald, wenn sie wund sind: die verkriechen sich in irgend einen stillen Busch, bis sie wieder heil sind, oder — — Er ist wieder heil; sonst käm' er nicht. Er ist ganz gesund!“

„Sie sind schon geschieden, nicht wahr?“ fragte die Baronin.

„Ja; das ist ihm geglückt. Es sind ja die Kinder da — aber sie hat's ihm so leicht gemacht wie nur irgend möglich, hat alles auf sich genommen — ihr Bruder wenigstens, der Kircher, hat mir's so gesagt. Dann ist sie wieder untergetaucht; niemand weiß, wo sie ist. Auch der Bruder nicht; wenigstens sagt er so. Der arme Kerl, den hat's zu Boden gedrückt; er ist zwar mit der Phrase verheiratet, aber schlecht ist er nicht! — — Ja, so begeben sie sich immer wieder, diese uralten Geschichten ... Ich hab' nie heiraten mögen, aber seit dieser Geschichte bin ich vollends mit mir einig: wer heiratet, setzt sich in einen ‚Seelenverkäufer‘ oder einen Skuller und fährt auf den Ozean!“

Die Baronin suchte zu lächeln, aber sie ward flüchtig rot. Der Maler bemerkte es; „santo diavolo!“ rief er in plötzlicher Verlegenheit aus. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung!“ setzte er noch verlegener hinzu; die Entschuldigung galt auch seinem Lieblingsfluch. „Ich hatte ganz vergessen, daß Sie auch — — Nehmen Sie's nicht übel; ich bin ‚nur ein Maler‘!“

Eine Ueberraschung schnitt der Baronin jede Entgegnung ab: Pillnitz trat vom Vorzimmer ein, mit ihm Hermann Isinger. Hermann blieb, offenbar mit seiner Bewegung kämpfend, nah' an der Schwelle stehn; der Baron aus Höflichkeit auch. Neben seiner rosenwangigen, strahlenden, aufrechten Erscheinung nahm sich die etwas vorgebeugte Gestalt Hermanns um so schlichter und fast unbeholfen aus; die Hände hingen herab, die Augen zwinkerten hinter der Brille und die Achseln zuckten; das Gesicht bemühte sich, ganz ausdruckslos zu sein, um keine Gemütsbewegung zu verraten oder hervorzurufen. Es war übrigens nicht blaß, sondern gesund gebräunt; auch trug er noch einen leichten Sommeranzug, trotz der herbstlichen Kühle. „Bona sera!“ sagte er mit einer kurzen Verbeugung, als werde es ihm in einer fremden Sprache leichter, „wieder anzufangen“ und die Last eines solchen Wiedersehns hinter sich zu werfen.

Die Baronin sprang auf und eilte ihm entgegen; „bona sera, carissimo amico!“ rief sie aus, auf die Absicht eingehend. Er nahm ihre Hand, hielt sie und nickte ihr zu. Erhart kam nun auch heran; sie umarmten sich. „Unten, auf der Straße, hab' ich ihn aufgefangen,“ sagte die etwas zu laute, heitere Stimme des Barons. „Ich war auf dem Heimweg, der Herr Doktor kam aus

der Arcisstraße. Eine so ganz überraschende Erscheinung — ich hätte ihn fast für ein Gespenst gehalten; aber für ein Gespenst sieht er sehr blühend aus! sieht er sehr blühend aus!"

„Ich bin nämlich früher gekommen," nahm Isinger das Wort; wir wollten noch in Innsbruck bleiben — plötzlich kriegte ich einen dieser kuriosen Anfälle, die man Heimweh nennt. Wenn ein solcher Zustand kommt, steigt man in den nächsten Zug; das haben wir denn auch gethan. Hier in meiner Wohnung hör' ich, Erhart ist bei Ihnen; da kriegt' ich den zweiten Anfall — und so bin ich hier!"

„Das ist sehr liebenswürdig, aber auch ganz natürlich," sagte der Baron; „Sie finden hier wahre Freunde — wahre Freunde... Daß ich's nicht vergesse, liebe Clara: in den nächsten Minuten kommt die Prinzessin Helene in die Galerie, wie ich eben hörte. Ich hab' sogleich Befehl gegeben, daß man mir ihre Ankunft meldet; und ich muß dich bitten, mit mir die Honneurs zu machen."

Die Baronin nickte. — „Da wird sie nicht viel mehr sehn," warf Erhart ein; „es will Abend werden."

„Prinzessinnen sehen bekanntlich rasch," bemerkte Isinger.

„Ja, so ist es wohl," entgegnete der Baron mit einem diplomatischen, aber freisinnigen Lächeln. „Uebrigens die Prinzessin Helene ist nur auf der Durchreise; man hat ihr aber viel erzählt, wie wir hier die neueste Kunst — — A propos de Kunst: unser guter Doktor kommt aus dem Süden etwas altfränkisch zurück; etwas altfränkisch zurück. Draußen fragt er mich eben wie die heurige Ernte von Ideen für meine Galerie ausgefallen ist. Ideen! Ideen! Wer spricht denn noch von Ideen!"

Er lachte, den Kopf hebend, herzlich zu Erhart hinüber; dieser lachte zurück.

„Entschuldigen Sie," sagte Isinger; „ich dachte —"

„Bei der Malerei handelt sich's bekanntlich ums Malen," unterbrach ihn Pillnitz, immer heiterer; „das werden Sie nicht bestreiten, nicht wahr? — ‚Ideen' ... O ja, ‚una certa idea' muß der Maler haben, wie Rafael so richtig in dem Brief an den Grafen Castiglione sagte; ‚eine gewisse Idee, die in seinem Geist entsteht'; aber das ist doch nur malerisch gemeint: nur die malerische Idee! Jede Landschaft, jede Gruppe, jedes badende Mädchen kann so eine ‚Idee' sein: es kommt nur darauf an, wie der Maler mit dem inneren Aug' es sieht, und wie

er's dann hinstreicht. Malerisch muß es sein, das ist das ganze Geheimnis! Das ist das ganze Geheimnis! Verstehn Sie: malerisch!"

„Ich glaube zu verstehn," erwiderte Isinger. „Nur ist mir, als ob in alten Zeiten —"

Der Baron hörte nicht, oder wollte nicht hören. Er lachte wieder herzlich, etwas meckernd nach seiner Weise, so daß Isinger unwillkürlich verstummte; dann spielte er mit den schlanken Fingern auf seiner großen, mit einer Kamee geschmückten Krawatte. „Ideen!" rief er wieder aus. „Mit so ausgedachten Ideen müssen Sie mir nicht kommen, die nehme ich nicht mehr an! Nur was ein Maler malerisch gemalt hat, das gehört zur Kunst; alles andre ist Krippenspiel; alles andre ist — — Was gibt's?"

Ein Diener in dunkler, vornehmer Livree war durch einen zweiten Salon gekommen; er meldete mit gedämpfter Stimme, daß Ihre Königliche Hoheit in die Galerie eingetreten sei. „Sie entschuldigen!" sagte Pillnitz mit einer leichten, artigen Verneigung; er setzte lächelnd hinzu: „Sie hören, es ruft die Pflicht!" — Er reichte der Baronin den Arm, und dem voraufgehenden Diener folgend führte er sie hinaus.

„Sie gehn mir aber nicht fort, lieber Freund!" rief die Baronin über die Schulter zurück.

Isinger schüttelte den Kopf. — Mit dem Ausdruck eines völlig verblüfften Menschen wandte er sich dann zu Erhart: „Was geht hier denn vor? Die Welt steht ja auf dem Kopf? ‚Mit Ideen müssen Sie mir nicht kommen' —"

Erhart schmunzelte. „Das kann ich dir erklären, Alter . . ." Er unterbrach sich aber und ward wieder ernst: „Sag' mir nur erst, wie du's — heute willst. Willst du diesen ersten Abend in deiner Wohnung allein sein, oder liegt dir etwas an meiner Gesellschaft?"

„Ich will mit dir sein, Franz," sagte Isinger schlicht.

„Gut. Also abgemacht. — Ja, und dann noch eins: wenn du von — der Sache reden willst, dann thust du's; dazu bin ich da; thust du's nicht, so reden wir von was anderm. Es gibt ja, Gott sei Dank, doch noch allerlei Gutes und Famoses auf der Welt, worüber man sich ausschwatzen kann!"

Isinger nickte nur. „Also — was ist mit diesem Ideenbaron?" fragte er dann.

„Hast du nichts gemerkt?“ antwortete Erhart. „Das ist meine Arbeit; in diesen verpfuschten Monaten, wo ich ihm seine ‚Pillnitzothek‘ einrichtete und aufstellte, hab' ich mir wenigstens das Vergnügen gemacht, ihm so nach und nach beizubringen, daß es sich in der Malerei nur ums Malerische handelt und alles andre Unsinn ist. Ich hab' ihm etwas Licht unter den Schädel gebracht; für das abgeluchste Bild ist das eine edle Rache; wie? Er spricht jetzt mit meinen Worten, daß es eine Lust ist . . . Hast du gehört, wie er das vom ‚Hinstreichen‘ sagte? und vom ‚Krippenspiel‘? Ich hatte ihm auf bairisch gesagt: ‚alles andre ist Kripp'lg'spiel‘; das hat er verhochdeutscht. Eine Götterwurzel!“

„Das ist ja die dreizehnte Arbeit des Herkules,“ sagte Isinger. „Ihm seine Ideen ausreden —“

„Ja, eine ‚Viechsarbeit‘ war's! Ich fing sachte an . . . Jetzt ist's aber zum Sterben komisch, sag' ich dir, wenn ich mit diesem Saulus-Paulus in seiner Galerie bin und wir stehn vor irgend einer von diesen Gedankenschwarten, mit denen er damals das Sammeln anfing, und ich red' so am Bild entlang und setz' ihm auseinander, was der Herr Maler als Maler für ein Esel war — und mein Paulus lacht, daß ihm die Thränen über die Backen laufen, und schmettert dazwischen: ‚Ja, ja, denken kann er sich was, abstrakte Ideen, die hat er — nur das bißchen Hauptsache fehlt, malen kann er nicht, malen kann er nicht!‘ — Dann schließ' ich mich seiner Heiterkeit an, und wir lachen beide eine halbe Stunde . . .“

„Ja, mein Junge, so steht's!“ setzte er nach einer Weile ein wenig kleinlauter hinzu, da er sah, daß sein Zuhörer nur mechanisch lächelte und auf den Fußboden starrte.

„Und du willst also wieder fort, Franz?“ sagte Isinger dann taktmäßig an seinem Kinnbart zerrend.

„Ja, mein Junge; ich muß. Ich wär' schon heut' jählings abgereist: da bekam ich den Brief von Christel — die übrigens merkwürdig gebildet schreibt — daß du morgen oder übermorgen — — Nun bleib' ich noch ein paar Tage bei dir. — Ich kann dir übrigens auch gleich erzählen, was ich dir sonst heut' abend bei der Flasche Wein sage: auch wegen dieser kleinen Hexe aus dem Citronenlanderl thut mir das Abreisen gut!“

„Was für eine Hexe?“

„Du bist kein solcher Kurierzug im Denken mehr, wie sonst, alter Junge. Deine kleine Freundin, die wir hier besuchen! ‚Citronenlanderl‘ . . . Eigentlich ist sie freilich mehr Amerikanerin als Spanierin; eine kuriose Mischung . . . Ich bin stark behext, kann ich dir sagen; und die Sache wird auf die Dauer anstrengend, wenn man keine Gegenliebe findet. In solchem Fall bin ich immer fürs Abreisen; denn wo es hereingekommen ist, nämlich durch die Augen, da muß es auch wieder hinaus. Du siehst, ich seh' die Sach' noch ziemlich vernünftig an; diesmal brauchst du mich nicht zu retten.“

„Nein; desto besser,“ murmelte Isinger.

„Mir scheint, dir gefällt der Ton nicht, in dem ich von meiner Behexung durch deine Freundin — — Lieber Doktor, ich schätze sie hoch, bei Gott; ich hab' einen Respekt vor ihr — dreimal so groß wie sie selbst. Wollte dir nur andeuten: du kannst auf dein Herz auch ein bissel acht geben; die sogenannte ‚Freundschaft‘ ist oft wie diese gemalten Figuren auf alten Tapeten: wenn man auf einen Knopf drückt, sind's geheime Thüren. Durch die spaziert dann eine lebendige Figur, die sogenannte ‚Liebe‘, herein . . .“

„Es wird übrigens dunkel, Doktor,“ fuhr der Maler fort, sich von Isinger abwendend; „Ihre königliche Hoheit kann ja nichts mehr sehn. — Was beschaust du denn da an der Wand? — So eine gewaltige Figur?“

Isinger schüttelte den Kopf. Erhart trat hinzu. Es war ein Bildnis der Baronin; dasselbe, das Leo Falk in jenem Sommer vor vier Jahren gemalt hatte. Die Aehnlichkeit war nicht sehr groß, aber voll Reiz die Anordnung und das Kolorit.

Sie betrachteten es beide eine Weile stumm. — „Erkennst du, von wem das ist?“ fragte Erhart endlich; um es zart zu sagen, sprach er im gedämpftesten, tiefsten Baß.

„O ja,“ sagte Isinger.

„Den feiern sie ja in Wien gewaltig; — na, ich gönn' es ihm. — — Soll ich dir was sagen, Bruder?“

„Warum nicht.“

„Schau, du hattest doch recht, daß du ihn damals nicht auf Säbel oder Pistolen — — Ich war zuerst andrer Meinung; aber du hattest recht. Du weißt, ich stell' seine Malereien nicht so hoch, wie du; aber ein Zauberer, ein Mann für sich, ein Unikum ist er

doch. Ein Husarenleutnant, der kann ihn ruhig über den Haufen schießen; dann ist einfach ein Civilist weniger auf der Welt. Du kannst das nicht; du nach deiner Art nicht. Hättst du ihn erschossen, so würdst du dir zeitlebens vorwerfen: ich hab' einen Kunstmord verübt — hab' was Edles vernichtet, weil auch was Unedles dran war — — oder wie du das sagen würdest. Schon darum war's besser —"

Er unterbrach sich und horchte. „Da kommen die Herrschaften zurück," flüsterte er dann. „Du, ich mach' mich fort: ich muß mir noch etwas Handwerkszeug besorgen. Auf Wiedersehen bei dir!"

II.

Die Baronin kam allein zurück; Erhart war schon verschwunden, als sie in die offene Thür trat. „Wo ist der Baron?" fragte Jfinger.

„Noch bei seine Familie," gab sie ihm zur Antwort.

„Was heißt das?"

Er war auf sie zugegangen; sie nahm ihn jetzt bei der Hand, nur ein wenig lächelnd, und führte ihn durch den zweiten Saal bis ans Ende. Hier war eine Glasthür; man sah durch sie eine Reihe von breiten Stufen hinunter und in ein Vorzimmer vor der Galerie, die sich seitwärts anschloß. In diesem dämmernden Vorzimmer hingen nur die Grundrisse und Aufrisse, auch photographische Abbildungen des Hauses an der Wand; auf einem großen Tisch lag ein geschriebener Katalog in vornehm prächtigem Einband, und ein Fremdenbuch. Ueber dieses Buch stand der Baron gebückt, sein Glas vor den Augen. Er war ganz allein.

„Was thut er da?" fragte Jfinger leise.

„Er liest Namen," antwortete die Baronin. Die Prinzessin und ihr Gefolge haben sich in das Galeriebuch eingeschrieben; er läßt niemand fort, eh' es das gethan hat. Nun studiert er das."

„Damit wird er aber bald fertig sein," sagte Jfinger lächelnd.

„O, in diesem Fall liest er mit G e n u ß! — Dann wird er aber noch in die Galerie gehn —"

„Da kann er ja nichts mehr sehn!"

„Er sieht doch, daß sie da ist. Er freut sich, daß die Prinzessin drin gewesen ist. — Ueberhaupt, er f r e u t sich. Verstehen Sie nicht, was das ist?"

„Es scheint, ich verstehe heute gar nichts,“ sagte er zwischen den Zähnen. — „Da geht er —“

„Ja; sehen Sie: da geht er in die Galerie. Die ist seine Frau. Mit die ist er verheiratet . . .“

Doch mit einer plötzlichen Wendung der anmutigen Gestalt brach sie ab: „Sprechen wir jetzt nicht von ihm und mir; sprechen wir von Ihnen!“ — Sie ging langsam durch die Zimmer zurück, indem sie ihn beständig von der Seite ansah; ein unendliches, aber zurückhaltendes, wohlthuendes Mitgefühl lag in ihren Augen, in den zarten, verschobenen Schultern, in jeder Bewegung, die eben durch ihre Mäßigung sprach. „Wie gut, daß Sie wieder da sind,“ sagte sie weich; „Sie fehlten mir so sehr; ho proprio bisogno di ritrovare con voi mein besseres Ich! — — Da kam ich eben ins Italienische, weil ich daran dachte, daß Sie wieder dort waren . . . Aber warum waren Sie nur im Frühjahr in Italien, warum nicht von Anfang an?“

„Ich war ja nicht allein,“ erwiderte er, langsam und halb zerstreut: denn er sah sie ebenso unablässig an, wie sie ihn, bald von der Stirn bis zum Kinn, bald die ganze Gestalt, sich über ihr Dasein wundernd, sich daran erquickend. „Offen gestanden,“ fuhr er dabei fort, „meine Kinder konnten noch schlecht italienisch sprechen; Christel auch nicht besser. Da ging ich denn, als die Hitze vorbei war, mit dem Stamme Isinger zunächst nach Südtirol, nach Bozen; 's ist schon eine Art von Süden, göttliche Wintersonne — und sie kannten mich dort ebensowenig wie am Mittelländischen Meer. Da hab' ich die Tage verwandert oder verstudiert, Kinder erzogen, Isinger erzogen — und so ward es langsam, aber plötzlich Frühling!“

„Ja, ich kenne das,“ sagte Donna Clara mit ihrem feinen Lächeln; „‚langsam, aber plötzlich‘. Das ganze Leben ist so . . . Dann gingen Sie aber doch Ende März nach Italien; hatten denn Ihre Kinder unterdessen Italienisch gelernt?“

„Nein, die noch nicht. Aber eines Tages — ich sitze ahnungslos bei meinem Schoppen Terlaner, nachdem ich den ganzen Tag einige kleine ‚Lebewesen‘ untersucht hatte, die Sie gar nicht kennen — da kommt die Christel zu mir, stellt sich in ihrer ruhigen Art vor mich hin, nur um die Augen herum so ein wenig lächelnd, und sagt: ‚Wenn der Herr Doktor nun reisen wollen, so viel Italienisch kann ich‘. — ‚Wieso denn? woher denn?‘ frag' ich. —

‚Aber, Herr Doktor, Sie wissen ja,' sagt sie, ‚hier in Bozen ist das leicht zu lernen; hier gibt's so viele Welsche: Handwerker, Kaufleute, Maurer, Fabrikmädel, alles. Ich hab' mich drum bemüht, da ist's auch gegangen. Eine kleine Grammatik hab' ich mir gekauft; der eine Buchhändler, der Italienisch kann, der hat mir geholfen. Bitte, examinieren Sie mich!' — — Zuerst bin ich noch verblüfft und sag' nichts; dann examinier' ich. Das sonderbare Geschöpf, sie weiß wirklich alles; Kants ‚Kritik der Urteilskraft' kann sich nicht verwelschen, aber was man so zum Leben braucht, das hat sie alles im Kopf. Der Accent etwas welschtirolerisch, aber sonst nicht übel —"

„Der Buchhändler, was ihr half, war wohl jung!"

„Liebe, meinen Sie? — Das dachte ich anfangs auch; aber es bewährte sich nicht. Nein, es war nichts als ihr Ehrgeiz und ihr guter Wille. Und das hatte sie so in aller Stille, so ganz hinter meinem Rücken gethan! — Wir zogen dann also nach Süden; und es ging sehr gut. Sie schnarrte ihr römisches R, daß man den Hut abziehen mußte; und wenn sie einmal ein Wort nicht fand und darüber rot ward, so stand ihr das allerliebst. Kurz —"

„Kurz, das ist ein merkwürdiges Mädchen," sagte die Baronin. „Wenn sie zu alledem auch hübsch ist —"

„Hübsch? Das ist nicht das Wort. Stattlich; kräftig; beruhigend. Sie stört nicht. Man sieht gerne hin."

„Aber sagen Sie mir eins, lieber Freund! Wenn sie so begabt und so nützlich ist — und Ihre Kinder auch so sehr an sie hängen, wie Sie an mich schrieben — wird sie dann nicht aus einer serva mehr und mehr eine padrona? Oder — wie sagen Sie im Deutschen — wird sie nicht anspruchsvoll?"

„Ja, das dacht' ich auch," erwiderte Isinger. „Ich war auf allerlei diplomatische Schwierigkeiten gefaßt, kann ich Ihnen sagen ... Unsinn. Sie ist heut' noch ebenso, wie am ersten Tag! Keine Arbeit ist ihr zu schlecht. Sie macht alles selbst; — es geht aber alles so sicher und geschwind, sie behält doch zu allem Zeit. Die schönen Städte, die merkwürdigen Menschen, die herrlichen Landschaften — — ihre großen Augen hat sie immer offen. Aber für sich will sie nichts; sie will nur sein und bleiben, was sie war, die Kindsfrau, die Dienerin!"

„Hm!"

„Es scheint, Sie wollen durch Ihr sanftes Kopfschütteln sagen: Hermann Isinger täuscht sich. So ein Phänomen gibt's nicht; das ist gegen die menschliche Natur —"

„Ja, das möcht' ich wohl sagen!"

„Ich auch; und ich würd's auch sagen, wenn ich mit meinen ungläubigen Zweifleraugen das nicht selbst erlebte. Und wenn ich nicht neulich begriffen hätte, wie es in diesem Frauenzimmer aussieht; ihre Weltanschauung —"

„Ah! Ihre Christel hat auch eine Weltanschauung!"

„Donna Clara, spotten Sie nicht," sagte Isinger ruhig lächelnd. „Das steht Ihnen nicht. Das seh' ich an Ihnen zum erstenmal; denn über Ihren lieben Mitmenschen abzusprechen ist Ihnen nicht gegeben, dazu sind Sie zu himmlisch gut. Aber die kleine Aristokratin, scheint mir, hat sich eben gerührt —"

„O nein, nein. Das nicht!" — — Sie sann vor sich hin, ihre Augensterne gingen langsam nach oben, sie schwammen über dem bläulichen Weiß wie Gondeln auf der Flut. — „Vielleicht haben Sie doch recht," sagte sie dann ehrlich. „,Aristokratin' ... Ich bin ja eigentlich keine echte, rechte — nur von der Mutter her — aber man wächst ja so in Vorurteile auf. Es ist mir so komisch, daß so eine Dienerin aus dem Volk — — Aber sprechen Sie, sagen Sie mir ihre ,Weltanschauung'!"

„Zu dienen. Ich vertiefe mich neulich in meine Hausvaterpflichten — wir waren noch in der ,Herbstfrische' in Tirol — und fange an, mit Christel von München zu sprechen: daß dort außer der Köchin auch ein Mädel für die groben Arbeiten ins Haus müsse; sie selber nur für die Kinder und zur Oberaufsicht! — Da sieht sie mich so flehend an, daß ich gleich 'nen Schreck kriege, als hätt' ich sie tyrannisch und lieblos behandelt; und ,Herr Doktor!' sagt sie, wie es kein Mensch weiter sagen kann — außer Donna Clara. ,Lassen Sie mir meine Arbeit!' sagt sie; ,nehmen Sie mir nichts ab; hab' ich denn je was versäumt?' — ,Nein,' murmele ich tiefgebeugt, ,das nicht. Aber Sie haben doch wohl nicht Gott gelobt, meine Stiefel zu putzen und die Zimmer zu fegen ... ,Nein,' sagt sie, ,das hab' ich nicht. Aber ich kann's ja thun; warum dann ein andrer. Ich thu's ja doch nicht um den Lohn, Herr Doktor — wenn ich auch ein bißchen für die Kleider brauche — sondern weil die Welt so eingerichtet ist, und es unsre Pflicht ist. Alle Menschen sollen doch einander dienen und helfen; jeder auf

seine Art; Sie mit Ihren Büchern, ich mit meinen Händen. Der liebe Gott, sagten Sie selbst einmal, stellt jeden auf seinen Posten; mich hat er auf diesen Posten gestellt, hat mir meinen Ignaz genommen und — — Lassen Sie's nur, wie es ist, Herr Doktor; so ist's für mich gut!' — Ignaz war ihr Bräutigam . . ."

„Das dacht' ich," sagte die Baronin mit gesenkter Stimme. „Hm! — Ja, Sie haben recht. — Lieber Freund, diese merkwürdige Christel muß ich kennen lernen. Wollen Sie sie mir bald einmal mit den Kindern schicken?"

„Gewiß. Ohnedies wird's für Hansei Zeit, daß er Sie kennen lernt. Sie müssen die erste Liebe dieses Jünglings werden —"

Die Baronin unterbrach ihn, nicht durch Worte, sondern durch einen sprechenden, wieder echt „transatlantisch" ausdrucksvollen Blick. Ihr Gesicht hatte sich verändert; liebevolle Trauer, mit einem leisen, rührenden Zagen gemischt, füllte es förmlich an. Da er verstummt war, legte sie eine Hand auf die seine, „lieber Freund!" sagte sie weich. „Christels Weltanschauung und Hanseis Liebe, das ist alles gut; aber wir reden nun schon so lange um Sie herum. Sagen Sie mir sonst nichts? — Daß Sie nicht viele Briefe schrieben, das hab' ich begriffen; es mußte mich begnügen, zu wissen, daß Sie leben und mir noch gut sind. Aber nun sind Sie hier — — und ich hänge ja nicht bloß an Ihr Geist, Ihr Denken, sondern an Ihr ganzes Leben. Sagen Sie mir sonst nichts?"

Er antwortete nicht gleich. Es ergriff ihn plötzlich eine heftige Bewegung, und wie bei jenem früheren Wiedersehn nahm er ihre beiden Hände und drückte sie gegen seine Augen. Vor Erhart hatte er vom Vergangenen noch nicht sprechen können; jetzt, von dieser weichen Stimme angerufen, stieg es gleichsam in der Brust herauf und drängte sich zu den Lippen. „O ja, ich sag' Ihnen was," fing er, zuerst tonlos, an, ihr sanft über die Hand streichend. „Ich hab' mit mir Not gehabt; ich war tüchtig unglücklich . . . Die Frau hatt' ich lieb; — nicht daß ich jetzt darum großthun will; die Liebe war schon in ihrem Herbst — sie hatte Stöße bekommen — aber am Leben war sie. Und die Schmach, die Schande; und die Marter, daß dieser andre lebte — daß ich in Selbstverachtung und Selbstzerknirschung mir das Recht nicht zusprach, sein Leben von ihm zu fordern . . . Aber nun klag' ich nicht mehr. Ich bin um eine Ecke gegangen und von einer andern

Seite in mein Dasein zurückgekehrt. Ich hab' viel gelernt, Donna Clara . . . Sehn Sie, was ist Unglück? Reines Unglück gibt's nicht; das alles ist zuletzt doch nur eine Form, wie man anders wird — ein Weg, den man zu gehn hat, um irgendwo anzukommen — ein Loch, in das man versinkt, um irgendwo wieder an den Tag zu kommen, wo man eigentlich hin sollte . . . Als ich an den Tag kam, war ich kleiner geworden und die Welt viel größer! Sie kam mir aber auch nur wie eine Verkleidung vor, hinter der sich das versteckt, was ich mir meinen Gott nenne — — und ich bilde mir ein, es ist auch nicht sein einziges Kleid, vielleicht hat er viele. Wir Menschen mit unsern Mikroskopen und Fernrohren sind nur so drollig, so stolz: was wir damit sehn, das geht so in die Milliarden und die Billionen, das ist doch gewiß ein hübsches Stück Welt, eine anständige, umfangreiche Welt, eine Welt, mit der der ‚Schöpfer' oder die ‚Kraft', oder was es ist, ganz zufrieden sein kann — also ist's ‚die Welt'! — Warum? Also nur was in unsre paar Sinne fällt, soll dasein, und weiter nichts? All die Möglichkeiten, die selbst unser bißchen Hirn ahnen und träumen kann, soll es nichts mehr geben? — — Da bin ich bei den ‚Welten', nach denen Sie damals fragten, gute Donna Clara —"

„Und von denen Sie mir am letzten Abend nichts sagten, weil mein Mann von Vasari und Condivi sprach . . . Aber nun reden Sie nur; heut' haben Sie das Wort!"

„‚Welten' . . . Es sind ja alles nur Worte. Aber selbst dem Mathematiker sagt sein nüchterner, rechnender Verstand: warum sollte es nur die drei Dimensionen geben, in denen unsre Welt sich abspielt? Die vierte, die fünfte, die sechste und so weiter — schon in unserm Denken sind sie als Knospen da! — Wir sehn ferner ein, daß wir nur höhere Tiere sind, und mit uns wär's aus? All die Geisterwelten, die wir uns zu ahnen erlauben, sollten nicht bestehn? Unzählige Kräfte, geistige und sittliche, können sich noch über uns entwickeln, und die alle thäten das nicht, nur weil wir's nicht wissen? oder weil es unser ameisenhaftes Selbstbewußtsein stört? Und die höchste Kraft und der höchste Geist, in dem alles eins wird, der wär' darum nicht da, weil Hermann Isinger ihn nicht kennt? — Aber das ist falsch. Hermann Isinger kennt ihn. Der verspürt ihn in seinem Lebenslauf — und in seinem Unglück. Er verspürt ihn in seinen Gedanken, die an ihm hämmern, auch wenn er sie gar nicht will.

Er verspürt ihn wie den Wind, den er auch nicht sieht und mit dem er doch segelt, oder gegen den er angeht; er verspürt ihn in diesem sonderbaren, unsichtbaren Wirbel, in dem er sich so langsam, langsam, halb ringend und halb getragen, aus seinem Elend herausdreht . . . Das wollt' ich nur sagen; davon wollt' ich reden. So im Herausdrehn bin ich mit meinem Gott mehr bekannt geworden. Möglich, daß das der Sinn war von der ganzen Sache . . ."

Er stand auf, schleifte auf etwas unsicheren Füßen, mit vorgeneigtem Oberkörper, durch das Zimmer zum Fenster hin und schien da etwas zu sehn. Die Spitzen der Fächerpalmen fuhren ihm rechts und links ins Haar, ohne daß er's spürte. Donna Clara ließ ihn eine Weile gehn; sie kannte ihn, sie wußte, daß dieses Abbrechen, diese ungeschickten Bewegungen nur die Absicht hatten, „den Rock wieder zuzuknöpfen", wie er selber es nannte, das hervorgetretene Innerste wieder einzuschließen.

Um die Stelle zu unterbrechen, begann er endlich leise zu pfeifen. Er kam dann langsam zurück. Als er wieder vor ihr stand — sie saß — blickte sein ernstes, gerötetes Gesicht sie mit einem fragenden Lächeln an; sie wußte nicht warum. Da sie noch immer schwieg, legte er ihr beide Hände auf die Schultern — das erste Mal, daß er sie so vertraulich berührte — und sagte: „Da hab' ich Ihnen gebeichtet, als wär' ich ein Katholik. Sind Sie nun zufrieden?"

Sie nickte.

„Entschuldigen Sie, Donna Clara: Sie nicken; das ist mir nicht genug. Ich hab' auch Talent zum Beichtvater, ebenso wie Sie. Und Ihr Gesicht ist leider eine Art Palimpsest . . ."

„Palimpsest? Was ist das?"

„Eine zweite Schrift über einer ersten. Als es nur Pergamente und Papyrusse gab, fuhr man zuweilen mit einem Schwamm über die alte Schrift, um Papier zu sparen. Sie sind in diesen fünfviertel Jahren, daß ich fort war, zu meinem Bedauern auch neu beschrieben worden —"

„Häßlicher geworden?"

„Das nicht. Reifer; interessanter; aber — beunruhigend. Häßlicher? Eher umgekehrt; die Wangen haben sich noch gestreckt, wenn Sie erlauben, daß ich das bemerke; überall, wo sich die Sache irgend machen ließ, hat sich etwas Geist abgelagert; und

die Augen — — in den Augen brennt etwas, das Sie sonst nicht hatten. Aber ich fürchte, das alles haben Sie zu teuer bezahlt. Ueber das warme, blühende Elfenbein hat sich so ein Alabasterschimmer gelegt; und was Bläuliches unter den Augen ... Was ist Ihnen geschehn? Sagen Sie mir das nicht?"

Sie blickte ihn an und schwieg noch immer. Sie saßen wieder beide. Ueber den Alabasterschimmer, von dem er gesprochen hatte, zog eine schwache Röte hin, wie Abendwolkenschein über Schneehügel zieht; es schien, daß sie noch mit einem Entschluß kämpfte. Eine feuchte Trübung trat ihr in die Augen.

„Liebe, gute Donna Clara!" fing er wieder an. „Ihr Glück ließ' ich Ihnen ja gern allein, aber Ihr Unglück nicht. Sie sagten vorhin: ‚Die Galerie ist seine Frau, mit der ist er verheiratet.' Dabei sah ich zuerst diese zweite Schrift ..."

„Das haben Sie gut gesehn!" fiel sie ihm ins Wort. Die etwas in sich versunkene Gestalt der Baronin schnellte auf einmal empor (sie blieb aber sitzen); ein scharfes, bitteres Lächeln, eine fast wilde Entschlossenheit flog ihr übers Gesicht. „O ja — von mein Mann will ich Ihnen sprechen," fuhr sie fort; — „aber ich sag' Ihnen alles oder nichts. Abteilen kann ich's nicht!"

„Das sollen Sie auch nicht; ich bin Hermann Isinger —"

„Sie verstehn mich nicht falsch, nicht wahr?"

„Wie sollt' ich das machen, da ich Sie doch kenne? — Sie wollten sagen, daß Ihr Mann mit der Galerie —"

„Ich will sagen, was ich sagte," unterbrach sie ihn. „Er hat seine Galerie — ich nichts. Was thun wir zusammen. Ich kann nicht mehr mit ihm leben. Ich möcht' lieber sterben. So, nun wissen Sie's!"

Isinger starrte sie an. Er war blaß, erschrocken; aber mehr über ihren Ausdruck, über ihre Stimme, als über das, was sie sagte. Er verwunderte sich, daß er sich nicht mehr verwunderte. Als hätte er immer unbewußt gedacht: „Die gehört nicht zu dem einmal wird es so kommen . . ."

„So, nun wissen Sie's!" wiederholte sie. „Wie kamen Sie aber an diesen Mann? werden Sie nun denken. O, ich sitze auch manchmal da und denke: wie kam ich an diesen Mann? — Aber ich war so jung. Ich kannte nicht die Welt. Mein Vater, meine Mutter waren beide tot; ich saß da in dieses Spanien, das ich nicht sehr liebte, ich liebte Schiller und Mozart und Mendelssohn,

ich war bezaubert von alles Deutsche — und da kam dieser Mann. Er hatte so viel gelesen, wußte auch so viel; selbst die spanischen Dichter wußte er besser als die jungen Herren in Madrid und Valencia. Und er hatte so ernste, fremde Augen, als wär' ein großes Geheimnis in ihm; — und als er dann kam und von Liebe sagte, ging ich zu meine Tante und sagte auch von Liebe, und erklärte an sie: den will ich heiraten — den! — Und ich heiratete ihn ..."

Bei dieser Erinnerung stand sie auf; es kam noch einmal der weiche kindliche Ausdruck in ihr Gesicht, mit dem sie wohl damals in den goldenen Kelch ihres Glücks hineingesehen hatte. Schnell wie ein fliegender Wolkenschatten war er aber fort. Sie lehnte sich an den Kamin; „wie rührend, wie furchtbar ernst," sagte sie, „hören Sie mir zu. Ich mochte noch nie zu Ihnen davon sprechen ... Und doch dauert es schon so lange; die Enttäuschung, mein' ich ... Ich kannte Sie noch nicht viel, da schrieb ich an meine Tante: es ist alles aus, und ich bin sehr unglücklich! Und die arme Frau kam von Spanien nach Deutschland; sie war sehr gut zu mir — aber sie wußte gar nicht, was ich wollte, sie hatte gelebt, wie man an den Hof lebte, sie sprach besser französisch als spanisch, weiter wußte sie nichts ... Sie stand da como una piedra, wie ein Bild von Stein, als ich in mein kindisch Toben vor Verzweiflung stampfte und schrie: ich will nicht ein Mann, der nur Bücher liest oder Bücher schreibt — in den sich kein Lüftchen rührt — ich will leben, leben!"

Sie lächelte einen Augenblick selbst. „Ja, so war ich damals; — jetzt schreie ich nicht mehr ... Die Tante ließ mir ein paar katholische Bücher über die Entsagung und die innere Läuterung zurück und reiste wieder ab. Unterdessen hatten Sie, armer lieber Freund, Ihr großes Werk an mein Mann gethan, ihn auf das Bildersammeln gebracht; damit nahmen Sie mir ihn ganz ... O machen Sie nur nicht dieses tragische Gesicht; ich liebe Sie darum doch als mein bester Freund. Es gibt wohl auch Männer, die können zugleich an ihre Galerie hängen und an ihre Frau. Für den Baron ist das nichts! Er hat schon genug zu thun, daß er alles liest, was man über Kunst geschrieben hat, und noch schreiben wird. Und dann über das alles sprechen — o wie viel kostet das Zeit! wie viel kostet das Zeit!"

„Sie haben recht," erwiderte Isinger mit scheinbarer Ruhe:

„da vergehn die Tage. — Wenn ich mir aber ernstlich denke, daß ich mit daran schuld bin —“

„O still!“ sagte sie mit einer Gebärde, die ihm die Lippen schloß. Sie lächelte ihn aufs holdseligste an, wie um ihn zu trösten; dabei füllten sich aber ihre dunklen Augen jetzt mit großen Thränen. „Ich glaube, keine Frau konnte ihn glücklich machen; die Bücher konnten es, aber doch nur halb; die Bilder können es ganz. Ich hab' mich darein gefunden, ich bin eine Witwe …“

Sie wandte den Kopf; „er kommt,“ flüsterte sie. „Es wäre mir schrecklich, jetzt mit ihm zu sprechen … Nicht wahr, Sie gehen nach Haus?“

Er nickte.

Baron Pillnitz trat durch die offene Thür des andern Salons herein; in seine Gedanken versunken, wie es schien. Als er näher kam, bemerkte er die leichte Glut auf ihren Wangen und die Thränen, die sie nicht versteckte. Einen Augenblick etwas betroffen, blickte er dann von ihr auf Isinger und nickte wie in tiefem Verständnis vor sich hin. Isinger nahm seinen Hut.

„Sie wollen schon gehn?“ fragte er, als bedauere er sehr.

„Ja, Herr Erhart erwartet ihn,“ antwortete die Baronin. „Und mein Kopf ist nicht gut. Ich brauche etwas Ruhe … Auf Wiedersehn, lieber Freund!“

Sie winkte nur noch mit der Hand und ging.

Pillnitz sah ihr flüchtig nach; mit gedämpfter Stimme sagte er dann zu Isinger, mild und weise lächelnd: „Sie wissen ja, so sind die Frauen. Zarte, weiche Seelen; und die Augen gehn ihnen gerne über — gehn ihnen gerne über. Sie haben mit ihr von — jenen Dingen gesprochen, das hat sie angegriffen; sie nimmt vielen Anteil. Also, lieber Doktor, auf bald!“

„Mit ‚jenen Dingen‘ meint er offenbar mein Schicksal,“ dachte Isinger. Er hatte Mühe, einige nichtssagende Worte zu erwidern und den teilnehmenden Händedruck des Barons zurückzugeben; dann entfernte er sich, so geschwind er konnte.

III.

In der Nacht, schlaflos im Bett, mit sich selbst allein, fühlte Hermann erst ganz, wie Donna Claras Bekenntnisse in sein Herz und sein Leben eingegriffen hatten; er fühlte quälendes Mitleid

mit ihr, Sehnsucht, ihr zu helfen, — und auch einiges Mitleid mit sich selbst, denn seine Armut war noch ärmer geworden. Als er aus der „Verbannung“ heimkehrte, tröstete ihn vor allem die Hoffnung, bei der Freundin einen windstillen Ruhehafen zu finden, in ihrem poesieverklärten Frieden zu genesen. Frieden! Ruhehafen! Er fand hochaufgewühlte, heftig bewegte See; und all das tropfende Oel seiner Philosophie, würde es denn hinreichen, um diese Wogen zu glätten?

Als ihn nun nach ein paar Tagen Erhart verließ, stand er ganz allein. Das „Haus der Freunde“ beherbergte keinen der Freunde mehr; Falk war für ihn tot, Erhart wieder auf seinem Mönchsberg, Kircher ihm durch das Schicksal und auch durch seinen grimmigen Feldzug gegen die „Schönheitssimpelei“ verleidet; nur der unbedeutendste blieb ihm, der gute Nämlich, dessen Talent sich wie die Funken in einem verbrannten Papier immer mehr in den letzten, kleinsten Winkel zurückzog. Die Meister seiner Wissenschaft, an denen es in München nicht fehlte, waren zu alt, um seinen vierunddreißig Jahren noch Kameraden und Freunde zu werden; an die Jüngeren, die Unerfahrenen, Rücksichtslosen sich hingebend anzuschließen, war sein Gemüt noch zu empfindlich, wie er täglich fühlte. Aus München fliehen? dachte er. Nach Berlin übersiedeln, nach der neuen Reichshauptstadt, in der so viel junges Leben sich zusammendrängte? Dann mußte er die Baronin verlassen, die Einzige (außer den Kindern), die ihn so recht auf der Welt zurückhielt, die Einzige, die so recht seines Daseins bedurfte. Nach ihren trostlosen Geständnissen wär' es ihm als Feigheit, ja wie ein Freundschaftsbruch erschienen, ihr jetzt davonzugehn. So nahm er denn alles hin, wie es stand, die alte, verödete Wohnung, die gleichsam versteinerte Stadt, in der seine heitere Jugend und sein schönster Traum nicht mehr lebte; und gab die eine Hälfte seines Herzens den Kindern, die andre der Donna Clara hin, der er nach ihrem drollig ernsten Wort ein Fels war, um den sie als Schmetterling flattern konnte.

Gefährliche Macht der Gewohnheit! Wer hat diesen unsichtbaren, ungeheuren Feind nicht schon in seinem Leben verspürt ... Isinger verspürte ihn auch; er fühlte, wie es ihn mit jeder Woche fester und magnetischer zog, das neue Haus beim Glaspalast aufzusuchen und die bekannte Treppe mit dem eisernen spitzenvergoldeten Geländer hinaufzugehn. Immer empfing ihn Donna

Claras rührend dankbares, unwiderstehliches Lächeln; immer bangte er heimlich, ob nicht der falsche Don Quixote oder sonst eine unerfreuliche Gestalt hinter ihr auftauchen würde; immer lächelte er vor Vergnügen und Triumph, wenn er sie allein fand. Das beste am Baron Pillnitz war (mit Ifinger gedacht), daß er keine Eifersucht kannte; er schien in demselben Maß seltener zu werden, wie Ifinger häufiger ward; „ich langweile ihn!" dachte dieser mit reiner, ungetrübter Freude.

Eines Abends, als er sich besonders sehnte, sie allein zu treffen — er wußte nicht, warum, und hatte sich auch schon abgewöhnt, viel zu fragen, warum — störte es ihn, sie herzlich lachend und in heiterster Unterhaltung mit einem noch jungen Mann von etwa dreißig Jahren zu finden, den er noch nicht kannte. Die Baronin sah ihn aber offenbar nicht zum erstenmal: sie behandelte ihn schon etwas vertraulicher und mit einer gewissen Auszeichnung, was sie selten that. Nachdem sie den alten Freund mit ihrer amerikanischen Herzlichkeit begrüßt hatte, führte sie ihn an der Hand, die sie noch hielt, auf den andern zu: „Das ist Graf Waldsee aus Wien," sagte sie; „er reist nach Paris und mein Spanien, hier in München studiert er die Galerie von mein Mann und kopiert ein Bild von Erhart, Ihren Busenfreund, den er adoriert; denn er malt auch — aber nicht so gut. Und das ist der Doktor Ifinger, von dem ich Ihnen gestern eine halbe Stunde lang sagte. So, nun lernen Sie sich kennen, meine Herren; und lernen Sie sich lieben — denn das müssen Sie. Sie beide verdienen das. In eine Viertelstunde müssen Sie sich lieben!"

Ihr reizendstes Lächeln begleitete diese überraschende Anrede — wenn Ifinger auch ähnliche Einfälle an ihr kannte — und sie huschte dann sogleich in ihrer geflügelten Anmut durch die Zimmer; im zweiten Salon setzte sie sich an den Steinwayflügel, wie wenn sie den beiden Männern Muße lassen wollte, den etwas schwierigen Auftrag zu erfüllen. Sie war am Klavier zu Hause, eine fast vollendete Künstlerin; aber zu Hermanns Bedauern spielte sie in seiner Gegenwart selten: denn wenn er da war, wollte sie sich „von sein Geist nähren", wie sie sagte. Nun hörte er sie und sollte doch nicht hören; er sollte geschwind ein Mannsbild lieben lernen, das ihn in jedem Sinn störte. Mit höflichem Lächeln, aber mit ärgerlichem Widerspruch im Herzen, betrachtete er diesen Mann. Es war eine entschieden aristokratische Erscheinung, er

konnte es nicht leugnen; nicht schmal und hager wie der Baron, sondern breit, eher voll, aber doch noch schlank, und im Gegensatz zu dem etwas steifen Pillnitz von der angenehmsten natürlichsten Lässigkeit, der aber die, sozusagen, versteckte Würde und Selbstsicherheit des vornehmen Mannes nicht fehlte. Sein gekraustes Haar und sein voller, kurzer Bart waren dunkel, fast schwarz; die sonderbaren, brombeerfarbenen Augen nicht groß, aber von eigentümlich geistreicher Heiterkeit und Wirkung; der sehr lebendige Mund schien dem mißmutigen Ifinger mehr spöttisch als herzlich zu sein. Es überraschte ihn, aus diesem Mund eine angenehme, wohlklingende Stimme zu vernehmen; ihm war aber, als ob er auch aus ihr etwas Selbstbewußtes und Spöttisches heraushörte.

„Sie werden besser wissen als ich," sagte der Graf, „daß die Baronin diese kleinen Sultansscherze liebt; sie stehn ihr ja nur zu gut. Ich kenne sie erst seit einer Woche — nein, noch keine Woche — aber so viel nordische Originalität mit so viel südlicher Anmut, die scheinen ja durch Wände durch. Ich gestehe Ihnen, das Erhartsche Bild, von dem ich so viel gehört habe, wollt' ich eigentlich jetzt nur anschauen und erst auf der Rückreise kopieren; aber nachdem ich die Baronin gesehn hatte, kam es mir ungeheuer unvernünftig vor, gleich wieder davonzugehn. Da hab' ich denn mein Handwerkszeug ausgepackt und —"

„Sie malen nicht nur als Dilettant, Herr Graf?" fiel Ifinger ein. „Sie leben in der Kunst?"

„Das ist eben der Teufel!" sagte der Graf, indem er die rechte Hand ausstreckte und ein leichtes Stühlchen so kräftig an der Lehne packte, daß es gleich in die Höhe ging: „ich fürchte, ich betreibe alles nur als Dilettant. Ich male, ich komponiere, ich ‚schlage das Klavier' — und ich pfusche auch in den Naturwissenschaften herum — also in Ihrem Fach, wie ich von der Baronin höre. Zum Ueberfluß war ich auch bei der Marine; das hielt ich nicht aus. Vielleicht halt' ich gar nichts aus . . ."

Er lächelte: „Sie sehen, Herr Ifinger, wie gut ich meine Sache anfange; ich soll mich bei Ihnen beliebt machen, wie die Baronin befiehlt. Statt dessen thu' ich, was ich kann, mich Ihnen zu verleiden —"

In diesem Augenblick verstummte das Klavier, das die kleinen Hände nur zart und träumerisch angeschlagen hatten, und der zierliche „Schmetterling" flatterte wieder herein. „Nun?" rief

sie schon auf der Schwelle aus. „Wie gefallen sie sich, die Herren? Thun Sie Ihre Schuldigkeit? Sind Sie einander schon gut?“

„Ich wollt', er wär' wieder fort!“ dachte Isinger. Mit einer Verbeugung erwiderte er laut, sich zusammennehmend: „Sie wissen, Ihr Geschmack ist ja auch der meine. Nur haben Sie den Herrn Grafen wohl auch nicht gleich nach fünf Minuten geliebt —“

„Doch, ich habe! ich habe!“ sagte sie mit einem kindlich übermütigen Lächeln. „Das heißt — verstehen Sie — mit die allgemeine christliche Liebe; wie er uns im Evangelium vorgeschrieben ist!“

„Dann hab' ich freilich nichts vor Ihrem Portier voraus,“ sagte der Graf, indem er humoristisch seufzte. „Ich dachte: nachdem ich mit Ihnen vierhändig gespielt habe —“

„Nun, und Sie?“ fiel sie ihm ins Wort. „Lieben Sie mein Freund? den Herrn Isinger?“

„So wie Sie mich, Baronin; nach dem Evangelium. Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß er noch nicht zwölf Worte gesprochen hat —“

„Gesprochen! gesprochen! Sie können ihn ja auch sehn. Und ich habe einmal gelesen: wie die Brieftauben, die Wandervögel haben auch die höheren Menschen einen Instinkt — einen geistigen! — Kommen Sie morgen beide wieder und lernen sie sich lieben ... Und nun erzählen Sie dem Herrn Isinger, Graf, was Sie mir heute erzählt haben; — Graf Waldsee lebt nämlich in Wien, und mit alles, was Kunst und was Künstler ist. Erzählen Sie über den Abend, wo Sie mit drei lebende Hingerichtete waren ... Nein, nicht hingerichtet — aber —“

„Aber Lebende. Das letztere ist richtig!“ — Der Graf wandte sich mit seinem klugen Lächeln, das Isingern wieder spöttisch erschien, an diesen: „Die Baronin meint einen Konzertabend, den ich im großen Musikvereinssaal — — es ist schon lange her, es war Anfang März. Richard Wagner gab das Konzert, für Baireuth; am Schluß ein endloser Jubel, ein Sturm — der ‚Meister‘ sollte reden, er redete auch, zweimal nacheinander. Ich war in einer der offenen Logen; mit einer kleinen Gesellschaft; wir standen alle und klatschten noch, da er gesprochen hatte, und unwillkürlich sah ich meine Nachbarn an. Links stand der alte Semper, der berühmte Architekt; rechts Graf Andrassy, der Kanzler.

Da draußen Richard Wagner, der Meister, der sich noch verneigte. Da sagt' ich zu einer Dame vor mir: ‚Ob das nicht ein guter Spaß der Weltgeschichte ist! Diese beiden hier rechts und links, und der Redner da draußen, waren in der Revolutionszeit verurteilt, hingerichtet zu werden; nun leben sie alle drei noch — und haben es doch alle drei ziemlich weit gebracht!‘"

„Und so auf einem Fleck beisammen," rief die Baronin aus, sich in einem Sessel wiegend; „ist darin Humor oder nicht?"

„War auch Semper zum Tod verurteilt?" fragte Isinger. „Das hab' ich nicht gewußt!"

„Er hatte mir's selber erzählt," erwiderte der Graf. „Man schämt sich fast, daß einem der Kopf noch so gar nicht gewackelt hat; es ist beinah' schimpflich! — — Der alte Semper war sogar zweimal verurteilt; einmal durch sich selbst. Auch das hat er mir erzählt. Als junger Architekt in Dresden, bei einem Regierungsbau — ich weiß nicht mehr, was — fühlte er sich schwer gekränkt, durch den Herrn Minister, der ihm etwas verweigerte oder etwas rügte; er war heißblütig und sehr empfindlich; er schreibt an den Minister: ‚Wenn Sie Ihre herabwürdigende Verfügung nicht zurücknehmen, kann ich nicht mehr leben!‘ Darauf schließt er sich in seinem Zimmer ein und nimmt keine Nahrung mehr; er will so verhungern . . . Ich versichere Sie, er hat mir's erzählt. Zweimal vierundzwanzig Stunden vergehen so; da kommt ein Brief vom Minister als Rettung: er nimmt die Kränkung zurück. ‚Und ich,‘ sagte Semper, ‚ich bin darauf gegangen, hab' ein Rebhuhn gegessen und eine Flasche Rotwein getrunken — und ich versichere Sie, beides war vortrefflich!‘"

„Ah!" sagte die Baronin, die ihre kleine Gestalt aufgerichtet hatte. „Es ist ja hübsch, daß er noch lebt; ich bin ganz zufrieden; — aber wissen Sie, das gefällt mir: sich zu Tode hungern. Wenn ich einmal nicht mehr leben möchte, möcht' ich's auch so machen. Alle andern Todesarten finde ich abstoßend — oder abschreckend; wie sagt man — aber zu das hätt' ich Mut!"

Der Graf sah sie fast erschrocken an, mit einem auffallenden, warmen Blick seiner groß gewordenen Augen. „Wie kann eine reizende Frau so reden," sagte er, sich schüttelnd; „das ist ja entsetzlich. Sie sollen leben, immer leben . . . Was hat man Ihnen gethan? — — Kommen Sie nach Wien! da lebt man!"

„Besser als hier?"

„O ja. In größerem Stil. Besonders in allen Künsten geht es etwas schwungvoller zu: die Architektur, die Theater, die Musik — jetzt auch die Malerei. Sehn Sie, Ihr Leo Falk: hier war er geschätzt, geehrt, beliebt — bei uns in Wien lebt er wie ein Halbgott. Man zahlt für seine Bilder das dreifache; er gibt malerische Feste, die wie künstlerische Ereignisse gefeiert werden, zu denen sich alles drängt, was schön und was vornehm ist. Ich glaube, Tizian und Rubens haben nicht großartiger gelebt —“

Die Baronin fiel ihm ins Wort. Sie hatte einen unruhigen, verstohlenen Blick auf Isinger geworfen, der mit etwas erblaßten Lippen harmlos zu lächeln suchte. Um das Gespräch abzulenken, rief sie wie im Eifer aus: „Aber ‚die Musik‘, sagten Sie! Ich hab' immer gehört, daß man zum Beispiel Richard Wagners Opern hier besser, echter, Wagnerscher aufführt als in Ihr Wien!“

„Das mag sein, Baronin; die Wagnerschen Opern geb' ich Ihnen preis. Aber die bildende Kunst! Sehn Sie, dieser Falk: er malt jetzt mit einem Feuer, einer Kraft, einer Fruchtbarkeit, die er nie gehabt hat, weil sich in Wien alles an seiner Kunst berauscht; man trinkt sie wie ein Fluidum. Da malen schließlich die Pinsel von selbst! — Die Ganzgescheiten sagen freilich: er malt sich zu Tode —“

„Das wollen wir nicht wünschen,“ unterbrach ihn Donna Clara wieder; „dann hätte ihn ja Wien doch nicht gut gethan! — Lassen wir jetzt die Maler; ich will, daß Herr Isinger Sie aus diesen ‚irdischen Tand‘ (sie spielte den Tand förmlich) in reinere Sphären hebt; daß Sie von ihn lernen, wieviel es noch über Ihr ‚berauschtes Wien‘ und Ihr malerisches ‚Fluidum‘ in höheren Welten gibt!“ — Sie wandte ihr geistreiches, etwas nervös erregtes Gesichtchen zu Hermann: „Bitte, lieber Freund, sagen Sie das an ihn; ich hab' es gestern versucht, aber ich kann es nicht so wie Sie. Er will von Welten und Geister nichts wissen; er ist“ — sie geriet in drollig gespielte Empörung, die jeden Muskel an ihrem Kopf in Bewegung setzte — „er ist ein Materialist!“

Der Graf lächelte. Isinger, auch durch dieses Lächeln wieder heimlich gereizt — eine Empfindlichkeit, die ihn ärgerte — rückte an seiner Brille und stieß mit einiger Hast hervor: „Bitte, lassen Sie mich heut' hier unten und in dieser Welt. Ich komme mir lächer-

lich vor, wenn ich dem Herrn Grafen, den Sie einen Materialisten nennen, philosophische Märchen erzählen soll, an die er ja doch nicht glaubt!“

Der Graf, der auf seinem Stuhl rittlings saß und die Arme behaglich auf die Lehne gelegt hatte, schüttelte den Kopf. „Gegen den ‚Materialisten‘,“ sagte er mit anmutiger Heiterkeit, „muß ich mich verwahren; so schlimm bin ich nicht. Aber mit dem ‚Märchen‘ haben Sie recht: mir kommen alle diese Jenseitsphantasien als Märchen für Erwachsene vor, die uns wenig nützen. Und offen gestanden, ich wundre mich, daß Sie, ein Naturforscher, sich damit befassen!“

„Als Naturforscher thu' ich's ja nicht,“ entgegnete Jsinger, dem zu seinem Verdruß das Blut in die Wangen stieg. „Jch setze mich ja nicht hin und suche eine andre Welt in der Retorte zu fangen, oder einen Geist zu secieren. Sondern weil ich aus fünfhundert Gründen ahne, daß es noch Dinge gibt, ‚von denen unsre Schulweisheit sich nichts träumen läßt‘, träum' ich zuweilen davon — zum Beispiel an hohen Feiertagen, wo ich nicht naturforsche — und gehe am Weltrand spazieren. Ueberfällt mich dann ein heftiger Wissensdurst, so kneipe ich bei den Geistern ein ... Das ist doch verzeihlich!“

„Gewiß,“ sagte der Graf lächelnd. „Jch weiß nur nicht, was bei dem Umgang mit diesen langweiligen, vollendeten Geistern für uns herauskommen kann —“

„Aber erlauben Sie!“ fiel Jsinger etwas hitzig ein. „Sie scheinen an die sogenannten ‚Engel im Himmel‘ zu denken; von denen red' ich ja nicht. Bei denen kneipe ich niemals ein. Warum ist nur der kleine Mensch so kindlich eitel, zu glauben, daß es über ihm nur noch vollendete Wesen geben kann, wenn es welche gibt? Was ist denn der Herr Mensch anders als der erste Anfang? — Jch denke mir, die Herrschaften in der Geisterwelt sind durchaus nicht langweilig, sondern sie haben noch Ewigkeiten zu thun, um sich zu entwickeln, um so einigermaßen das zu werden, was man ‚gottähnlich‘ nennt. Denn bis dahin gibt es Möglichkeiten und Entwickelungsstufen, die ich auf einige Millionen schätze; und wenn ich nicht aus übertriebener Bescheidenheit irre, so sind diese sich fortbildenden Geister bedeutend unterhaltender, temperamentvoller und geistreicher als wir!“

„Ah! Auch temperamentvoller?“

„Jch denke! Nur geben sie sich nicht mehr mit Kleinigkeiten

ab! — Ein Strolch, der in seiner blinden Wut einen Bauer erschlägt, weil er ihn nicht auf seinem Wagen mitnehmen will, und ein Martin Luther, der in seinem gotterfüllten Zorn die Bannbulle verbrennt, die sind beide schneidig, nicht wahr? aber doch verschieden ... So könnte wohl auch so ein Geist seinen ‚heiligen Zorn‘ haben — aber gefüllt mit Hoheit, mit bedeutendstem Bestreben — Menschenworte sagen das schlecht. Auch würden wohl, wie bei großen Menschen, in so einem Geist all die gewaltigen, aufgeregten Kräfte immer wieder zu einem innern Gleichgewichte kommen ... Und so gehn sie vorwärts, gradaus oder weitherum, immer wieder wachsend, immer reicher gemischt, immer der Klarheit zu — bis sie vielleicht in der siebenten Ewigkeit — — — Doch ich glaube, soweit gehn Sie nicht mehr mit; damit langweile ich Sie nicht!“

Der Graf sah den „sonderlichen Schwärmer“ verwundert, nicht ohne ein gewisses unheimliches Staunen der Hochachtung an; aber wieder mit einem Lächeln, das sich wie Verspottung ausnahm. „Verzeihen Sie — das alles kann ja wörtlich wahr sein,“ sagte er dann langsam; „ich sehe nur nicht ein, was es mit uns Menschenkindern zu thun hat. Wenn wir nur hier auf der Erde leben, und begraben werden, was nützt uns die Existenz von Geistern und ihren mehreren Millionen von Entwickelungen?“

„Vielleicht werden wir nicht begraben; wer weiß es!“ antwortete Isinger. „Vielleicht steigen wir in irgend einer Art doch mit hinauf!“

„Jeder? einzeln? persönlich? Hinz und Kunz und alle?“

„Das sag' ich nicht. Ich glaube, Hinz und Kunz taugen dazu nicht! — Aber es gibt ja auch da tausend Möglichkeiten; die alle wissen wir nicht. Ich will Ihnen nur eine sagen: bedenken Sie, daß wir Menschen aus Erbschaften von Vater und Mutter und deren Vorfahren bestehn; so könnten ja auch die niederen Geister aus körperlosen, verklärten Einsaugungen bestehn — bitte, lachen Sie noch nicht —: aus den geistigen Extrakten unsres Daseins nämlich, von denen so ein minderer Geist nach und nach eine Menge — oder auch wenige, außerordentliche — in sein Wesen aufnimmt. So bestünde das von uns fort, was die Herren Würmer nicht verdauen können; und es bliebe bei dem alten Spruch, an den jeder glaubt, auch ohne es zu wissen: nichts, was ist, kann vergehn!“

„Avete ragione! Parlate bene!“ rief die Baronin aus.

„Herr Isinger hat jedenfalls eine geflügelte Phantasie,“ sagte der Graf, der seine klugen Augen halb zudrückte. „Seine Spaziergänge am Weltrand haben ihren Nutzen. Sie hätten einen noch größeren, Herr Doktor — Sie entschuldigen — wenn Sie dabei etwas erführen, das auch ganz gewiß wäre!“

„Da haben Sie recht, Herr Graf. Wäre das schon geschehn, so wär' ich der infamste Schurke, wenn ich Ihnen und der übrigen Menschheit nicht sofort Mitteilung davon gemacht hätte. Ich bin aber schuldlos. Ich weiß nichts; gar nichts.“

„Das dacht' ich,“ sagte der Graf und stand auf. Ein unbefangener, gemütlicher Humor flog dabei über sein angenehmes Gesicht; im Klang seiner Stimme war aber doch etwas Scharfes, das er nicht zur Genüge unterdrückt hatte. Auch er schien gereizt zu sein; bei den letzten Beifallsrufen der Baronin hatte er unwillkürlich mit Hand und Schulter gezuckt. Donna Clara blickte beide Männer an (auch Isinger erhob sich); sie empfand offenbar, daß diese erste Viertelstunde vergangen war, ohne daß sie sich liebten.

„Gut,“ sagte sie, um das erfolglose Gespräch durch einen Scherz zu beenden: „bis Herr Isinger etwas Gewisses erfährt, werden wir warten. Er wird uns ja dann als Ehrenmann mitteilen, wie es steht, und ob Sie noch ein Recht haben, von den Geistern zu zweifeln. Unterdessen könnten wir ihm vierhändig etwas vorspielen — wenn es ihn gefällt!“

„Vierhändig etwas vorspielen,“ dachte Isinger ... Er begriff nicht, wie ihm bei diesen Worten geschah: sie kamen so liebenswürdig und gut von den schönen Lippen, und gaben ihm doch einen Stoß vor die Brust. Als sollte ihn heute alles verletzen, aus der Fassung bringen ... Er warf einen Blick auf den Grafen, der so hoch, und wie ihm schien so hochmütig, neben der kleinen „Märchenprinzessin“ stand, und um dessen Mund eine so eigentümlich erregte Freude spielte. Ein Mißgefühl, das aus allen möglichen Ecken und Winkeln zusammenzukommen schien, legte sich ihm um die Brust. Nach einem ungeschickten Zögern sagte er hastig: „Ob es mir gefällt — — gewiß! Sie wissen, wie gern ich Sie am Klavier sehe; und nun vollends mit — —“

„Lügen auch noch!“ dachte er und verstummte wieder. Seinen Satz durch eine Bewegung beendend, griff er nach dem Hut. „Nur

muß ich leider fort!“ setzte er dann, noch abgewandt, hinzu. „Dumme, notwendige — —!“

„Geschäfte,“ ergänzte der Graf, da Isinger schwieg; und wie es schien, mit Freude.

„Ah!“ rief die Baronin dagegen traurig aus; „Sie müssen schon fort?“

Er nickte. Sie flog herzu, ihm die Hand zu drücken, wie immer rascher als er. „Aber Sie kommen bald, bald wieder ... Sie hatten recht; Sie haben ganz in mein Herz gesprochen. Der Graf versteht das nicht; er ist noch zu jung!“

Sie sah an diesem „jungen“ Mann mit einem Blick hinauf, der ihn drollig überlegen verurteilte, aber doch auch einen Abglanz von Erbarmen und „christlicher Liebe“ hatte. — „Also Sie kommen bald!“ wiederholte sie. „Gute, gute Nacht!“ — —

„Ich bin ein Narr,“ dachte Isinger, als er auf der Straße war und im Gasdunkel heimging. „Ist sie nicht lieb und gut wie je? Und was will ich weiter? — Warum bin ich nicht dageblieben und hab' zugehört, wie sie ihren Mendelssohn ins Amerikanische übersetzt? Statt dessen geh' ich tragisch wie ein Sekundaner nach Hause — wo die Kinder dieses Sekundaners schlafen — und werde mir in meinem einsamen Zimmer wiederholen, was ich schon vorhin bemerkte: daß ich ein Narr bin ...“

Es erwartete ihn aber noch etwas andres, das ihn überraschte. Als er seine Wohnung aufgeschlossen hatte und in das Speisezimmer eintrat, das mit jetzt geöffneter Thür an das Kinderzimmer grenzte, sah er an dem großen Tisch, an dessen Ende für ihn allein gedeckt war, Christel bei der Lampe sitzen. Sie sprang auf, sowie sie ihn hörte; er hatte aber noch gesehn, daß sie in ein Buch vertieft war. Sie schlug es im Aufstehn zu, nahm es in die Hand, hielt den Ellbogen nach hinten, als möchte sie es verstecken, und die sanft gebräunten Wangen wurden etwas dunkler.

„Guten Abend, Christel,“ sagte er zerstreut. „Was studieren Sie da?“

„Wie kommen Sie auf ‚studieren‘, Herr Doktor?“ fragte sie mit verlegenem Lächeln.

„Ich kann auch sagen: ‚was *lesen* Sie da‘. Uebrigens, wenn Sie es als Geheimnis behandeln wollen, will ich's auch nicht wissen.“

„Es ist nur — — Wollen Sie jetzt essen, Herr Doktor? — Ich dachte wohl, Sie blieben bei der Frau Baronin; aber für alle Fälle hab' ich doch gedeckt —"

„Sie sind wirklich wie die Vorsehung, Christel. Uebrigens — was treiben Sie denn? Das Buch, das Sie da haben, das ist ja Zumpts lateinische Grammatik. Meine alte lateinische Grammatik von Zumpt. Haben Sie die genommen, um zu sehn, ob sie sich auch kriegen?"

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," brachte Christel mit Mühe heraus, nun ganz ernstlich rot. „Es war wohl sehr vorwitzig. Ich — trag's wieder hin!"

„Bitte; das eilt gar nicht. Als Nachtlektüre ist Zumpt nicht gut. Aber in des Teufels Namen — — ich meine, bei allen himmlischen Heerscharen — was wollten Sie mit dem Buch?"

„Sie werden mich auslachen, Herr Doktor . . ."

„Was ich thun werde, das weiß ich nicht. Wollten Sie Lateinisch lernen?"

Sie besann sich, stockte; ihre braunen Augen sahen dann auf die offene Thür und ins Kinderzimmer. „Eh' der Hansei einschlief," sagte sie, mit dem Buch in der Hand hindeutend, „nahm er noch meinen Kopf zwischen seine Arme, guckte mich sehr wichtig an und legte den Mund an mein Ohr: ‚Christel, wenn ich sechs Jahr' alt bin, lerne ich Lateinisch, was der Vater kann; dann werd' ich auch ein Vater!' — Darauf schlief er bald ein; und ich saß dann so da, Herr Doktor. Und ich dachte mir: wenn ich beim Hansei bleibe — das halt' ich nicht aus, daß er Lateinisch lernt und ich versteh' nichts davon! kann ihn nicht überhören, und nicht mit ihm lernen, und nichts! — Und endlich bin ich hingegangen — Sie entschuldigen — hab' das Buch genommen —"

„Woher wußten Sie, wo es steht?"

„Ich kenn' ja doch Ihre Bücher, Herr Doktor. Ich stäube sie ja ab; seh' sie alle Tage."

„Und — — und Sie wollten nun Lateinisch lernen?"

„Ja, ich wollt's versuchen. Damit ich dann, wenn Hänschen —"

„Sie für sich? ganz allein?"

„Ich bin ja nicht mehr so dumm wie früher, Herr Doktor; kann ja Italienisch. Und das Italienische kommt ja aus dem Lateinischen, wie Sie einmal sagten."

„Also nur weil das Kind einmal —?“

Sie nickte.

„Haben Sie so wenig zu thun, Christel? — Wär' es nicht gescheiter, sich am Feierabend wie andre junge Leute zu zerstreuen und zu unterhalten?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht mehr so jung, Herr Doktor,“ sagte sie ruhig; „das wissen Sie ja. Und dann — nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich das offen sage — mit den andern von meiner Art weiß ich nicht viel zu reden. Die haben doch eigentlich nur dummes Zeug im Kopf; oder Klatschereien. Das interessiert mich nicht ... Bitte, denken Sie nicht, daß das Hochmut ist!“

„O nein, das denke ich nicht. — Sie wollen also durchaus noch was lernen, Christel?“

„Noch? Ich bin ja noch so jung!“

„O Sie Frauenzimmer! Es kann noch nicht sehr lange her sein, da haben Sie das Gegenteil gesagt!“

„Sie ließ sich auf diesen Widerspruch nicht ein, sondern sagte rasch, das Buch auf ihren Händen schaukelnd: „Es liegt vielleicht auch im Blut, Herr Doktor. Meiner Mutter Vater war ein armer Schulmeister.“

„In Schlesien?“

„Ja!“

„Hm!“ summte er und sah sie mit zunehmender Teilnahme an. „Schulmeisterblut ... Ich will Ihnen was sagen, Christel. Wenn Sie in Ihrer strafbaren Liebe zu Hänschen auch den Flug seines Geistes mitmachen wollen — der dumme Kerl ist im Irrtum: mit sechs Jahren wird er erst buchstabieren, aber noch lange nicht Latein lernen. Bis dahin könnten Sie die ganze Zumptsche Grammatik noch zweimal wieder vergessen. Aber Hänschen und Gretchen, beide, sollen möglichst früh französisch plappern lernen, aus weltgeschichtlichen Gründen; nicht von so einer französischen Bonne — die sollen mir nicht ins Haus — sondern in Gottes Namen von ihrem eigenen Vater; der kann's von Paris her. Dabei könnten Sie ihm helfen, Christel; wenn Sie durchaus wollten.“

„Französich lernen?“ — Sie war fast bestürzt vor Freude, und ließ den Zumpt auf den Tisch fallen. — „O Gott! O wie gern! — Aber das kann ich ja nicht allein!“

„Sollen es auch nicht,“ antwortete er kurz und ging aus der

Thür. Als er wiederkam, hatte er ein braun gebundenes Buch in der Hand, das er mehrmals aufrichtete und gegen sie schüttelte, als schüttelte er ihr damit seinen Inhalt zu. „Das ist Doktor Karl Plötz," sagte er in tiefem Ernst: „Elementargrammatik der französischen Sprache. Das ist ein nützliches Buch. Das will ich mit Ihnen durchstudieren, Christel."

„Sie, Herr Doktor?"

Er nickte.

Sie ward schreckhaft blaß. Ihr Atem fing an zu stoßen und zu fliegen. — „Das kann ja nicht sein!" stammelte sie. „Das ist ja unmöglich!"

„Ich will Ihnen noch was sagen, Christel: alles, was Sie mir über diese ‚Unmöglichkeit' mitteilen wollen, das weiß ich schon selbst; also diese ganze Unterhaltung können wir uns sparen. Ich will Sie französisch lehren, weil Sie Schulmeisterblut haben, und weil ich Sie schonungslos ausnutzen will: ich brauche dann keine Bonne. Das geht niemand was an, als Sie und mich; und da Sie so einfältig sind, sich ausnutzen zu lassen, so haben Sie nichts dagegen. Wir fangen heute abend an!"

„Herr Doktor!" rief sie aus, wieder bis in die Lippen blaß. „Sie sind — —!"

Sie sprach nicht aus.

„Sie irren," sagte er trocken, als hätte sie ausgesprochen. „Und daß ich Ihnen noch was sage — aber das ist das Letzte —: Sie sind ein besonderes Mädel, das ist nun nicht mehr zu leugnen; fallen Sie nun nicht ins Gewöhnliche zurück, halten Sie sich auf Ihrer Höhe! — Ich stürze mich gleich in den methodischen Teil . . ."

Er schlug auf und suchte.

„‚Kursus für Quinta'! — Ich mach's aber auf meine Art; will sehn, wie das geht. Sie sind mein Versuchsquintaner . . . ‚Le roi, der König'!"

Christel sagte nichts mehr. Ueber ihr Gesicht war ein sonderbares Lächeln geflogen, bescheiden und stolz zugleich; es wich einem tiefen Ernst, mit dem sie sich neben ihn setzte, nachdem er einen Augenblick sanft auf ihre Schulter gedrückt hatte. Wie ein großes Kind saß sie da. Ihre Augen gingen auf und nieder, von Isingers Antlitz, der sie von der Seite ansah, auf das Buch hinab, und vom Buch wieder zu ihm hinauf. Sie sprach auf sein Verlangen

nach, zuerst wie ein Automat, aber tief errötend: „Le roi ... L'ami ... Le livre“ ...

Plötzlich bekam sie wieder ihr Hausfrauengesicht: „Aber, ach, Herr Doktor! Ich vergesse ganz: Sie haben ja noch nicht gegessen —“

„Ich will noch nicht essen!“ fiel er ihr ins Wort. „Stören Sie nicht die heilige Handlung. Wenn ich Hunger haben werde — la faim, der Hunger — dann werde ich essen; un pain, ein Brot. Jetzt schauen Sie in le livre, das Buch!“

Sie gehorchte stumm, wieder leise und verwundert lächelnd, als hörte sie ein Märchen; oder als wäre sie doppelt, als säße sie wach an ihrem Bett und sähe in einen Traum hinein, den „die andre“ träumte. Uebrigens träumten beide, die Schülerin und der Lehrer: ihm war gar seltsam zu Mut, er glaubte, Donna Clara zu sehn, wie sie lächelnd zuhörte, während er dieser „Dienerin aus dem Volk“ mit der „Weltanschauung“ französische Wörter vorsprach. Immer sah er sie wieder; zuerst gegenüber am Tisch, einen Ellbogen aufgestützt, die Wange in der Hand, mit geistreich spottenden Augen; dann schien sie auf einem Stuhl zu sitzen, der oben auf dem Tisch stand; mit einem hinreißenden, herzlich süßen Ausdruck lächelte sie herab. Aber sonderbar, eben dieses Süße gab ihm einen Stich in die Brust ... Endlich entfernte sie sich, aber nicht für immer. Weit hinten tauchte sie wieder auf, an ihrem Steinwayflügel; sie saß im Profil, über die Schulter blickten aber die Virginia-Augen zu ihm hinüber, spöttisch oder warnend, es war unbestimmt; sie schüttelte verwundert den Kopf, als wollte sie etwa sagen: „Was treibst du für Kindereien? Stell' dich doch nicht so, als machte es dir Vergnügen, das Mädchen aus dem Volk zu ‚bilden‘; dein Herz ist ja doch hier bei mir ...“

Dazwischen hörte er Christels gedämpfte, ehrenfeste, wohlklingende Stimme: „La reine, die Königin. Une main, eine Hand. Le monde, die Welt!“

IV.

So wie er begonnen hatte, ging dieser Winter hin: Hermann Isinger war Vater, arbeitete, hielt sich zu allerlei Menschen, ohne sie zu lieben, erholte sich von ihnen bei Donna Clara; nur der

französische Unterricht war hinzugekommen, den er ganz in der Stille, aber mit seiner zähen Festigkeit weiterführte. Graf Waldsee, nachdem er das von ihm bewunderte Erhartsche Bild kopiert (es war jene Meerlandschaft), hatte München verlassen, um nach dem Westen zu gehn; Isinger hatte ihn nicht ungern verloren, das Mißgefühl des ersten Abends war, wie es so oft geschieht, gleichwie ein anhaftender Duft weiter mitgegangen; doch hatten sie sich freilich nur noch in größerer Gesellschaft gesehn. Als Waldsee gegen Ende des Winters zurückkam, blieb er wenige Tage; Hermann erfuhr es nur, er lebte damals ganz in seine Arbeiten vertieft, auch leichte Erkrankungen der Kinder hielten ihn zu Hause. Seine Sehnsucht, die Baronin wiederzusehn, bekam aber einen neuen Anstoß, als er von Christel hörte, der Graf sei wieder nach Wien abgereist ... Bis zum Abend des nächsten Tages blieb er noch in seiner „engen Zelle“: er hatte sich — wie er das zuweilen that — gelobt, die Poesie seines Lebens nicht eher wiederzusehn, als bis er in der Prosa seiner Untersuchungen ein bestimmtes Stück Feld umgeackert hätte. Wie ein Schüler am Sonntag zog er endlich aus — es war gegen sieben Uhr, das letzte Tageslicht im Vergehn — und wandelte seinen geliebten Weg durch die Propyläen, durch die Arcisstraße, um die kleine Fee „aus dem Citronenlanderl“ zu besuchen. Diesmal traf er sie auch allein; er erstaunte nur, sie an einem kleinen Tisch mitten im Zimmer zu sehn, der für sie gedeckt war, und an dem Friedrich, der Diener, sie bediente. Eine Kotelette und eine kleine Flasche Wein standen auf dem Tisch. Sie bat um Entschuldigung, daß er sie bei einer so „niedrigen“ Beschäftigung finde; in hastiger nervöser Heiterkeit ersuchte sie ihn, ein paar Minuten zu warten, bis sie wieder „Mensch“ sei. Darauf aß sie weiter. Eine gewisse flackernde Glut lag auf ihren Wangen, die aber nur von dem griechischen Wein herzurühren schien; denn sie war sonst auffallend bleich oder „alabastern“, die Augen schienen größer als sonst, weil sie tiefer lagen, an den Schläfen zogen sich bläuliche Schatten hin. Der Diener blieb stehn, schenkte wieder ein; er wartete, bis sie ihm schweigend ein Zeichen gab, alles abzuräumen. Sie hatte aber trotz des Eifers, mit dem sie Messer und Gabel geführt hatte, doch nicht viel über die Hälfte von der Kotelette gegessen. Die kleine Flasche war leer. Sie stand auf, als der Diener verschwand, und ging durch das Zimmer hin. Eine Unruhe, oder auch eine

Ungewißheit, schien sie hin und her zu treiben; sie schien noch nicht zu wissen, was sie sagen wollte. Auf Isinger warf sie nur mehrmals einen stummen Blick. Zuletzt blieb sie bei ihrem „Garten" stehn — es war in diesem Monat eine schöne Gruppe von blühenden Kamelien und von Azaleen — und ließ sich auf einen Stuhl sinken, wo das tiefgrüne Laub ihr Gesicht halb verdeckte.

„Liebe Donna Clara!" sagte Isinger. „Darf ich etwas fragen?"

„Das durften Sie ja immer," antwortete sie und lächelte ihn an. Ihm gefiel aber das Lächeln nicht. Uebrigens sah er nicht viel davon.

„Nämlich — um wie der Maler ‚Nämlich' anzufangen — Ihr Aussehn gefällt mir nicht. Sie sind doch nicht krank?"

„O nein!"

„Um diese Stunde essen Sie nie. Es ist ein Viertel nach sieben. Sie dinieren ja erst um fünf. Warum findet man Sie denn jetzt bei einer Kotelette?"

„Weil ich nicht diniert habe."

„Und warum das nicht?"

„Warum? Weil ich nicht wollte." — Sie beugte sich unter dem Laubdach vor, so daß sich das ganze liebliche Oval ihres bleichen Gesichts in den gelblichen Lampenschimmer tauchte. — „So könnten wir noch lange fragen und antworten," fuhr sie fort. „Ich will's Ihnen sagen. Seit zwei Tagen ist dies das erste, das ich esse. Ich wollte nicht mehr essen. Ich wollte es ebenso thun wie der Architekt, der Semper, von dem Sie mir damals erzählten — oder der andre — ich weiß nicht. Mein Kopf ist so dumm. Aber sehr leider hab' ich es wirklich ebenso gemacht wie er: nach zwei Tage war's aus. Nicht weil ein Minister — — bei mir ist der wilde Hunger gekommen; sagen Sie, die Feigheit. Da hab' ich geklingelt und an ihn gesagt: bringen Sie mir etwas Warmes zu essen!"

„Beste Donna Clara — ich verstehe nicht. Warum haben Sie das gewollt?"

Sie lächelte fein, doch mit unheimlich starrem Blick: „Sehn Sie — ‚warum, warum!' Jetzt sind Sie wie jene Königin, von der Sie mir einmal sagten; Sie wollen das Warum des Warums wissen! — Ich will's Ihnen abkürzen, erleichtern; hören Sie nur zu. Mein Mann und ich, wir leben schon lange wie in zwei ver-

schiedene ‚Welten‘; doch das wissen Sie. Ich hab' aber kein Nonnenherz. Ich hab' gehungert nach Liebe. Ich hab' mich verliebt. In diesen Grafen Waldsee hab' ich mich verliebt ..."

„Was ist —?" fragte sie und stand unruhig auf, da Isingers Gesicht sie erschreckte. „Ist Ihnen das so entsetzlich? Finden Sie das so schlimm?"

Er starrte sie an und schüttelte nur den Kopf. Wie davon angesteckt, begann seine ganze, auf einmal fröstelnde Gestalt sich zu schütteln. Ihm schien, all sein Blut liege wie eine Kugel um sein Herz herum und hindere es, zu schlagen. Das machte ihm einen Schmerz; natürlich ... Dennoch konnte er denken; aber nur viel zu viel. Wie die Feuerfunken aus einem Dampfwagen auf nächtlicher Fahrt am Fenster vorüberzucken, jagten seine Gedanken vorbei, auch in ganzen Haufen. Aber einige faßte er, denn sie kamen wieder: „Sie hat sich in diesen Grafen verliebt ... Ich hasse diesen Grafen ... Ich liebe sie ... Ich bin verrückt ... Ich darf's ihr nicht zeigen ..."

Ihre letzten Worte schliefen noch in ihm; erst nach einer Weile schlugen sie wie ferne Glocken in seinem Bewußtsein an: „Finden Sie das so schlimm?" Er hatte vorher nur gehört: „ist Ihnen das so entsetzlich?" und den Kopf geschüttelt. Der Unglückliche nahm alle Kraft zusammen; „wundere dich über nichts!" dachte er; — „auch nicht über dich: das kommt öfter vor, daß zwei eine lieben ..." Er sah auf den Boden, als sinne er so besser nach; denn in ihre Augen vermochte er doch nicht mehr zu blicken; auch seine Züge wagte er ihr nicht zu zeigen. Endlich nickte er vor sich hin, als überrasche es ihn nun nicht mehr: „Also dieser Graf!" sagte er, das erste Zittern der Stimme glücklich überwindend. „Ich hab's nicht gedacht; darum war ich so — — darum machte ich ein so dummes Gesicht. Nehmen Sie's nicht übel. Irgend einer mußte es sein — kommen mußte es — Sie haben kein Nonnenherz, wie Sie sehr richtig bemerken ... Entschuldigen Sie aber, dann begreife ich nur nicht: warum dieser Wahnsinn — verzeihen Sie — mit dem Nichtmehressen!"

„Sie wissen ja noch nicht ... Lieber, lieber Freund!" — — Sie kam langsam zu ihm und legte ihm eine ihrer kleinen, schwachen Hände wie hilfesuchend auf die Schulter; der gefiel das nicht, einen Augenblick bebte sie; aber sie hielt dann still. — „Haben Sie ein wenig Mitleid mit mir, Sie, mein einziger Freund; und

hören Sie, wie es steht! Eh' er das erste Mal abreiste — Waldsee, wissen Sie — da hat er an mich seine Liebe erklärt; hier auf diese Stelle. Ich hatte ihn schon gern — sehn Sie, ich bin ganz aufrichtig — aber ich wollte es nicht, ich zeigte es ihm auch nicht, ich wies seine Liebe zurück, und sprach an ihn wie eine Schwester, oder eine Mutter. Darauf hat er ein Wort von Ihnen gesagt, ich weiß nicht mehr, wie es kam; ich hab' ihm aber geantwortet: der ist nur mein Freund, weiter nichts! — Und er ist abgereist. Aber aus Frankreich und aus Spanien hat er mir geschrieben; gute, schöne Briefe . . . Und ich liebte ihn immer mehr. Von seine ehrenhafte Gesinnung konnt' ich nicht mehr zweifeln . . . Endlich kommt er wieder und — — plötzlich, nach zwei Tagen, reist er wieder ab. Ohne ein Wort. Nur ein Brief läßt er an mich zurück . . . Eccola!"

Mit einer heftigen, zitternden Bewegung griff sie in den Busen und zog ein Briefchen hervor, das sie stark zerknittert oder zerlesen hatte. Sie drückte es ihm schweigend in die Hand; ihre Wangen glühten. Isinger nahm es ebenso stumm und las:

„Zuweilen, verehrte Freundin, ist ein schriftlicher Abschied besser als ein mündlicher; so in meinem Fall. Indem ich nach Wien zurückgehe, das ich wohl besser gar nicht verlassen hätte, halte ich es für eine Art von Pflicht, Ihnen folgendes mitzuteilen, das Sie vermutlich auch überraschen wird; mich hat es sehr überrascht. Ihr Herr Gemahl, der schon, als ich seine Meerlandschaft kopierte, sich so sehr an mich anschloß, hat mich jetzt, als ich von der Reise wiederkam, mit einem Vertrauen beehrt, das mich ganz verblüffte. Er hat mir in seiner Galerie auseinandergesetzt, daß das eingetreten sei, was er schon lange geahnt habe, — wie denn seine Ahnungen ihn noch nie getäuscht hätten: Sie und dieser Herr Isinger hätten sich ernsthaft liebgewonnen. Er erbittere sich darüber nicht. Er habe es geahnt. Er sei, Gott sei Dank, frei von Eifersucht. Er fühle auch sehr gut — schon seit längerer Zeit — daß er nicht recht dazu angelegt sei, eine Frau zu beglücken und durch sie glücklich zu werden. Er schätze Herrn Isinger hoch. Und obgleich sein aristokratisches ‚Vorurteil' sich dagegen sträube, daß ein Bürgerlicher — — Kurz, um nicht seinen ganzen Vortrag zu wiederholen: der Baron hätte offenbar nichts dagegen, wenn Sie sich freundschaftlich von ihm und der Galerie trennten, um Frau Isinger zu werden. Daß ich Ihnen diese frohe Bot-

schaft mitteile, zeigt Ihnen hoffentlich, wie viel Talent ich zum ‚Heiligen‘ habe. Ich werfe Ihnen nicht einmal vor, daß Sie mich getäuscht haben, als Sie mir damals sagten: ‚der ist nur mein Freund, weiter nichts!‘ Ich ziehe mich geräuschlos zurück. In einem Punkt steh' ich dem Baron nicht nach: ‚geahnt‘ hab' ich es auch. Allerdings, im Punkt der ‚Eifersucht‘ komm' ich ihm nicht gleich. Ich hoffe, auch darin erreich' ich ihn mit der Zeit. Leben Sie denn — für immer — wohl!“

„Haben Sie das gelesen?“ fragte Donna Clara endlich, da Isinger noch immer schwieg. Sie betrachtete ihn erstaunt, sie konnte sein Gesicht nicht verstehn; sie fand da nur ein wunderliches, bitteres, rätselhaftes Lächeln. „Was sagen Sie, lieber Freund?“ fragte ihre weiche, klagende Stimme von neuem.

Isinger lachte auf; es klang aber tonlos, heiser; seine Schultern zuckten. „Was ich dazu sage?“ stieß er endlich hervor. „Nun — daß ein — ein wilder Humor darin ist. Dieser Baron, den ‚seine Ahnungen noch nie getäuscht haben‘ . . . Das ist ausgezeichnet! — — Sie haben dem Grafen Waldsee hoffentlich geantwortet: ‚mein Mann und Sie, ihr seid beide verrückt. Verrückt.‘ Sie haben ihm doch auseinandergesetzt, daß ich im höchsten Grade ungefährlich bin —“

„Ich ihm darauf noch antworten?“ fiel sie ihm ins Wort, und die kleine Gestalt richtete sich auf. „Ihm noch einmal beteuern, daß Sie nur mein Freund sind — nachdem er mir hier geschrieben hat: Sie haben mich belogen!? Wenn er an mich nicht glaubt, wozu red' ich dann?“ — Sie begann zu zittern; nicht aus Schwäche, nur aus Empörung. „Ay, dios mio!“ rief sie plötzlich auf spanisch aus. „Mich ihm an den Hals werfen? wenn er so über mich denkt? No, no, no. Lieber sterben!“

Er sah sie fast erschrocken an: in ihren Augen brannte etwas, das er noch nie darin gesehen hatte; sie kam ihm in diesem Augenblick als die echteste Spanierin vor. „Sterben,“ wiederholte er unwillkürlich. „Jetzt versteh' ich erst. Um das da“ — er hielt den Brief in die Höhe — „haben Sie sterben wollen —“

„Ja,“ unterbrach sie ihn; „ja, ich hab's gewollt. Um das da — und um alles. Wozu leb' ich denn? Ich bin ja wie im Grab! — Endlich kommt so ein Gefühl, daß ich wieder lebe — ein Mann, der — — Was thut dieser Mann? Er glaubt an den Baron, nicht an mich. Er kommt nicht einmal und fragt:

wie ist es? Er schreibt an mich diesen beleidigenden, verächtlichen Brief und reist ab ... Da hab' ich hier gestanden und — — und fühlte mich so verlassen, so beschimpft, so zwecklos; mochte nicht mehr leben. Und ich dachte an Semper, und wollte nicht mehr essen. Zwei Tage hab' ich's auch gekonnt. Ich machte es so heimlich, ich glaube, niemand hat's gemerkt. Dann ward ich aber so schwach, so elend — und es that so weh. Da hab' ich gegessen!"

„Gott sei Dank!" murmelte er, bei diesen weichen Lauten ihrer unschuldigen Stimme vom Mitleid überwältigt. „Wie können Sie sterben wollen ... Verfallen Sie nie mehr auf solchen Wahnsinn; schwören Sie mir das! — — Ich weiß alles, was sie sagte," dachte er dann in seinem fiebernden Hirn; „verstanden hab' ich alles ... Sie ist auch nicht glücklich ... Wie komm' ich nur zu dieser Liebe — ich — mit all diesen Scheußlichkeiten, mit Eifersucht, Neid und Haß! Ist das diese ‚brüderliche', ‚ideale' Freundschaft? Sollten nicht die Leute nach tausend Jahren davon reden? — So dumm werden sie wohl nicht sein. Da war so ein Isinger, sagen sie vielleicht, ein vergeckter Hansnarr, der aus den Wolken fiel und so recht in den Sumpf hinein ... Ach! wie ist mir zu Mut!"

Die Baronin war unterdessen durchs Zimmer gegangen; sie kam langsam zurück und blieb jetzt mit niederhängenden Schultern, schmal und welk, vor ihm stehn. „Lieber Freund," sagte sie, fast ein wenig lächelnd, — „schwören kann ich es nicht. Aber —"

„Was können Sie nicht schwören?" fragte er, in seiner armen Seele ganz verwirrt.

„Nun, was Sie eben sagten: daß ich nie wieder versuchen will — — Aber es wird Sie begnügen, zu hören, daß ich jetzt nicht mehr an solchen ‚Wahnsinn' denke ... Stehn Sie mir nur bei! verlassen Sie mich nicht! — Oder verachten Sie mich, weil ich mich so verlieben konnte? Denken Sie auch wie er —"

„Nein, nein," sagte er hastig, seinen zugeknöpften Rock aufreißend. „Verwechseln Sie mich nicht mit — dem andern: ich bin ja Ihr Freund! — Werd' Ihnen auch beistehn, natürlich; und Sie nicht verlassen. Nur in diesem Augenblick — — ich hör' Ihren Mann. Er kommt von der Galerie herauf; mit Prahm — und mit Kircher. Ja, das sind ihre Stimmen. Die alle kann ich jetzt nicht sehn ... Essen Sie, stärken Sie sich. Es geht ja nicht

bloß Ihnen schlecht; glauben Sie das nicht. Essen Sie ein Beefsteak . . . Adieu!"

Er griff geschwind noch nach ihrer Hand, faßte aber ihr Handgelenk; er schüttelte es heftig. Dann lächelte er ihr zu, nickte und stürzte aus der Thür.

V.

Die gute Christel war an diesem Abend und in den nächsten Tagen sehr verwundert über „ihren Doktor": er war blaß und still, er aß „wie ein kleiner Vogel", oder aß auch gar nicht; er arbeitete nicht, und mit ihr Französisch zu üben fehlte es ihm an Kopf, wie er sagte; und doch ging er auch nicht zu Bett. Bis tief in die Nacht saß er im Speisezimmer auf dem Sofa, auch wenn die Lampe erlosch, oder ging auf und ab; sie hörte ihn dann von ihrem Bett aus, durch die geschlossene Thür; denn solange seine Schritte gingen, konnte sie nicht schlafen. Die Tage waren rauh, abscheulich, echte Märztage, es regnete fast vom Morgen bis zum Abend; dennoch trieb sich der Doktor viele Stunden umher, kam durchnäßt zurück und brachte den hochaufgespritzten Schmutz des „Gasteigs" und der Isar-Auen mit. Meldete sich ein Besuch, so nahm er ihn nicht an. Nur für die Kinder hatte er noch, wie immer, ein gutes, scherzendes Wort; doch bemerkte die kluge Christel wohl, daß seine Gedanken bald wieder „zur Thür hinausspazierten". So hatte sie ihn nicht gesehn seit der schlimmsten Zeit. „Und auch damals," dachte sie, „aß er doch mehr als jetzt. Er kommt ja von Kräften . . . Was ist meinem Doktor geschehn? Fragen darf man nicht!" — — Sie hatte noch nie so gefühlt wie jetzt, daß sie doch nur eine Dienerin war; wenn auch seine Kinder an ihrem Blick, an ihren Kleidern hingen, und wenn sie auch sein Haus verwaltete, als wäre sie die Hausfrau.

Am dritten Abend trat sie, schon ziemlich spät, schüchtern in sein Zimmer: sie hatte zwei Briefe zu bringen, einen von der Post, einen aus der Stadt. Indem sie sie übergab, sah sie, daß seine Augen glühten, wie bei einem Kranken. Da der Anblick ihr durch und durch ging, faßte sie sich ein Herz und fragte: „Mit Verlaub, mein lieber, guter Herr Doktor — sind Sie nicht gesund?"

Sie wußte, daß er solche Fragen nicht liebte; dennoch fuhr

sie zusammen, als er mit den Brauen zuckte, als wäre da oben Gewitter, und durch die Brille hindurch seine Augen sie anblitzten.

„Mit Verlaub," sagte er, „ich danke. Ihr lieber, guter Herr Doktor war noch nie so gesund wie heut'. Gestatten Sie, daß ich jetzt diese Briefe lese. Wenn ich etwas brauche, werde ich mir erlauben, es zu melden!"

„Ich bitte," sagte sie leise. Sie verriet ihm nicht, daß sie sich betrübt oder gar gekränkt fühlte; sie hatte kein Recht dazu. Mit etwas geneigtem Hals ging sie ohne Geräusch hinaus.

Isinger sah ihr nach; dann öffnete er den ersten Brief. Er war von Franz Erhart; das hätte er gewußt auch ohne die Schrift zu erkennen: denn die beiden inneren Seiten — in der Regel beschrieb Erhart nur diese — klebten aneinander, es kostete wie gewöhnlich Mühe, sie zu trennen. Der Maler liebte seine mächtigen, unregelmäßigen Zeilen mit einer dicken, schwer trocknenden Tinte aufs Papier zu „pinseln" und den Brief dann sofort zu schließen, ohne Streusand und Löschpapier. Nachdem Isinger in diesem Kampf gesiegt hatte, entzifferte er folgendes:

„Erhart der Pfahlbauer an Isinger den Verschwiegenen. Teuerster, wie kannst Du wagen, nicht ein einzigmal seit drei Monaten an Deinen geliebten Freund zu schreiben? Ich sitze jetzt hier in Klosterneuburg an der Donau; zwanzig Minuten Eisenbahn von Wien, und doch weltverschollen. Hier ist gut Hütten bauen; erinnert schon an Italien. Solltest auch herkommen! Bei Nebelwetter kannst Du auf der großen, grauen Donau mit den buschigen ‚Auen' die alten Nibelungenhelden vorbeifahren sehn; der grimme Hagen steht am Steuer; — ich hab' ihn auch schon gemalt. Streng nach der Natur — wenn auch aus dem Kopf. Die Lina ist richtig in Wien bei der großen Oper; hab' sie springen sehn. Mein Herz hat zum Glück gar nicht mitgehüpft. Es gibt aber allerlei Leute, denen ihre goldne Perücke, und was darunter folgt, sehr gefällt . . . Komm, Alter, und laß Dich anschauen! Sehne mich nach Dir. Zunächst aber schreib, mein Sohn, und tröste Deinen alten Esel, den Ismael in der Wüste."

„Ja, ich sollte fort," dachte Isinger, als er gelesen hatte, und starrte noch auf die wilde, übereinander gekleckste Schrift; unten stand die Adresse. „Warum nicht zu ihm; jedenfalls sollt' ich fort . . ."

Er schielte aber schon, gegen seinen Willen, zu dem andern

Brief hinüber, einem zierlichen, schwach duftenden Billet, dessen Aufschrift, mit Bleistift eilig hingeworfen, er sogleich erkannt hatte. Seine Hände zitterten leise, als er es öffnete. Donna Clara schrieb ihm, mit ihrer deutschen, spät gelernten und vielleicht darum so eigentümlich reizvoll persönlichen Schrift:

„Warum sind Sie gestern nicht gekommen, lieber Freund? Ich hoffte und wünschte es so mit ganzem Herzen. Uebrigens hab' ich mich genährt, gestärkt, und bin wieder wohl. Ich konnte Sie sehr leider nicht heute zu Tische bitten; aber am Abend bin ich allein; der Baron geht in eine Art Klub mit bildende Kunst. Können Sie nicht kommen?"

„O ja, ich kann!" sagte er vor sich hin und seufzte. „Was kann so ein Mensch nicht alles! Der kann eine junge Frau gern haben wie ein Bruder, obgleich sie eine bezaubernde ‚Märchenprinzessin' ist; und kann sich dann so nach und nach bis zur Narrheit in sie verlieben, obgleich er ihr ‚Bruder' ist; und kann sich dann bis zum Grauen vor ihr fürchten, obgleich er Tag und Nacht eigentlich nichts thut, als sich nach ihr sehnen; und kann sich abmartern an dem, was ihn selig macht; das alles kann so ein tragikomisches, lächerlich jammerhaftes Geschöpf! — Und wenn ich jetzt auch die Hand feierlich auf die Brust legte und sagte: nein, ich geh' nicht hin; nein, ich halt's nicht aus — ich ging' ja doch hin. Die Eifersucht würd' sagen: ich bin die Pflicht, ich muß; und die Liebe würd' sagen: ich bin das Mitleid — ich soll! Das sind ja alles Canaillen und Komödianten, diese Leidenschaften . . . Also geh' ich hin!"

In einer Minute kam er auf die Straße; der Regen hatte aufgehört, der Wind hatte sich gedreht und war laulich mild geworden. In seinen Knieen war aber eine erstaunliche Unlust, zu gehn, eine schlotternde Mattigkeit. Er fühlte, daß er fieberte; sein Kopf schmerzte sehr, sein Atem ging hastiger, auf ein weiches, nicht unangenehmes Frösteln folgte eine trockene Hitze, die ihn bedrückte und beklemmte. „Was liegt daran!" dachte er, und nur etwas langsamer als sonst kam er an ihr Haus. Donna Clara war im Salon; sie saß am Kamin, in dem viele Scheite brannten. Die kleinen Füße waren nah am Feuer, sie hatte sich in ein braunrotes, warmes, weites Gewand gesteckt, und nachdem sie ihn begrüßt hatte, schüttelte sie sich. „Mich friert!" sagte sie. „Ich liebe Deutschland so sehr — aber sie ist so kalt!"

„Mein Gedanke war immer,“ erwiderte Jsinger, „die Deutschen sollten weiter südlich leben —“

„O, wie dank' ich Jhnen, daß Sie gekommen sind!“ fiel sie ihm ins Wort. Sie sah etwas frostig aus, aber nicht mehr bleich. „Jch sehne mich so, an Sie zu sprechen, weil ich immer denke: er schüttelt über mir den Kopf, er begreift nicht, wie ich meine Lebenslust so verlieren konnte; wie ich mir einbilden konnte, der Graf meint es ernst zu mir! Sie werden es aber begreifen, wenn Sie seine Briefe — —“

Sie war aufgestanden und huschte hinaus, ohne auszusprechen. Nach einer Minute kam sie zurück, eine kleine elegante, mit Holzmosaik verzierte Kassette in der Hand. Sie zog ein Schlüsselchen hervor und schloß sie damit auf. Es waren nur Briefe darin; jeder, nach Frauenart, in sein Couvert gesteckt, obwohl sie gewiß schon oft heraus und wieder hinein gewandert waren, denn die Ränder der Einschläge waren vielfach zerstoßen und gebrochen. Sie zog die Briefe hervor und legte sie auf einen Tisch; dann überlief sie aber wieder ein Frösteln, und sie ging um den Tisch zur Chaiselongue, die daneben stand. „Sie erlauben ja!“ sagte sie, streckte sich aus und zog eine feine, farbige Decke über sich hinauf. „Setzen Sie sich zu mir, nehmen Sie diesen Stuhl!“ Darauf griff sie wieder nach den Briefen und legte sie auf ihren Schoß. Mit der Geschwindigkeit und Anmut, mit der ein Eichkätzchen Nüsse öffnet, zog sie einen Brief nach dem andern aus seiner „Schale“ heraus. „Lesen Sie!“ sagte sie. „Lesen Sie, was Sie wollen. Vor Jhnen hab' ich kein Geheimnis. Sie sind nach dem Datum geordnet; auf jede Außenseite, zu oberst, werden Sie ihn finden. Von meinem Bleistift geschrieben, sehn Sie. Sagen Sie mir, lieber Freund, ob ich von diese Briefe eine zu gute Meinung hatte — ob Sie mich verdammen!“

Jsinger ergriff das erste Blatt; er begann schon finster zu lächeln, ohne es zu wissen. „Was für Briefe werden das sein?“ dachte er. „Unverschämte Beteuerungen; zärtliche Ergüsse aristokratischer Mußestunden; all diese halben Lügen, die eigentlich ganze sind. All dieses Streicheln und Schmeicheln, mit dem man die großen Kinder, die Frauenzimmer, ewig gefangen hat und ewig fangen wird . . .“

Er las. — Er nahm ein Blatt, einen Bogen nach dem andern. — Jhm entfuhr kein Wort, kein Laut. Er starrte nur

immer fest aufs Papier. Von Zeit zu Zeit hörte sie seinen schweren Atem, den er langsam einsog und rascher wieder ausstieß. Auf seiner Stirn, an den Augen und Wangen regte es sich zuckend. Sein Gesicht entfärbte sich, dann war es wieder voll Blut. Donna Clara sah zuweilen auf die Blätter, aber mehr auf ihn; sie betrachtete ihn zuerst geduldig wartend, dann verwundert, staunend. Zuletzt erfaßte sie eine Ungeduld, eine Bangigkeit, die ihre schmalen Finger spreizte und auf der leise knisternden Decke auf und nieder schob.

„Sie lesen sonderbar," sagte sie endlich: „mit dem ganzen Gesicht. Aber — Sie sagen ja nicht ein Wort. Mißfällt Ihnen das alles so sehr?"

„O nein," murmelte er, wobei er auf einmal vor innerem Schmerz mit den Wimpern zuckte. „Das sind ja — merkwürdige Briefe. Ungewöhnliche. — — Das ist keine Liebelei; das ist alles — so ernst, so sachlich. Das ist einfach Liebe!"

„Finden Sie das auch?"

„Er streitet mit Ihnen, er schilt mit Ihnen, er macht Sie herunter — — schmeicheln thut er Ihnen nie."

„Nein, das thut er nicht!"

„Aber er schreibt Ihnen alles — alles — so wie man mit sich selber spricht. Und" (es gab ihm einen neuen Stich, so daß er zusammenfuhr) — „und es ist alles der Mühe wert. Er hat viel zu sagen. Er denkt viel; und in einem großen Stil, sozusagen. Kurz, ein ganzer Kerl — — Aber von einem Grafen sagt man ja wohl nicht: ‚ein Kerl'. Kurz — ein ganzer Mann!"

„Finden Sie?" fragte die Baronin, deren Augen glänzten, durch einen feuchten Nebel hindurch. „O, wie sind Sie gut! — — Aber an vieles, was er sagt, werden Sie sich stoßen, denn ich thu' es ja auch. Sagen Sie es offen!"

„Warum sollt' ich es nicht sagen," stieß er heraus, ein bitteres Lächeln erstickend, eh' sie es bemerkte. „Aber ich lese und lese — so was find' ich nicht. Alles, alles gut!"

„Zum Beispiel hier, lieber Freund; gleich in diesem Brief!" — Sie nahm den letzten Bogen, den er gelesen und auf den Tisch gelegt hatte, und deutete mit dem Zeigefinger auf die erste Seite, nach unten. „Bitte, lesen Sie das!"

Isinger las laut:

„— — Ich fühle auch stärker als je, obwohl ich es immer

fühlte: mit unserm aristokratischen Vorurteil kommen wir nicht weit! Nur der Geist und das Herz sind von Adel. Alles, was wir noch voraus haben, ist eine etwas schlankere Bauart, und daß wir unsre Haut besser pflegen, und daß wir nie zu lange Visiten machen. Sonst find' ich, sind unsre Flügel von Blei; sie halten uns mehr zurück, als daß sie uns heben!"

„Nein, das meint' ich nicht," sagte sie und zog ihm das Blatt sanft aus der Hand. „Aehnlich denk' ich ja auch! Halbblut, das ich bin! — Aber das da; hier!" — Sie schlug um und deutete auf die nächste Seite, etwa in die Mitte. Sie schien jede Stelle im Kopf zu wissen; die arme kleine Baronin hatte diese Briefe wohl manches Dutzendmal gelesen ...

„Also hier," sagte er und las:

„— — Das ist auch eine Gefahr der Aristokratie, und der allerbesten: wir dilettieren so gern in Wissenschaft und Kunst, weil die regelrechte Arbeit uns, sozusagen, etwas ‚bürgerlich' vorkommt, weil wir's ‚nicht nötig haben', und so zersplittern wir oft unsre schönste Kraft. Ich sag' Ihnen, ich hab' einen Ekel an diesem geistreichen Schmetterlingsleben, das ich nun auch schon so lange führe und dabei für was Besonderes gelte; und was bin ich? Nichts! Ich möcht' lieber der beste Schuster werden, als so ein Herumschlecker bleiben, der zehn Sachen halb kann, und nicht eine ganz ..."

„Nun ja, da haben Sie's!" rief die Baronin aus. „Was für Uebertreibungen das sind ... Es muß doch auch solche ‚geistreiche Schmetterlinge' geben, die von alle schöne Blumen saugen, was zu saugen ist ... Habe ich nicht recht?"

Ifinger verzog das Gesicht. „Ich hätte ja nichts dagegen," sagte er mit einer verzwickten Art von Lächeln, „wenn der Graf unrecht hätte; aber — ich kann's nicht finden; — bitte um Vergebung. Wenn der Graf so fühlt, muß er danach handeln; denn dann ist vermutlich eine ganze Kraft in ihm, die ganz aus ihm heraus will; und da heißt es: pouvoir oblige!"

Sie sah ihn etwas betroffen an. Ihre Augen gingen darauf umher; sie nickte einem andern Briefbogen zu, der bei den gelesenen jetzt zu oberst lag, und nahm ihn in die elfenbeinweiße Hand. „Aber hier!" fing sie wieder an, ihm die Schlußseite hinhaltend. „Hier auf dieses Blatt! Finden Sie den auch gut?"

„— — Ich gestehe Ihnen offen," las Ifinger laut, „so

poetisch mich Ihr ganzes Leben und Weben angemutet hat, ein schnödes Gefühl hatt' ich doch: diese ganze ästhetische, feingeistige, duftige Existenz — sie ist doch nervös; sie entnervt. Können Sie dabei dauernd glücklich sein? Ich wollte, Sie müßten von Zeit zu Zeit Pfannkuchen backen oder Strümpfe stricken; ich wollte, Sie hätten sich um einen Mann zu sorgen, der für sein Volk Politik macht und heut' befackelzugt, morgen gesteinigt wird; oder ich wollte, Sie hätten in einem großen vaterländischen Krieg Verwundete zu pflegen — aber tüchtig, gründlich. Kurz, ich wollte, Sie und ich — — o Gott, Sie und ich! — wir hätten etwas zu thun! Denn, so wahr ich lebe —"

„Das ist schon genug," sagte die Baronin. „Nun! wie finden Sie das?"

„Ich wollt', ich hätt's geschrieben," antwortete er trocken, und biß dann die Zähne zusammen, weil diese „gottverfluchten" Schmerzgefühle immer wiederkehrten ... „Das heißt, in des Grafen Mund ist es erst das Rechte; — ihm macht es Ehre, Donna Clara; ihm macht's sehr viel Ehre ... Glauben Sie mir, er hat doch im Grunde recht, und — — und er meint's Ihnen gut!"

„Sie verteidigen also alles an ihm? Das hätte ich nicht gedacht. Ich dachte, Sie würden für mich Partei nehmen —"

„Was heißt das: Partei? Partei? Wenn ich Partei nehmen würde, dann — — Aber dann wär' ich ein Hundsfott; das kann ich also nicht." — Er hielt den Brief empor und schüttelte ihn mit zitternder Hand: „Sehn Sie, Donna Clara. Das ist — — das ist ein ungewöhnlicher Mensch!"

„Nicht wahr!" sagte sie weich, und auf einmal glücklich. „Nicht wahr, ich hatte doch recht, mich in ihn — — und an ihn zu glauben? — Er aber — er, er — er glaubt nicht an mich ... Er glaubt an mein Mann. Er sagt mir: ‚Sie lügen ...'"

„O! o! o!" rief sie aus, wieder ganz Spanierin — oder auch Yankee-Tochter — und ballte die kleinen Hände. Das Blut trat ihr ins Gesicht, sie warf die Decke zurück, wie um nicht zu ersticken. Dann brach sie in Thränen aus und schluchzte; das hatte er noch niemals gehört.

Unsinniges, doppeltes Mitleid, mit ihr und mit sich, schüttelte ihn nun auch. — „Aber Sie lieben ihn noch?" fragte er, sich wieder erbarmungslos marternd.

„Er soll mir's abbitten," war ihre Antwort; „abbitten — hier zu meinen Füßen. Eher hab' ich nicht Ruhe; nie!"

„Sie lieben ihn aber noch?"

„Ich weiß nicht. — Es ist möglich." — — Die großen, von Wimpertropfen umzitterten Augen sahen ihn rührend ehrlich an: „Ach, lieber Freund, ich fürchte! Ja!"

„Warum auch nicht," brummte er zwischen den Zähnen; „er ist's wert. Er ist's wert. — Möchten seine Frau werden?"

„Wie können Sie von etwas reden, das unmöglich ist. Er hält mich ja für — — Er verachtet mich! — — Aber beim Baron bleiben — — Glauben Sie das nicht. Ich kann bald nicht mehr. Gott sei Dank, ich hab' wenigstens keine Kinder . . ."

„Liebe Donna Clara!" sagte er von Mitleid gefoltert, — jetzt nur Mitleid mit ihr. „Warten Sie's noch ab. Steigen Sie gefälligst auf eine Wolke und schauen Sie von da herunter: da liegt die Baronin Pillnitz auf einer Chaiselongue und blickt mit Verzweiflung in die dunkle Zukunft; aber gleich rechts um die Ecke — sie kann's nur nicht sehn — kommt schon die andre Schildwache, die sie ablösen soll. Sie stehn jetzt auf Ihrem Posten. Das ist der große Drill. Das sind Prüfungen. So sehe ich jetzt alles an, was mich trifft; das bekommt einem gut. Wer hielte die Geschichte sonst aus!"

„Ja — Sie haben wohl recht! — Stärken Sie mich nur, Sie armer, geplagter Freund. Reden Sie mir nur zu!"

„Sie haben Kraft; verzagen Sie nicht an sich. Seit ich Sie kenne, wie sind Sie gewachsen; wie haben Sie Ihrer weichen Seele das Rückgrat gestärkt —"

„Glauben Sie?"

„Ich weiß es gewiß. Es steht ja auch auf Ihrem Gesicht. Als wüchse aus der Spanierin immer mehr und mehr die Amerikanerin heraus . . . Denn sehn Sie, Sie werden nicht nur immer — holder, immer reizender —"

„Lieber, guter Freund!" sagte sie gerührt. „Sie meinen es mir so gut! Sie wollen mich in mein Unglück trösten!"

„Ich sage nur, wie es ist. Nicht nur immer reizender: auch Ihr Geist — Ihr Ernst . . . Man braucht ja nur in Ihre Augen zu schauen: die sind um hundert Meter tiefer geworden . . ."

Er sah ihr in diese vertieften Augen; es that ihm aber nicht gut. Sie drückte ihm dankbar die Hand; das ertrug er nicht

mehr, er beugte sich hinab, um wenigstens einen ihrer Finger zu küssen. „O!“ rief sie verwundert aus. „Wie heiß Ihre Lippen sind!“

„Das thut nichts ... Donna Clara! Sie sind ja — — Sie sind einfach die Poesie. Ja, ja, die Poesie ... Alles an Ihnen redlich und wahr, nicht so viel Falsch in Ihnen — aber dieser Duft über allem, aus Aristokratie, Schönheitsgefühl, Seelengüte gemischt ... Sie leben in dieser prosaischen, kalten Welt wie in einem Zaubersee, der nie gefriert; oder wie die Schwäne, die ich einmal in einem endlos kalten nordischen Winter sah: man hatte ein kleines Stück vom Fluß für sie aufgehauen, sonst war alles erstarrt, nur die edeln Vögel schwammen so schön, so ruhig auf ihrem Wasser dahin. Wenn ich Sie sehe, muß ich so oft an diese Schwäne denken ...“

Seine Stimme begann zu zittern; daß er dagegen kämpfte, nützte ihm nicht mehr. Er bewegte nur den Kopf, den fieberig glühenden, und ward still. Sie horchte und blickte befremdet, beunruhigt.

„Lieber Freund,“ fragte sie, „was ist Ihnen? Sie haben so heiße Augen; sprechen auch so ungleich. Sie sind doch nicht krank?“

Er schüttelte den Kopf. „Vielleicht etwas nervös vom Arbeiten,“ stammelte er, mit Widerwillen lügend; „weiter nichts; weiter nichts! — — Wie klein sie ist,“ dachte er; „aber wie gottverboten holdselig liegt sie da. Nur ein einzigmal einen Arm unter ihren Rücken legen — — das wär' ein Gefühl ... Wie zutraulich sie daliegt. So spät in der Nacht. Wir so ganz allein; als wären wir ein Liebespaar, als hätte Baron Pillnitz recht ... Sie liebt nur unglücklicherweise den andern — und so nach und nach werde ich verrückt!“

Mehrere Thüren gingen; es wurden Schritte laut durch die stille Nacht. Hermann fuhr zusammen. „Der Baron kommt nach Haus,“ sagte die Baronin ruhig, mit einem Anflug von Lächeln. „Fürchten Sie sich nicht: hierher kommt er nicht mehr. So spät thut er das nie. Er geht gleich zu Bett!“

„Er geht gleich zu Bett,“ wiederholte Hermann sich in Gedanken, halbbewußt, verstört. Ihm war unsinnig bang „verbrecherisch“ zu Mut ... Ihm! — „Hat man je so etwas erlebt!“ dachte er. „Ich bin wirklich toll!“ — — Die Schritte entfernten sich. Bald war wieder alles still.

Sie nahm von neuem seine Hand; er bebte. „Wie war das wieder lieb und gut," sagte sie, „von der Poesie, von den Schwänen; er war wie ein Gedicht. Ach, ich bin nur nicht so, wie Sie von mir sagen; ich bin so arm, so schwach. Ach mein einziger Freund! Verlassen Sie mich nicht! Helfen Sie mir! Ich selber kann mir nicht helfen!"

Plötzlich durchlief ihn ein brennender, sonderbarer Schmerz; er sah, wie durch eine geöffnete Thür, auf ein noch traumhaftes Bild: wie er helfen könne. Nur seine Liebe und seinen Haß mußt' er dabei opfern ...

Eine Uhr im andern Salon schlug zwölf; dann auch eine Kirchenuhr draußen. Er horchte; endlich stand er auf, langsam, widerstrebend — als nehm' er nun wieder von einem goldenen Wahn seines Lebens Abschied. „Nun muß ich doch fort," sagte er. Seine Zunge war wie Blei. Donna Clara lag noch; seine trüben Augen verschlangen sie. „Am liebsten würd' ich sie küssen," dachte er ... „Aber damit wäre ihr nicht geholfen ..."

Er trat zurück; nun taumelte er. Sie bemerkte es. „Dios mio!" sagte sie fast bestürzt. „Was haben Sie?"

„Nichts," antwortete er; „eine Nervendummheit. Oder auch eine sehr gescheite, vernünftige Mahnung: ‚mach, daß du zu Bett kommst!' — Ich werde das also thun. Morgen ist es gut!"

„Ich hoffe!"

„Ja, ganz gewiß. Gewiß. — Und ich werde — —"

Es ward ihm dunkel vor den Augen, darum verstummte er.

„Was werden Sie, lieber Freund?"

„Ihnen helfen werd' ich. Darüber hören Sie mehr. Gute Nacht. Ja, ich werd' Ihnen helfen!" —

Er war draußen, er schloß die Thür. Er ging durch das noch beleuchtete Vorzimmer; seine Schritte hallten, wie vorhin die des Barons. Die Glieder waren noch schwerer, träger, als da er kam; dennoch bemühte er sich, möglichst geräuschlos zu gehn, als müsse er sich hüten, an sein Dasein zu erinnern. In einem Kabinett, das an das Vorzimmer stieß, lag der Diener, der ihm die Hausthür öffnen sollte, in einem Lehnstuhl und schlief. Er mußte ihn wecken; der schlaftrunkene Bursche sah ihn verdutzt und etwas bedenklich an, wie einen „glücklichen Verbrecher" — so dachte Isinger mit wildem Humor — der von seiner „Herrin" in die Nacht hinausschleicht. Und ihm war so elend ums Herz ...

Ein leichter Taumel wollte ihn nicht ganz verlassen; endlich war er zu Hause, entkleidete sich und warf sich ins Bett. Die Augen schlossen sich gern; es kam aber kein Schlaf. Das ganze Hirn schien zu schmerzen; doch das störte ihn nicht so sehr, wie die Gedankenjagd . . . Es erging ihm wie vor zehn Jahren oder drüber, als er im Fieber einer Grippe, zum Bett und zum Alleinsein verurteilt, die jugendliche Thorheit begangen hatte, mit sich Schach zu spielen, und nun in den endlosen, qualvollen Phantasien des überreizten Gehirns alles zum Schachspiel ward: was er auch zu denken versuchte, die Landkarte von Europa, das Quadrat von a + b, der „kategorische Imperativ", die Idee des „Guten und Schönen", alles verwandelte sich ihm wie durch eine verhexte Taschenspielerkunst in eine Schachfigur und fuhr als Läufer schräg übers Brett oder hüpfte als Springer im Rösselsprung vorwärts und zur Seite. So mühte er sich jetzt vergebens, Bilder hervorzurufen, Erinnerungen zu wecken, Vorstellungen anzuschauen; aus allem ward der Gedanke: „Hermann Isinger, hilf! — Beiß nicht ins Kopfkissen; das nützt nichts; du mußt dich opfern und helfen. Helfen heißt nicht bloß verzichten, sondern beistehn heißt es. Sie kann nicht ohne ihn leben; also geh hin, bring ihn ihr zurück! Hast bei deiner ersten Liebe für dich selbst gelebt, wie ein Egoist; das kannst du bei der zweiten nun gutmachen. Du sprachst ja zu der kleinen Frau so weise, vom „großen Drill" und von „Prüfungen"; jetzt sag' das auch zu dir, Hermann Isinger! Geh auf deinen Posten!"

Das Fieber war im Blut und in seiner Seele; er lag wie im wachen Traum, er kam sich vor wie der Erzvater Jakob, der nachts mit dem Engel ringt. Es siegte aber der Engel, wie er endlich spürte . . . „Ach," dachte er ermattet, und doch wie vom Bett gehoben durch ein wunderlich, schmerzlich seliges Gefühl: „ich fing so schön an, ihn zu hassen, und nun soll ich ihn lieben . . . Ja, ja, ich muß ihn lieben; dann geht's. Wenn ich ihn ihr gönnen kann, kann ich ihm auch seinen Wahn aus dem Herzen reißen; und mir dieses Gift . . ."

Gegen Morgen kam, mit dem Entschluß, der ersehnte Schlaf; doch wie jene Kobolde, jene Schachfiguren durchfuhren ihn immer wieder sinnverwirrte Träume. In alle Sprachen, die er kannte, mußte er übersetzen: „Geh auf deinen Posten!" und „Hermann Isinger, hilf!"

VI.

Christel erschrak, als ihr Doktor spät am Morgen im Speisezimmer erschien: er sah wieder fast so grau aus wie in jener Unglücksnacht, als die Frau fortgereist war; nur daß auf den Wangen immer wieder rötliche Flecken erschienen. Auch fiel ihr nun auf, daß er in diesen wenigen Tagen abgemagert war, mit spitzer Nase und hohlen Augen, und daß über seinem freundlichen Mund sich scharfe, schräge, humorlose Linien eingegraben hatten. Sie sah ihm ganz verdutzt ins Gesicht, als er ihr erklärte, diesen Abend verreise er; nur auf kurze Zeit; sie möge ihm „mit ihrer gewohnten Kunst und tiefen Einsicht" seinen Koffer packen.

„Wohin?" fragte sie stotternd.

„Nach Klosterneuburg bei Wien, zum Herrn Erhart. Hier ist seine Adresse; falls sich was ereignet!"

Sie faßte sich einen Mut: „Aber Sie können ja nicht reisen, Herr Doktor; nehmen Sie's nicht übel, daß ich das sage. Es geht Ihnen ja gar nicht gut!"

„Es geht mir nicht gut? — Mir scheint, Christel, Sie fangen an, mehr zu wissen als ich. Lassen Sie das lieber. Mir geht es grade so gut, wie ich's brauche, um nach Wien zu reisen. Was mir etwa zu einer normalen Mustergesundheit fehlt, das hol' ich mir unterwegs!"

„In der Nacht, Herr Doktor?" wandte sie etwas schüchterner ein. „Wenn Sie des Nachts reisen, schlafen Sie ja so schlecht. Und diese letzten Nächte haben Sie jämmerlich geschlafen —"

„Sie sind ein wunderbares Geschöpf: was Sie alles wissen! Grade in der letzten Nacht — —"

Er stockte.

„Was haben Sie in der letzten Nacht?"

„Ganz ausgezeichnet geschlafen!" stieß er, durch ihre großen Augen gereizt, mit einem fliegenden Erröten aus.

„Aber mein guter Herr Doktor!" rief das Mädchen und hob beide Hände. „Wie können Sie das sagen! Sie haben sich ja gewälzt und geseufzt und mit sich gesprochen, fast die ganze Nacht. Und wenn Sie wohl einmal eingeschlafen sind, dann haben Sie auch im Schlaf gerufen und geredet! Ja, Herr Doktor; Sie!"

Er sah sie sehr betroffen an. „Darf man fragen, woher Sie das alles wissen? Können Sie durch drei Thüren und drei Zimmer hören? Oder haben Sie diese interessanten Sachen geträumt?"

„Nein, das hab' ich nicht; aber — — ich war doch schon unruhig, und bin zuweilen aufgestanden — und hab' an Ihrer Thür —"

„Gehorcht!"

„Das ist doch kein Verbrechen, Herr Doktor; in so einem Fall doch nicht. Sie sahen schon so übel aus ... Und zum Arzt — wenn es nicht für die Kinder ist — wollen Sie nie schicken. Da bin ich in meiner Sorge um Sie denn umhergegangen —"

„Wie die weiße Frau!"

„Ach, mein guter Herr Doktor, lächeln Sie doch nicht. Das ist nicht zum Lächeln. Schicken Sie zum Doktor, ich bitte Sie; oder wenn Sie das nicht wollen — reisen Sie wenigstens nicht!"

Isinger ging durchs Zimmer; er erregte sich; eine innere, schleichende Glut drängte ihn dazu, es that ihm wohl, daß er sich erregte. Mit den Armen schlenkernd kam er langsam zurück: „Ich will Ihnen was sagen, Christel. Ich kann auch den Koffer packen, und Sie können den Doktor Isinger spielen; das ist alles zu machen. Aber nötig ist es noch nicht. Ich bin noch bei Verstand. Sobald ich einen Vormund brauche, wird man darüber einen Gerichtsbeschluß machen; werden dann Sie dazu ernannt, dann genieren Sie sich nicht, nehmen Sie das Gängelband und leiten Sie meine Schritte. Wie jetzt die Sachen noch stehn, reise ich heute abend nach Wien, mit dem letzten Zug. Ich bitte um Ihre Zustimmung. Schrumpfen Sie aber etwas ein, Christel; ich glaube, Sie werden zu groß!"

Es durchfuhr sie heftig. Sie sah ihn eine Weile an, bis in die Lippen blaß; dann starrte sie vor sich hin. Es schien, daß sie etwas erwidern wollte; als sie aber wieder aufblickte, schüttelte sie nur, wie beteuernd, den Kopf. Ein paar vorwitzige Thränen drängten sich hervor, blieben aber, als würden sie angehalten, in den Augen stehn. Sie ging still zur Thür.

„Christel!" rief er ihr nach. Es hatte ihm auf einmal jemand von innen einen Stoß gegeben. „Christel!" rief er noch einmal, da sie sich langsam herumgewendet hatte und ihr treu-

herziges Gesicht, durch den Schmerz verschönt, einen schwachen Versuch machte, sich wieder zu erheitern. Bitte, bleiben Sie noch; mir ist — — Ich glaube, man hat Sie hier eben gekränkt. Ja, ja; schütteln Sie nicht den Kopf. Wie kann man Christel Schellenberg kränken; das ist nicht in der Ordnung! — Ich bin — — bin nervös. Bitte, geben Sie mir die Hand. Ich will Ihnen was auf französisch sagen, da Ihnen die Sprache jetzt geläufig ist: tout comprendre c'est tout pardonner!"

Sie lächelte und nickte.

„Verstehn Sie, was das heißt?"

„O ja," sagte sie schlicht. „Alles begreifen, das ist: alles verzeihn!"

„Statt ‚das ist' sagen Sie einfach ‚heißt'. Ja, ich bin nervös, Christel. Es ist nicht alles in mir, wie es soll. Darum — reis' ich fort. Und darum ärgerte ich mich vorhin über Ihre Sorge und Ihre Weisheit. Sie sind aber auch — — Nein, ich will mich nicht wieder ärgern; will Sie nicht mehr kränken. Sie, Christel Schellenberg — die Säule — die — —"

Er legte ihr plötzlich die Hand auf das braune, dichte Haar; was noch nie geschehn war. Ihr Kopf begann leise zu zucken, mehrmals nacheinander. Das Mädchen ward aber nicht rot, eher blaß.

„Wir können uns doch nicht veruneinigen, wie?" sagte er, an ihrer Schläfe hinstreichend. „Wär' das möglich, Christel?"

„Nein," sagte sie mit einem rührenden Lächeln; dann zog sie den Kopf leise weg.

„Uns hat das Leben nun einmal so zusammengeworfen; dabei bleibt es; wie? — — Den Koffer müssen Sie aber packen; — reisen muß ich, Christel . . ."

„Ja, ich werd' ihn packen," sagte sie mit gesenkter Stimme, resigniert, ein wenig die Achseln zuckend. Wie um ihr gebrochenes Selbstgefühl wieder aufzurichten, setzte sie etwas fester, bittend, hinzu: „Sie werden aber was essen, Herr Doktor; da steht noch Ihr Frühstück!" — Damit ging sie hinaus.

Der Tag zögerte sich so hin. Hermann versuchte zu arbeiten; es gelang ihm nicht, die Gedanken hielten nicht still. Er war mit den Kindern, bis ihre Lebhaftigkeit ihn erschöpfte und vertrieb. Endlich kam der Abend und die Stunde der Abfahrt; Christel hatte für alles gesorgt. Er fuhr in einem Wagen zum Bahnhof, matt in die Ecke gedrückt. Gedankenlos sah er auf die Häuser

und das Pflaster hinaus; in einem dumpfen, grundlosen, ahnenden Gefühl, daß er für immer abreise, daß er nicht mehr wiederkomme. In der Luisenstraße tauchten bei dem flackernden Laternenlicht drei wunderliche Gestalten auf: Brenzel, Prahm und Kircher, die drei Wahrheitspriester; sie gingen gegen den pfeifenden Wind, der mit ihren Haaren seinen Unfug trieb, sie schritten aber so trotzig aus, als wollten sie den Wind aus der Welt hinausdrücken, und die Welt mit ihren großen Füßen platt treten. Isinger sahen sie nicht. Er fuhr an ihnen vorbei; über seine fast erstarrten Züge ging ein schwaches Lächeln ...

Es war eine stürmische Nacht; wie der März sie gern hat. Von Osten, wohin seine Fahrt ging, sauste ein stoßender, „böiger" Wind, der dann nach Süden sprang; eine „heulende Bestie", wie es Isinger erschien, ein Feind der Ruhe, der Nacht, des Menschen. Wie lange glühende Linien flogen die Funken vorbei; es war, als pfiffen und ächzten sie, wenn der Zug minder laut fuhr, als wären sie lebendige, vorüberhöhnende Wesen. Wolken jagten am nachtblauen Himmel, doppelt geschwind, da man ihnen entgegenzog; sie rissen zuweilen den Halbmond in Stücke, plötzlich aber erschien er wieder, unversehrt, als hätten die Winde ihn wieder zusammengeweht. Hie und da flimmerte ein Stern, aber schwach und trüb, gleichsam zaghaft, wie aus weiterer Ferne als sonst; „sie scheuen den Tumult, sie sind Aristokraten!" dachte Isinger. In ihm war es anders; eine wilde Gärung verbreitete sich allmählich in seinem überheizten Hirn. Die Elemente seines Daseins schienen durcheinander zu wirbeln, während Denken, Vonsichwissen, Charakter, all der „angewöhnte Krimskrams" nach und nach erlosch. Ihn reizte, empörte, erbitterte der Sturm der Natur; es kämpfte in ihm ein andrer dagegen, auch so rastlos und ruhlos ... Er fuhr ganz allein; bald hier, bald dort streckte er sich auf den Polstern aus, wälzte sich umher; aber er blieb wach und sein Kopf blieb heiß, und er lehnte ihn immer wieder an das windumsauste Fenster, um ihn, wenn möglich, zu kühlen. Die Nacht ward etwas heller; an einem kleinen, öden Bahnhof, wo sie einige Minuten hielten, stand ein einzelnes Bäumchen, das ihm in die Augen fiel: es kämpfte einen harten Kampf, seine kahle, noch zierliche Krone flog hin und her, als säße der Wind als unsichtbarer Affe darin, der sie in blinder Wut rasend schüttelte. So schien auch seinen Kopf irgendwer zu schütteln ...

Auf einmal erwachten darin tiefere, schmerzliche Gefühle; es fiel ihm wieder ein, wohin er fuhr und vor wem er floh. Er sah Donna Clara an ihrem Kamin, und sich neben ihr. Er griff an seine Stirn, konnte nicht begreifen, daß er so dagesessen, daß er nicht wenigstens einmal sich zu ihren Füßen hingeworfen hatte; daß er nicht ihre Kniee umfaßt, nicht in die Luft hinausgerufen hatte, was er für sie fühlte. Ja, ja, ja, die Poesie, stöhnte es aus ihm, während seine Stirn an das Fensterglas des zitternden Wagens schlug; ja, ja, ja, du bist die Poesie ... Die ist nicht für mich; natürlich ... 's ist aber doch ein unsinniger Schmerz, daß sie nicht für mich ist — sondern für den andern ...

Es ward endlich Tag. Die Bäume am Weg wurden ruhiger; der Wind heulte nicht mehr, wenn der Zug auch still hielt. Doch er hielt bald nicht mehr. Er fuhr an den „Sommerfrischen“ des Wienthals vorbei, die noch alle in ihrem Winterschlaf lagen; neblig sprühte die graue Luft. Er fuhr gegen Wien zu ... Das wußte Jsinger noch, das begriff er noch. Dann verschwand ihm alles, der Nebel, der Tag, das Wissen und Begreifen. Endlich sank er von dem Haken herunter, an dem sein nach Ruhe lechzendes Gehirn diese ganze Nacht gehangen, Windluft und Feuerluft eingesogen hatte. Er sank in den Abgrund. Es gefiel ihm sehr; nur versank er so rasch, daß er nicht Zeit genug hatte, seine Erlösung zu fühlen. — —

Als er die geschlossenen Augen wieder aufthat, war ihm, als erwache er aus einem langen, oft wiederholten Traum: vom heißesten Afrika, wo ihn viele Ameisen äußerst lästig überliefen, hatte man ihn auf einmal nach Sibirien gebracht, in die schönste Kälte; immer kam er aber nach einiger Zeit wieder in die Hitze zurück. Zuweilen war ein Gesicht erschienen, ganz in seiner Nähe; er kannte es nicht; es lag ihm aber auch nichts daran ... Jetzt deuchte ihm das Erwachen nicht übel; er wußte noch nicht, warum. Daß der Traum zu Ende sei, das schien das Gute daran. Er blickte langsam umher, völlig ahnungslos, wo er sich befinde. Auch sah er nur undeutlich. Dagegen kam ihm bald ein erster deutlicher Gedanke: daß er offenbar nicht nur die Brille sehe. Mit einer matten, langsamen Bewegung griff er nach seinen Augen. Er hatte recht: da war keine Brille. Dagegen stieß er an einen nassen, kühlen Umschlag, der ihm nun vom Scheitel fiel. Um ihn her war ein heller, weißlich grauer Raum; oben, als Schluß, eine

geweißte Decke; um ihn her ein Bett. Ein Hemdärmel lag darauf; — es war sein eigener Arm, wie er nach einem tastenden Versuch zu seinem Erstaunen bemerkte. Wie kam er in Hemdsärmeln hierher? Wie kam er in dieses Bett?

Noch immer hatte er halb geträumt; jetzt verging auch das. Eine Gestalt kam heran, die einen Schatten warf; ein Gesicht, ein fremdes, fiel ihm in die Augen; — eben das Gesicht, das er zuweilen in Sibirien oder irgendwo da oben wahrgenommen hatte. Es war aber körperlich, wirklich; das angenehme, blaßrötliche Gesicht einer Frau, die sich ein wenig über ihn neigte und ihm still freundlich zunickte. Sie hatte eine Haube auf dem Kopf und war schlicht gekleidet. Sie sah ihn aber nur an, sprechen that sie nicht.

In solchen Fällen fragt man immer zuerst: „wo bin ich?" dachte Isinger, in dem mit der ersten Klarheit des Denkens ein verrückter Humor erwachte. Also gut ... „Wo bin ich?" fragte er dann laut. Er verwunderte sich aber, wie wenig Klang seine Stimme hatte.

„Im Krankenhaus," sagte die Frau, mit einem sanften, nüchternen Lächeln.

„Bitte: es gibt ziemlich viele. In was für einer Stadt, wenn ich bitten darf?"

„Nu, in Wien," erwiderte sie etwas verwundert. „Sie sind wohl noch weit weg. Drehen Sie sich lieber herum und schlafen Sie wieder ein!"

Er sann einige Augenblicke nach, ob er das thun solle, ob es besser sei. Die Wißbegier war aber doch stärker als die Schwere über seinen Augen und auf seiner Zunge. „Das kann ich ja immer noch," antwortete er, seine Kräfte sammelnd. „Wollen Sie mir nur sagen: wie komme ich denn hierher?"

„Man hat Sie auf dem Bahnhof im Wagen gefunden," sagte die Frau, — „als der Zug hereinfuhr. Man hat gesehen, Sie sind krank; und hat nicht gewußt, wer Sie sind. Da hat man Sie in das große Krankenhaus gebracht. Und ich pflege Sie. Sie haben aber diese Tage tüchtig gefiebert; — hoffentlich ist's nun vorbei. So, nun wissen Sie alles. Sie sollen noch nicht sprechen. Schlafen Sie nur ein!"

„In Wien wär' ich also," dachte er; „nur am falschen Ort! — — Krank! — Welcher Unsinn. — Christel hatte recht . . ."

„Bitte, nur noch eine Frage!“ sagte er nach einer Weile, da er die Frau noch am Bett stehn und ihren grauen Schatten auf die Wand werfen sah. „Können Sie mir nicht sagen, wann die Sache vorbei ist und ich wieder gesund bin?“

Die Pflegerin lächelte wieder, aber, wie es schien, etwas spöttisch. „Das kann ich Ihnen wohl nicht sagen,“ antwortete sie; „kommt ja auch darauf an, ob der Herr vernünftig ist. Wenn der Herr Professor kommt . . . Daß Sie sich nur nachher nicht wundern, will ich Ihnen noch sagen: ich geh' heut' fort, meine Leut' sind krank, hab' ein paar Tage Urlaub. Es wird also derweil eine andre Wärterin — — Aber nun machen Sie nur die Augen wieder zu; das ist jetzt das beste!“

Ifinger schüttelte trübselig träumerisch den Kopf. „Im Wiener ‚allgemeinen Krankenhaus‘,“ dachte er; „das war nie mein Ehrgeiz! — — Aber die Frau hat recht. Wärterinnen haben immer recht. Mein Kopf ist von Platina — oder welches Metall sonst das schwerste ist. Ich weiß keine Chemie mehr; ich kann nicht mehr denken . . .“

Das Bewußtsein verging ihm, und gegen die Wand gekehrt, versank er in einen tiefen, langen, traumlosen Schlaf.

VII.

Es war weniger hell um ihn her, der Tag schien zu verdämmern, als Ifinger sonderbar erfrischt und gestärkt erwachte. Er wußte sogleich, wo und was er war. Sein Kopf schmerzte nicht. Nur ein leichtes Hungergefühl regte sich weiter unten und flatterte, wie es ihm vorkam, in die öde Stirnhöhle hinauf. Er wandte sich langsam herum, gegen das Licht, als wäre da das Leben. Es legte sich ihm aber bald wieder ein Schatten in den Weg; ein Kopf, ein Gesicht, das irgendwoher aufgetaucht war und mit einer gewissen ruhigen Neugier, wie es schien, sich zu ihm hinabneigte. Wieder ein Frauengesicht, in einer Art von Häubchen; er erinnerte sich jedoch sogleich: das ist nicht dieselbe, ich weiß schon; die ist auf Urlaub fort! — Er nickte dieser neuen Wärterin freundlich zu, wie um ihr zu melden, daß er als Patient „bei ihr antrete“. Sie war jung und offenbar hübsch; ihr Haar von einem eigentümlichen, sanften Blond, das ihm sehr bekannt

schien; aber kurz geschnitten, wie bei einem Knaben. Ein graues Kleid stieg hoch am Hals hinauf. So viel sah er in der Dämmerung, in dem tiefen Schatten, den sie selber machte, mit dem sie ihn gleichsam bedeckte.

Auf einmal erschrak er: er hörte einen nicht lauten, halb erstickten und doch ins Mark dringenden Aufschrei; und im nämlichen Augenblick lief ihm ein schauriger Frost am Rücken hinunter, bis zur Ferse hin. „Hermann!“ rief die junge Frau. Er erkannte nun die Stimme, das Gesicht und alles. Sie streckte die Hände vor, die Finger nach oben gerichtet, und beugte sich zurück; dann blieb sie aber stehn, ohne sich zu rühren. Auch er in seinem Bett lag und regte sich nicht. Die beiden Menschen sahen sich — Gott mag wissen, wie lange — schweigend in die Augen; als hätte derselbe Blitz sie beide getroffen und betäubt. Sie atmeten anfangs kaum. Die Stille war so tief, sie hörten durch das gegeschlossene Fenster das Abendläuten von den nächsten Kirchen.

Bei ihr bewegten sich dann zuerst die geschlossenen Lippen. Sie öffneten sich noch nicht, es zuckte nur in ihnen. Endlich konnte sie sagen: „Wie kommst — — Wie kommen Sie hierher?“

Er antwortete nicht. Er sah nun an ihr hinab und hinauf. Das war *sie*! Das war die Porzelläne, die er an jenem Sommerabend zuerst auf der bemalten, flatternden Leinwandschürze anstaunte; das Farbenmärchen mit den rosenroten Wangen und den Blumenlippen, mit der Lockenpracht, die über die Schläfen fiel und aus der die ersten Funken in sein „malerisch“ aufgeregtes Herz sprangen . . . Die also stand nun da, als Wärterin im Krankenhaus; stubenbleich — wenn auch sonst nicht elend —, die Locken wie abgemäht, das Haar schlicht gescheitelt; der schöne Hals bedeckt, in dem grauen, wenn auch weltlichen Kleid die ganze Gestalt einer *Nonne* ähnlich. Ja selbst in ihrem *Schreck* war etwas Nonnenhaftes, Weltentfremdetes; denn anders erschrickt ein Mensch, der ganz in der „Wirklichkeit“, das heißt, im vergehenden Augenblick lebt, anders ein wie zeitlos Gewordener, Ausgeschiedener, den gleichsam nur ein Gespenst aus der verlassenen Zeitlichkeit um die Fassung bringt. Er starrte sie an, er schüttelte den Kopf. Von der Anstrengung schmerzten ihm endlich die aufgerissenen Augen. Mit den beiden Fingern, die sonst die Brille zu rücken pflegten, griff er hinauf, um die sich schließenden, schmerzstillenden Lider fester anzudrücken.

Sie verstand ihn falsch; „da ist die Brille," sagte sie halb mechanisch, wie sie in früheren Zeiten zuweilen als seine Hausfrau gesagt hatte. Sie nahm sie von dem Tischchen, das nicht weit von seinem Kopfe stand, und gab sie ihm in die Hand. Dann wiederholte sie, schon etwas gefaßter: „Wie kamen Sie denn hierher?"

„Danke," sagte er leise, auf die Brille deutend. „Ich — — ich wurde auf der Herfahrt krank, kam hier ohne Besinnung an. Da hat man mich denn — — Und Sie?"

„Nun — ich lebe hier," erwiderte ihre sanfte, resignierte Stimme. „In der großen Stadt kann man leichter verschwinden, übersehen werden, als — als anderswo." — Mit etwas zitternden Lippen setzte sie hinzu, da sein starrender Blick sie zu fragen schien: „Ich weiß wohl, daß hier in Wien — jemand lebt; aber er ist mir so fern, und ich ihm, als wär' er auf dem Mond."

Isinger schwieg; er sah sie nicht mehr an. Er blickte auf seine Bettdecke. Alles Vergangene trat ihm wieder vor die Seele . . . Milli seufzte einen Augenblick; es war kaum vernehmbar. Sie nahm sich zusammen und fragte: „Was ich Ihnen damals geschrieben habe — über ihn und mich — haben Sie das geglaubt?"

Er schaute sie wieder an. — „Ja," antwortete er.

„Ich danke Ihnen," flüsterte sie.

Sie waren wieder still. Die Glocken hatten ausgeläutet; Milli schien leise zu beten, als hole sie nach, was sie über dem schauerlich Unerwarteten dieses Wiedersehens versäumt hatte. Er betrachtete sie von der Seite, verstohlen, während sie das that. Ihm war nicht nach Beten, aber doch auch wunderbar, fast feierlich, andachtsvoll zu Mut; er sah wieder etwas Unbegreifliches über sich gekommen . . . Da stand sie, die Frau, die er begehrt, geliebt, um die er dann gestöhnt, geweint, die er in der ersten blinden Wut fast getötet hatte — ja, ja, fast getötet — und nun war das alles wie im Meer versunken; er sah sie wieder und fühlte nichts; fühlte nichts als Mitleid. „Die müßt' ich umbringen, dacht' ich; und nun ist sie mir wie auf einem andern Stern, oder aus einer andern Welt . . . Gott! Was wissen wir? Was haben wir für Augen, und was für Gedanken? Und was wußt' ich noch gestern davon, wie ich heute sein würde, wenn sie kommen würde; — was ahnen wir im voraus, wie ‚es'

in uns reden wird, wie ‚es‘ fühlen wird, wenn uns so ein Schicksalsaugenblick plötzlich bei der Hand nimmt und schüttelt? — — Ich hab's nicht gewußt. Da steht sie. Mich rührt's, wie sie dasteht. Ich könnt' ihr die Hand geben, als sähen wir uns auf dem Sirius wieder; könnt' sie fragen: Milli! wie ist dir's ergangen? Wie geht's dir? Wie hältst du dies Leben aus? Willst du nun immer so leben — —“

Sie sah jetzt zu ihm hinüber, mit dem weltfremd blassen, weichen, guten Gesicht. Er enthielt sich nicht, es trat ihm auf die Lippen: „Wollen Sie nun immer so leben, Milli?“

Doch er schüttelte sogleich den Kopf. „Warum sag' ich ‚Sie‘,“ dachte er. Leiser, etwas unsicher sagte er noch einmal: „Willst du nun immer so leben?“

Sie erschrak bei diesem ersten Du; sie staunte ihn an, als habe sie falsch gehört. Plötzliche, große, dankbare Thränen füllten ihr dann die tiefliegenden, langgeschlitzten Augen. — „Ich hoffe es,“ sagte sie; aber so erstickt, so leise, daß er es nicht verstand.

„Wie sagst du, Milli?“

„Ich hoffe es — immer so zu leben.“

Er hob einen Arm und bewegte ihn gegen sie; es sollte Mitleid sein. Sie sah es; sie verstand es auch. „Lassen Sie das nur,“ erwiderte sie, fast ein wenig lächelnd.

Auf eine neue Bewegung von ihm faßte sie sich ein Herz und verbesserte sich: „Bitte, laß das nur! Mir ist so ganz gut. Ich weiß nun genau, was ich soll; und ich kann es auch. Niemand will was von mir, als was ich kann; jede Minute kann. Ich hab' weiter nichts zu verantworten, und nichts zu bedenken . . .“

Er schüttelte den Kopf, als fasse er das alles nicht. Aber mit einem gewissen ängstlichen, fast erregten Eifer, der die verblichenen Wangen etwas rötete, stieß sie nun heraus: „Ja, ja, ja! Immer, immer so! Nur nicht wieder ein Leben, das ich nicht verstehe, das mich hin und her reißt, bei dem ich mich tot kämpfe . . . Immer, immer so!“

„Milli —!“ sagte er.

„Was?“

Er schloß die Augen und schwieg.

Sie betrachtete ihn; sie sah sein abgemagertes, entfärbtes, hohläugiges Gesicht, jetzt mit dem Auge der Wärterin. Die Lippen und die Stirn verziehend — als Vorwurf gegen sich selbst

— sagte sie in anderm Ton: „Was thun wir da. Wir sprechen schon so lange — und das sollen Sie nicht. Und das sollst du nicht. Essen solltest du . . . Hast du Hunger, Hermann?"

Er nickte.

„Und das sagst du nicht! — — Erlaube . . ."

Sie ging hinaus, aber sie kam sogleich mit einem zugedeckten Teller zurück. Auf einem Stuhl neben dem Bett setzte sie sich nieder; breitete unter seinem Kinn eine Serviette aus, stützte seinen Kopf durch Kissen und füllte ihm den Löffel, nachdem sie den Teller aufgedeckt hatte. „Suppe," sagte sie leise. Sie führte ihm den Löffel zum Mund. „Verzeih!" setzte sie hinzu.

„Was denn verzeihn?"

„Daß ich nicht sogleich — — Hab' dich hungern lassen."

„Ich hatte vergessen," murmelte er, „daß ich hungerte."

Er aß. Ueber den Löffel hinweg sahen sie sich an. Die bleichen, ernsten Gesichter versuchten dann und wann zu lächeln. Indem sie ihn fütterte, war sie lange still; endlich sagte sie: „Sorge hab' nur nicht. Der Doktor sagte mir, als er mich in dies Zimmer schickte: Den Patienten versteh' ich noch nicht ganz; ein organisches Leiden find' ich absolut nicht; es wird eine Ueberreizung und Erkrankung der Nerven sein. Das Gehirn ist aber nicht krank . . ."

„Und nun hast du so lange und so gut geschlafen," setzte sie nach einem plötzlichen, lauten Atemzug, in unterdrückter Bewegung hinzu. „Du lagst immer gegen die Wand; ich saß dort und ahnte nicht — —"

Sie ward still und schwieg.

„Ich danke dir," sagte er nach einer Weile; „ich kann nicht mehr essen."

Sie sah ihn an, stand auf, trug den Teller fort. — Zögernd kam sie wieder. — „So solltest du nun wieder schlafen," murmelte sie langsam.

„Meinst du? — Mir wär' wohl so!" antwortete er, tief über sich verwundert, daß er müde sein konnte. — „Milli! Und dann?"

„Und dann? O sei ruhig. Dann komm' ich nicht wieder. Ich werd' mit einer andern tauschen, mit der ich gut Freund bin; der Doktor versteht mich schon, wenn ich ihm nur andeute . . . Das ist leicht zu machen. — Ich bitt' dich, versprich mir eins!"

„Was denn?“

„Nie nach mir zu fragen; mir nie auf irgend eine Weise nachzuforschen, mein' ich. Ich will auch wieder anderswohin; aber bis sich das machen läßt — — Kannst du mir diesen einen Gefallen noch thun? Willst du mir's versprechen?“

Er besann sich kurz; „o ja,“ sagte er dann. Aber von einem trostlosen Gefühl des Mitleids übermannt, konnte er es nicht lassen, zu fragen: „Und — die Kinder, Milli?“

Als hätte sie so eine Frage erwartet und gefürchtet, stammelte sie rasch: „Denen geht es gut — hab' ich ja gehört. Ich kann nur noch das eine, was ich thue; weiter kann ich und will ich nichts . . .“

Es stieg ihr aber ein Schluchzen aus der Brust herauf, mit dem sie jämmerlich rang; ein traurig menschliches, gar nicht nonnenhaftes Schluchzen. Sie legte beide Hände auf den Busen, wie um es hinwegzudrücken. Einige Augenblicke schloß sie auch die Augen; dann riß sie sie wieder auf und sah ihren Kranken an: „Was mach' ich da!“ sagte sie, das Weinen unterdrückend. „Du sollst Ruhe haben — und ich — — die Wärterin regt dich noch auf. Wie gesagt — ich will nichts. Und du hältst dein Wort. Und nun sollst du schlafen!“

Sie trocknete ihre Wangen, die von vorhin noch feucht waren, und stand wieder als „Nonne“, als „barmherzige Schwester“ da. — „Doch ein tüchtiges Weib!“ dachte Isinger.

Er sah ihr mit seinem besten, weichsten, reinsten Blick in die Augen, wie ein Bruder der Schwester; noch einmal in andächtigem Grauen in die sichtbaren Rätsel und den unsichtbaren Sinn dieser Welt versinkend. „Milli!“ sagte er dann nur, hob seine abgezehrte, bläulich geaderte rechte Hand von der Bettdecke und hielt sie ihr entgegen. Ihr Blick ruhte auf der Hand, wie fragend. Dann verstand sie ihn. Ihre Hände faßten und umschlangen sich. Er vergab ihr stumm; bat auch stumm um Vergebung. Sie sprachen beide kein Wort; nur Millis Lippen zitterten, in einem rhythmischen Beben, das auch ihre Wangen leise erschütterte.

„Ich danke dir!“ sagte ihm nur ihr umschleierter Blick. So stand sie lange da und hielt seine Hand; bis sie endlich fühlte, daß sie ihm zu schwer ward. Dann legte sie sie sanft auf seine Decke zurück. Sie betrachteten sich noch einmal . . . Stumm, mit dem Kopf, winkte sie ihm, zu schlafen; legte die Hände auf die Brust und ging still hinaus.

VIII.

Milli kam nicht wieder, wie sie's ihm vorhergesagt hatte. Isinger stellte sich langsam unter der Pflege einer dritten, dann der zurückkehrenden ersten wieder her; die Fieber blieben aus, es handelte sich jetzt im Grunde um die Erneuerung der verbrauchten Kräfte. Eine lähmende nervöse Schwäche dauerte an; sonst gedieh er doch bald so weit, daß er innerhalb der Mauern dieses riesigsten Krankenhauses, dieser kleinen Welt ins Freie gehn und an den ersten weicheren Frühlingslüften sich erquicken konnte. Die kurzen mit dem Bleistift geschriebenen Nachrichten, die er an Christel und auch an die Baronin schickte, meldeten nur, daß er in Wien sei und allerlei erlebe, nichts von seiner Krankheit. Wozu sollte irgend jemand auf der Welt davon wissen, solange er nicht den Zweck dieser verunglückten Reise irgendwie erfüllt hatte? — So erfuhr denn auch Erhart mit keinem Wort, daß Isinger ihm so nahe war. Erhart wunderte sich, denn es kamen Briefe und Sendungen aus München, von Christel an „Herrn Doktor Hermann Isinger" adressiert, „bei Herrn Franz Erhart in Klosterneuburg"; es erschien aber kein „Doktor", sie in Empfang zu nehmen. So vergingen Wochen. In der zweiten Hälfte des April rückte wirklich der Frühling an; die Sonne entwickelte plötzlich ihre schon südliche Kraft, und über die Alpen her kamen warme Lüfte.

In Isinger erwachte endlich die Lebens- und Willenskraft, die so lange geschlafen hatte, wie wenn die Saiten seines Nerveninstruments alle abgespannt oder zerrissen wären. Er sah sich vom Arzt, mit allerlei ernsten Warnungen, entlassen; er fuhr in die Stadt hinein, um nach seiner Art das neue Leben sogleich mit dem Schwersten, mit dem Besuch beim Grafen, zu beginnen . . . Daß Waldsee am „Kärtnerring" wohne, hatte er aus dessen Briefen an die Baronin ersehn; vor dem bewußten Hause stieg er denn auch ab. Schon unter der Thür befiel ihn aber eine Schwäche, die er wohl hätte erwarten sollen. Die Schwierigkeit und Bedenklichkeit seines Unternehmens fuhr ihm in die Kniee; die Schläfen wurden feucht, der Kopf dumm und leer; „ich würde mich schauderhaft blamieren," dachte er bestürzt, „wenn ich jetzt hinaufginge! — — Geht es überhaupt? — — Ja, es geht; weil es muß. Aber in diesem Augenblick geht's entschieden

nicht!" — — Er seufzte und lehnte sich neben der Thür an die Wand. Jetzt bemerkte er erst, was er beim Herfahren, mit fast geschlossenen Augen, gar nicht wahrgenommen hatte: auf der andern Seite der Ringstraße — dem Opernhaus fast gegenüber — brannte ein großes Haus; freilich nur unterm Dach, auf der abgekehrten Seite, die zu einer andern Straße zu gehören schien; aber eine mächtige, schöne Flamme stieg in den noch hellen Abendhimmel hinauf. Dennoch ging der Strom des Lebens auf der platzbreiten Ringstraße ruhig fort, her und hin; die überfüllten Wagen der Pferdebahn fuhren, die Fiaker und Karossen rasselten auf dem Granitpflaster, die unzähligen Spaziergänger, vom lauen Abend gelockt, zogen an Ifinger wie eine Doppelflut vorbei. Diese großstädtische Unbekümmertheit — die Feuerwehr wird schon löschen! — ergötzte ihn bei aller Schwäche; dazu die Schönheit des Wetters, das festliche Gewimmel im letzten, sinkenden Licht, die blaßrötlich angeschienenen, heiteren Gesichter, das Gefühl der ungeheuren Stadt, in der er mittendrin steckte. „Ich hätte gern einen Stuhl," dachte er; „da ich aber keinen habe, und noch nicht hinauf kann, so ‚wimmele‘ ich lieber eine Weile mit. Vielleicht steckt mich diese gesunde, fidele Menschenmasse an. Vielleicht geht etwas Nervenkraft von ihr auf mich über. Schaden könnt' es nicht!"

Er schloß sich dem Zuge an, der auf den großen Steinplatten des breiten Trottoirs nach rechts strömte; so kam er bald zum Opernhaus, das auf dieser Seite an die Ringstraße stieß. Die Gasflammen blinkten hier schon in den verdämmernden Tag hinein. Ein plötzlicher Welt- und Kunsthunger überfiel Ifinger, der so lange als eine von zweitausend Nummern im Krankenhaus gelebt hatte. Nur eine halbe Stunde Musik, Gesang, pathetische Armbewegungen, Kronleuchter, elegante Damen! Dann zur ‚Sache‘ zurück! — — Er kam ins Opernhaus, an die Kasse (es war wenig Zudrang) und auf seinen Platz im Parkett. Die Vorstellung sollte eben beginnen. Das Orchester stimmte. Geschwind mietete er noch ein Opernglas; einen Zettel hatte er nicht gekauft, auch noch keinen gesehn. „Was liegt daran, was sie singen," dachte er; „sie sollen mich überraschen . . ."

Sie überraschten ihn auch: der Vorhang ging auf, irgend ein unterseeisches Zauberschloß ward sichtbar, nach und nach erschienen aus allen Coulissen ganze Kompanien von Krebsen, Hummern, Fischen und allerlei andern phantastischen Meergeschöpfen;

sie zogen umher, sie sangen aber nicht; endlich tanzten sie. Es war keine Oper, sondern ein Ballett! — Isinger schüttelte den Kopf, das hatte er sich anders gedacht. Endlich hielt er ihn in philosophischer Ergebung still. „Auch gut," dachte er. „Allerliebste Nummern. So ein Ballett ist auch etwas, das ich nicht machen kann. Für 'ne halbe Stunde hab' ich allen Respekt!" — — Es kam noch eine Ueberraschung; eine größere. Als zweite Solotänzerin erschien eine große Person von auffallend schöner, harmonischer Gestalt; sie trat vorn aus der Coulisse hervor, mit einer übermütigen, burlesken Bewegung ihres linken Beins, die zu der schönen Erscheinung nicht stimmte; ein ebenso übermütiges Lächeln, mit dem sie dann ins Publikum hineinsah, stand ihr aber gut. Um den runden Kopf und auf der kleinen Stirn wirbelte und tanzte gekraustes Gold, sobald sie sich bewegte. Es waren Lina Schellenbergs goldblonde Locken, sie waren so wenig zu verkennen wie das ganze Wesen. Fast hätte Isinger laut gesagt: „Das ist ja die Lina!"

Sie bemerkte ihn aber offenbar nicht, obwohl er in einer der vordersten Reihen saß. Ihre lustigen „Katzenaugen" sahen nur anfangs geradeaus ins Parkett hinein; dann fiel ihm auf, daß sie mit naivster Dreistigkeit — zu tanzen oder zu agieren hatte sie jetzt nicht — seitwärts in die Höhe schielten und mit jeweiligem Blinzeln, wie wenn es der Ruck im Mechanismus wäre, einen Schuß nach dem andern abfeuerten. Unwillkürlich gingen seine Augen den ihren nach. In einer Loge des ersten Ranges, auf der rechten Seite, saß ein einzelner, wie es schien kleiner Herr; das gelbliche, etwas geisterhafte, leidend bleiche Gesicht verschwand halb in tiefschwarzem Bart. Seine dunklen Augen waren beständig auf die Tänzerin gerichtet; endlich nickte er ihr auch zu, wie es schien. Isinger betrachtete ihn durch das Opernglas. „Das ist die dritte Ueberraschung," dachte er, indem er doch zusammenfuhr: „da sitzt Leo Falk!"

Es war wirklich der Maler, er konnte nicht mehr zweifeln. Falk trug einen schwarzen Samtrock, wie in alten Münchener Zeiten; dennoch sah er feiner, eleganter aus, — obwohl Hermann nicht zu sagen gewußt hätte, wodurch und warum. Vielleicht auch durch seine Blässe, die bei dem tiefen Dunkel des Haars um so stärker wirkte. Es schien die Blässe eines Menschen zu sein, der zu stark lebt, sich zu sehr verbraucht; — „die richtige

Großstädterblässe!" dachte Isinger. Ihm fielen die Worte des Grafen Waldsee bei jenem ersten Gespräch ein, als dieser von Leo erzählte: „Die Ganzgescheiten sagen freilich, er malt sich zu Tode" . . . Jetzt bemerkte er erst, daß es ihm an Atem fehlte, so daß die Brust schon zu schmerzen anfing; es schien, seit er Leo ansah, hatte er noch nicht geatmet. Auch lief ihm ein Schauer den Rücken hinab, und die Hände hatten sich zusammengekrampft . . . „Das ist noch nichts für mich," dachte er, während er nach Luft rang. „Zu solchen Aufregungen gehören robustere Leute. Was thu' ich im Opernhaus! Ich will wieder fort!"

Er sah weder den Maler mehr an, noch die Tänzerin, stand etwas zögernd auf — denn die andern Zuschauer zu stören war ihm unangenehm — und suchte mit dem Blick nach dem nächsten Ausgang. Dabei fiel ihm ein Kopf in die Augen, der sich etwas höher befand. Er glaubte ihn zu kennen. Mechanisch hob er das Kinn; jetzt sah er zu seiner Ueberraschung den Grafen, der in einer der nächsten Logen, nicht weit von den Hoflogen, nach der Bühne gewendet saß. Auf den ersten flüchtigen Blick wirkte er ähnlich wie Falk, mit dem dunklen, fast schwarzen Vollbart und gekrausten Haar; dann entwickelten sich aber doch größere, vornehmere, auch geistreichere Linien. Seine Augen sahen nicht gespannt, fast glühend, wie die des Malers, sondern sehr gleichgültig auf das phantastische Gewimmel; er schien eher gelangweilt zu sein. So viel sah Isinger in der Eile; dann trat er geschwind aus der Reihe, um nicht länger zu stören. „Also zu Hause hätt' ich ihn doch nicht gefunden," dachte er im Gehn. „Da sitzt er. Also was fang' ich nun an? Meinem Koffer nachfahren in das Grand Hotel? — Vom Warten und Nichtsthun hätt' ich jetzt genug! — Wenn ich wenigstens vom Grafen hörte, wann ich ihn morgen finde; — mir deucht, er war in der Loge allein . . ."

Sein Unternehmungsgeist war wieder erwacht (wer weiß: vielleicht durch die Luft des Hauses, vielleicht durch ein dreistes Linafluidum); ohne weiter nachzudenken, ging er links zum ersten Korridor hinauf. Er traf einen der würdevollen Logenschließer und fragte nach dem Grafen Waldsee; sogleich ging der Diener voran und öffnete ihm die fünfte Thür. Isinger sah sich in einem schmalen Vorzimmer, mit Spiegeln und Plüschsitzen behaglich ausgestattet; an einem zurückgezogenen Vorhang vorbei sah er in die eigentliche Loge, und weiter ins „Haus" hinein. Er stand einen

Augenblick und wunderte sich: er hatte nicht gewußt, daß die Logen des kaiserlichen Opernhauses durch solche Vorräume gleichsam zu kleinen Wohnungen ausgeweitet sind. Vorn an der Brüstung saß Waldsee; er wandte den Kopf und erblickte Jsinger. Sofort schien er ihn zu erkennen: denn sein gleichgültiges Gesicht ward lebendig, ja es bekam einen Ausdruck von fast ungläubiger Betroffenheit. Die große Gestalt erhob sich. Er kam in das Vorzimmer. „Wahrhaftig! Sie sind's!" sagte er mit gedämpfter Stimme.

„Guten Abend, Herr Graf!" erwiderte Jsinger noch leiser, beinahe flüsternd. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Wollte durchaus nicht stören — —"

Der Graf antwortete sogleich durch eine geringschätzige Gebärde seines linken Arms gegen die Bühne zu. Dann fragte er, den Kopf bewegend, durch einen stummen, höflichen, übrigens sonderbar gespannten Blick.

„Wollen Sie mir nur sagen, Herr Graf, wann ich morgen die Ehre haben könnte, Sie in einer nicht unwichtigen Angelegenheit zu sprechen? Ich hoffte nämlich schon heute — — Da ich Sie aber verfehlt habe — das heißt —"

„Das heißt, ich bin ja hier," fiel Waldsee ihm lächelnd ins Wort. „Sie verfehlen mich also doch nicht. Bitte —!"

Er lud ihn ein, sich zu setzen.

„Erlauben Sie," sagte Jsinger fast bestürzt. „Man kann hier doch nicht — — Es handelt sich auch um eine schwierige — sozusagen, delikate — —"

Der Graf riß die Augen auf. Er warf einen raschen, funkelnden Blick auf Jsinger und an ihm hinunter; — sofort hatte er aber seine äußere Ruhe wieder. „Was thut das," sagte er mit dem bekannten Lächeln, das den andern vordem so oft gestört hatte. „In diesen Kajüten wird allerlei besprochen; ich versichere Sie . . ." Er ließ den schweren Vorhang fallen, der das Vorzimmer von der Loge trennte; jetzt sah man nicht mehr in das „Haus", und die lustige Musik des Orchesters schlug etwas gedämpfter herein. „Wir sind nun ganz unter uns. Ein paar Herren werden noch kommen — aber nicht vor dem zweiten oder dritten Akt. Bitte, sprechen Sie!"

Die kräftige, elegante Gestalt des Grafen, im Frack und in weißer Binde, nahm neben ihm auf dem braunroten Sofa Platz. Jsinger fühlte auf einmal wieder alle seine Nerven. Die krank-

hafte Schwäche vom „Kärntnerring“ ging ihm durch die Glieder. In dieser Umgebung, bei dieser Musik von den zartesten, bedenklichsten, verwickeltsten Verhältnissen sprechen ... „Im Sechsachteltakt,“ dachte er, unwillkürlich horchend. „Er wird mich übrigens nicht ausreden lassen; ich komme gar nicht durch ...“

Er starrte auf den Vorhang, durch den die Musik hereinkam; in seiner Aufregung war ihm, als sehe jetzt die kleine Baronin durch den Teppich durch und bitte ihn mit einem flehenden Blick, „sie nicht zu verlassen“. Es war ihm sonderbarerweise auch, als höre er hinter sich, aus der Wand, Millis weiche Stimme; sie flüsterte etwas — — er verstand es nicht; aber es erinnerte ihn, wie im Traum, an ihren Opfermut, ihren Heroismus ... Er drückte die vom Licht gereizten, brennenden Augen zusammen, um sich besser zu fassen. Dann stieß er endlich hervor: „Es handelt sich nämlich um — — um die Baronin handelt es sich.“

„Die Baronin Pillnitz?“

„Ja. — Ich bitte, Herr Graf, denken Sie vorderhand, Sie hätten es mit einem vernünftigen, zurechnungsfähigen Menschen zu thun — wenn's etwa auch nicht so aussieht. — Die Baronin hat mich mit ihrem Vertrauen beehrt ... Sie ist tief gekränkt, daß Sie — — daß Sie annehmen konnten, es stände ihr ein andrer zu nah' — nämlich meine Wenigkeit.“

„Ah! Sie hat Ihnen gesagt —?“

„Ja. Sie hat mir — alles gesagt. Ich kenne Ihre Briefe; den letzten — und die früheren. Ich weiß, daß Ihre Gefühle — — Kurz, ich habe alle Hochachtung und Bewunderung für Ihren Geist, Ihr Herz, Ihr — — Verzeihen Sie, daß ich mir erlaube, Ihnen das zu sagen. Es gehört zur Sache. Denn aus dem ganzen Inhalt und Ton Ihrer Briefe, aus Ihrem ganzen Wesen und Denken —“

Isinger unterbrach sich selbst; er hörte ein lebhaftes Klatschen und horchte auf, mit den Augen blinzelnd. Der Graf, dessen innere Erregung sich nur in einer eigentümlichen Spannung der Brauen und der Oberlippe wahrnehmen ließ, stand mit einer Art von Lächeln auf — er saß der Loge zunächst — und lüftete den Vorhang, um hinauszusehn. „Das ist ein Applaus für unsre jüngste prima ballerina,“ sagte er ruhig. „Die gefällt jetzt sehr. Mir nicht. Mir ist sie zu — positiv; wie ein Ausrufungszeichen; ‚Da bin ich!‘ — Wollen Sie sie sehn?“

„Ich danke," erwiderte Isinger trocken. Er war durch dieses Benehmen des Grafen doch etwas verwirrt, nahm aber all seine Kraft zusammen, um es nicht zu zeigen. Bisher hatte er seinen Hut in der Hand gehalten; jetzt stellte er ihn aber neben sich auf den Fußboden. Nachdem er abgewartet, daß Waldsee den Vorhang wieder zufallen ließ, fuhr er in seinem Satz rasch und fließend fort, als handle es sich um etwas Einfaches, Selbstverständliches: „Also aus alledem hatte ich entnommen, daß Sie kein gewöhnlicher Mensch sind — — es hat Ihnen übrigens beliebt, es auch in diesem Augenblick zu zeigen — — und daß die Baronin recht hat, Ihnen sehr zugethan zu sein; denn — sie ist es wirklich. Auch daß — — daß es gegenseitig ist. Sie bilden sich nur leider ein, ich sei Ihnen im Wege. Das ist ja gewiß eine Ehre für mich, die ich zu schätzen weiß; aber es ist ebensowenig wahr, wie daß Wilhelm Tell den Geßler erschossen hat, der wahrscheinlich gar nicht existierte. Die Gefühle der Baronin für mich existieren auch nicht. Ich bin ihr bester Freund, wie ich wohl sagen kann; wenn ich mehr sagen wollte, wär' ich ein Hundsfott. Entschuldigen Sie diesen kräftigen Ausdruck, in einem kaiserlichen Opernhaus. Es würde ja auch genügen, wenn ich sagte: über die Baronin und mich sind Sie ganz im Irrtum!"

Der Graf war nach und nach bleich geworden, während Isinger sprach; er rieb an seiner Uhrkette; übrigens lehnte er sich zurück und streckte einen Arm auf der Sofalehne aus, um seine Spannung und Bewegung nicht zu zeigen. Das „steinerne Gesicht!" dachte Isinger, der ihn einigemal flüchtig von der Seite ansah. Nicht gerade lächelnd, aber mit einem leichten Zucken des Schnurrbarts sagte Waldsee dann: „Erlauben Sie . . . Sind Sie von München gekommen, Herr Isinger, um mir das zu sagen?"

„Allerdings, Herr Graf . . . Ich verstehe, was Sie dabei denken. ‚Du versicherst mir das, mein Lieber' — so in Gedanken sagt man gern: ‚mein Lieber'; ich mache sonst keinen Anspruch darauf — ‚aber du kannst doch nicht verlangen, daß ich es auch glaube. In der Welt wird viel gelogen, am meisten aber in den sogenannten zarten Angelegenheiten; da gehört's beinah' zu den Tugenden. Du hast vielleicht deine guten Gründe, dich jetzt wieder auf die ‚Freundschaft' zurückzuziehn; und sogar zu wünschen, daß der Graf Waldsee jetzt das Leben der kleinen Baronin verschönert. Der traut dir aber nicht' . . . Nicht wahr, Herr Graf,

so denken Sie. Was soll ich dabei machen. Es gibt Leute, die glauben, daß sie von Glas sind; so anmaßend bin ich nicht. Es wär' aber gut, wenn es möglich wäre. Man wünscht sich so oft: könnt' ich jetzt in diesen Menschen hineinsehn; ich hätt' in diesem Augenblick keinen glühenderen Wunsch, als daß Sie in mich hineinsehn könnten — damit Sie begriffen: der ist nicht von München gekommen, um mich zu belügen!"

Isingers Stimme begann bei diesem Schluß seiner Rede gegen seinen Willen zu zittern; er verzog das Gesicht vor Unmut, denn es war ihm greulich, zu denken, daß er dem Grafen einen theatralischen Eindruck machen könnte. Waldsee schien dergleichen aber nicht zu fühlen; er sah seinen Logengast mit größter Aufmerksamkeit, mit offenbarer Verwunderung an. Diese Art von Menschen schien ihm neu zu sein. Der lange, forschende Blick unter den zusammengedrängten Brauen nahm sich kaum mehr wie Mißtrauen oder Zweifel aus; sondern wie ein beunruhigtes Fragen: nun, und wenn dem so ist, wie kommst du dazu? Was für einer bist du?

Draußen ward wieder geklatscht. Der Graf blieb diesmal sitzen; er machte nur eine Bewegung mit dem Kopf nach der Bühne zu: „jetzt ärgert sich die Junge," murmelte er mit einem leichten Lächeln; „vorhin that's die Alte. — — Verzeihen Sie, Herr Isinger. Ich bin nicht sehr gutgläubig, darin haben Sie recht . . . Ich gesteh' Ihnen aber offen, ich habe die größte Lust, Ihnen alles zu glauben, was Sie mir da sagen. Ich will weitergehn. Ich will Ihnen bekennen: wenn ich nicht mehr zweifeln könnte — wenn ich die Gewißheit hätte — ich wär' ein glücklicher Mensch. Ich bin diese ganze Zeit — — ich habe — — Ich will Ihnen sagen . . ."

„Nein, das kann ich noch nicht," sagte er abbrechend und stand auf. Sein Kopf und seine Augen gingen hin und her, er sah Isinger nicht mehr an. Die aristokratische Ruhe hatte ihn verlassen. Als wolle er sie wiedergewinnen, lehnte er sich gegenüber an die Wand, gegen einen Spiegel, und drückte seinen Nacken, das dichte, wellige Haar gegen die Tapete zurück.

„Sie kommen der Gasflamme zu nah', Herr Graf," sagte Isinger.

„Ich danke Ihnen . . ."

Waldsee rückte mehr nach rechts.

„Ich will noch ein übriges thun, Herr Graf," fing Isinger nach einem letzten Zögern wieder an, indem er sich mit dem Taschentuch über die Schläfen fuhr; „ich will mich vor Ihnen lächerlich machen — — vielleicht leuchtet Ihnen dann die Wahrheit doch ein ... Ich hab' eine große Dummheit gemacht — mich in die Baronin verliebt. Unerwidert. Sie weiß es nicht. Ich hab' es selbst nicht gewußt — bis ich von der Baronin hörte, daß sie hatte sterben wollen, weil sie von Ihnen gekränkt — — nun, weil Sie mir die unverdiente Ehre erwiesen hatten, mich für glücklich zu halten. Darauf habe ich Sie gehaßt —"

Der Graf hörte nicht mehr. „Sie hat sterben wollen?" flüsterte er, mit vorgebeugtem, ganz verstörtem Gesicht.

„Ja, verhungern — wie Semper — — durchgeführt hat sie's nicht. Ich hoffe, so viel Konsequenz verlangen Sie auch nicht. Darauf hab' ich Sie also gehaßt — ja, Herr Graf, gehaßt — und von ganzem Herzen. Ich hab' aber, auf Donna Claras Verlangen, Ihre Briefe gelesen ... Und dann hab' ich gedacht: etwas muß geschehn; und alle zugleich können nicht glücklich sein, das ist gegen die Lehrsätze der Arithmetik; dieser Donna Clara, die den andern lieber hat, muß ihr bester Freund also helfen! — Ich bin hergefahren. Ich bin krank geworden. Ich hab' hier im Spital gelegen, so und so viel Wochen. Jetzt bin ich wieder ziemlich gesund — und sitz' Ihnen gegenüber, während die Herrschaften tanzen, und mache meiner Eitelkeit den Spaß, Ihnen die ganze komische Geschichte zu erzählen ... Wenn das auch nicht hilft, nun, dann kann ich nicht helfen. Wenn Sie das nicht einsehn: ‚ein Mann, der mich haßte' — der aus Kummer krank wurde — der kommt angereist, um seine Eingeweide vor mir zu sezieren, und mir ins Herz zu reden, auf die Gefahr, daß ich keins mehr habe; so ein Mann wird doch wohl nicht falsch — — wird doch nicht — —"

Seine Beredsamkeit ließ ihn jetzt im Stich. Er hatte den noch verpfuschten Nerven zu viel zugemutet. Das eine Zeit lang überhetzte Herz schlug nun schwach und schläfrig; die Zunge und die Logik wollten nicht mehr weiter. „Vor diesem Nebel," dachte er, „seh' ich keinen Grafen mehr ..." Er machte eine unklare, unvernünftige Anstrengung, aufzustehn. Dabei taumelte er aber in Waldsees Arme, der ihn so plötzlich erlöschen sah und erschrocken zusprang. „Doktor!" rief Waldsee aus. „Doktor Isinger!" —

Es war ein voller, warmer Herzenston, der wie ein weicher Schauer an Isinger hinunterlief. Er seufzte in seiner Schwäche vor Freude auf; er schloß eine Weile die Augen und überließ sich gern diesen beiden Armen, die ihn so kräftig hielten. Ihm war, als wäre eine große Last von ihm genommen; — alles andre thut nichts — das wird sich nun finden ...

Als er mit einiger Geduld wieder zu sich kam, sah er den Grafen neben sich auf dem Sofa, etwas vorgebeugt, sich selbst an dessen Schulter gelehnt. Waldsees Gesicht sah nun endlich aus wie seine Briefe; offen, weich und innig, mit tiefem, alles verstehendem Blick, und zugleich verklärt. Er sah jetzt schön aus; schön und liebenswert ... Seine weiße Krawatte war durch Isinger ganz verschoben und verdrückt. „Doktor!" sagte er. „Ich danke Ihnen. Sie geben mir das Leben wieder. Ja, bei Gott, so ist es. Ich hab' auch gelitten.... Aber Sie, Sie. Was sind Sie denn für ein Mensch?"

Isinger zuckte die Achseln, mit noch etwas starrem Lächeln. „Nun, eben was Sie sagen: ein Mensch!"

„Aber was für einer ... Damals verstand ich Sie in der Eifersucht nicht, jetzt in der — Liebe nicht. Lehnen Sie sich nur an; ich bitte. Sie sind noch etwas schwach ... Was Sie da alles in sich durcheinander mischen: Naturforscher, Mystiker, Moralist, Aesthetiker, eine Art Poet —"

„Sagen Sie kürzer: ein Deutscher!" murmelte Isinger.

„Auch das; meinetwegen ... Einer von den guten ... Nun will ich Ihnen auch etwas erzählen, Doktor Isinger: diesen Abend fahr' ich noch nach München ... Eine Frau, für die ein solcher Mensch wie Sie so was unternimmt — wenn ich an die nicht glaube — wenn die nicht meine Frau wird — dann bin ich der ‚Hundsfott', von dem Sie vorhin sprachen. Sie sagen, sie ist mir gut ... Ich hab' hier ein unsinniges Leben geführt diese ganze Zeit ... Ohne diese Frau kann ich ja nicht leben ... Es ist eigentlich infam, nicht wahr, daß ich Ihnen das sage: ich trete Ihnen aufs Herz. Aber Ihr Gesicht, Ihre Augen —"

„Treten Sie nur zu," sagte Isinger, mit seinem kurzen, hastigen Nicken. „Genieren Sie sich nicht!"

Der Graf sah auf seine Uhr, stand auf; „es gibt noch einen Zug," sagte er in fiebernder Unruhe; „ich kann ihn noch erreichen. Ich muß mich aber umkleiden; Sie entschuldigen mich, wenn ich

Sie verlasse ... Ich telegraphiere Ihnen aus München, sobald — — Wohin telegraphier' ich Ihnen?"

„Nach Klosterneuburg, beim Maler Erhart —!"

„Ah! Nach Klosterneuburg, bei dem großen Maler Erhart! — Dahin komm' ich dann später selbst und berichte Ihnen ... Bleiben Sie noch hier?"

„O nein," sagte Ifinger und schüttelte den Kopf. „Nur ein paar Minuten lassen Sie mich noch sitzen, daß ich mich ganz erhole. Das thu' ich allein; bitte, kümmern Sie sich nicht um mich. Fahren Sie nach München; die Frau — — die Frau schleppt's schon lange."

„Ja, ich gehe. Adieu!" — — Er nahm seinen Ueberrock und seinen Hut. — „Doktor! Ich werd' ihr sagen, daß Sie — — daß Sie mein Freund werden müssen. Ich hoff' es — trotz alledem!"

„Meinen Sie wirklich, ich wär's nicht schon! Wär' ich sonst gekommen?"

Er stand auf. Der Graf sah ihn noch einmal an, mit gerührtem Lächeln; er wollte etwas sagen, dann riß er aber die Uhr heraus, warf einen Blick auf sie, und hielt sie dem Doktor vors Auge, wie um auszudrücken: allerhöchste Zeit! — Mit einer raschen Bewegung, voll Anmut, legte er einen Arm um Ifinger, auf einen Augenblick; dann drückte er sich den Hut auf den Kopf und war aus der Thür.

Die Musik war zuletzt lauter geworden, sie hörte nun mit einer Art von Fanfare auf. Es rauschte etwas herab, zugleich erhob sich, erst oben, dann auch unten und rückwärts, ein etwas handwerksmäßiges, hartes, zuletzt, wie es sich ausnahm, allgemeines Klatschen. Unwillkürlich bewegte sich Ifinger, lüftete den Teppich und trat in der Loge an die Brüstung vor. Seine Augen sahen wieder klar, ohne jeden Nebel. Zwischen der Rampe und dem heruntergelassenen Vorhang erschien die „Koryphäe" (früher Korrüfee) Lina Schellenberg, erhitzt, nicht so schön, mit etwas geziertem Lächeln, und verneigte sich mehrmals, den Kopf hin und her biegend, vor dem Publikum.

Von drüben kam dann ein neues, vereinzeltes, aber laut schallendes Klatschen, dem sich die Claque aus der Höhe anschloß. Die Koryphäe warf einen ihrer „positiven" Blicke zu diesem großmütigen Verehrer ihrer Kunst hinüber, und dankte durch eine kurze, drollig ernsthafte Gebärde. Hermann Ifinger folgte ihrem

Blick. Es war Leo Falk, der in seiner Loge zurückgelehnt unablässig klatschte, bis Lina verschwunden war.

Isinger wandte sich ab und ging.

IX.

Die Sonne stieg noch, aber sie stand schon hoch (für den April gesprochen), als Isinger am nächsten Morgen auf dem Bahnhof Klosterneuburg-Weidling ausstieg, um zu Fuß zu Erhart zu gehn. Es waren ungefähr zehn Minuten Weges; er brauchte die doppelte Zeit. So vieles kam zusammen, um ihn aufzuhalten: die Schönheit der Gegend, die ihn überraschte, eine weiche, süße Schwäche der entwöhnten Glieder, der Frühling, der ihm träumerisch auf der Seele lag, und die Erinnerung an so viel Erlebtes ... Es war die rechte Unruhe des Lenzes in der Luft, das junge, schimmernde Laub zitterte, vom fahrenden Wind geschüttelt, mächtige Wolkenschatten wanderten von den Hügeln herab und überbrückten den breiten Strom, der seine Wellen feierlich gegen Süden wälzte. Er zog auf das Häusermeer der Hauptstadt zu, von dem war aber nichts zu sehn: der waldige Leopoldsberg, von Kirche und Burgresten gekrönt, wie eine mächtige Bastion der grünen Bergfestung „Wiener Wald" in das Flußthal vorspringend, verdeckte die Riesenstadt. Wo die Donau herkam, stieg ein gewaltiger Schloßbau auf, das Chorherrenstift zu Klosterneuburg, mit den wunderbar geschmückten Kuppeln: auf der rechten die deutsche Kaiserkrone, auf der linken der Erzherzogshut, beide riesenhaft aus Eisen geschmiedet und in der Sonne glänzend. Zu ihren Füßen flimmerte das windbewegte übersilberte Grün der „Auen", junge und alte Wälder von Silberpappeln, die sich an den Fluß drängten und vom Kuckucksruf, von Vogelsang erschallten; während die Hügel bescheiden rechts und links zurücktraten, um dem flutenden Gewässer freien Raum zu lassen. All diese heiteren Weinberge, eben angegrünt, von ausgestreuten Häusern und Häuschen gefärbt; in der Breite des Thales aber die ernsten Wälder, die bleichen Kiesbänke, der majestätische Strom, bald von grauem Schatten bedeckt, bald sonnig blau wie der lichte Himmel ...

Isingers Seele ward weit. Die Wehmut der Sehnsucht, der

Entsagung, der Leiden verklärte sich; auch das dumpfe, trübe Mitleid mit Milli schien sich zu lichten, zu lösen. Er dachte an Donna Clara, aber ruhiger: ihm kam das Gefühl, als sei von seiner Liebe zu ihr ein Teil ausgewandert und habe sich an Waldsee gehängt; als dürfe er schon — wenn auch scheu, behutsam — von „liebevoller Freundschaft“ reden ... Er konnte sich wenigstens der Natur wieder hingeben, wie in alten Zeiten; er berauschte sich wie ein Kind. Sein Auge ging der Donau nach, die „alten Nibelungenhelden“ in Erharts Brief fielen ihm ein, auch er sah sie hinter den hohen Silberpappeln hervorkommen und langsam, mit dem Strom, ohne Ruderschlag, auf dem Fluß dahinfahren, zum unsichtbaren Wien hinab. Die Geister der „hohen Ahnen“ schwebten auf dem Wasser. Feierliche, alte Verse tauchten in ihm auf; er war drauf und dran, selber neue zu dichten ...

Doch nun sah er schon das Haus, in dem Erhart wohnte; unter der langgestreckten, gelblichen Pionierkaserne, die auf dem Bergrücken der Oberstadt lag, glänzte ein kleines Häuschen ohne Oberstock, aber mit einem verzierten Aufbau, aus jungen Bäumen hervor. Es lag auch noch hoch, die Gegend überblickend. Man stieg neben einem Garten hinauf, in dem ein größeres Landhaus sich unter jenes kleinere schmiegte, an den Fels gebaut. Zu beiden Seiten hoben sich andre Gärten in Terrassen. Jfinger fand den etwas steilen, teilweise getreppten Fußweg, der nach oben führte; über die Bretterzäune rechts und links hingen Ranken und Gebüsch herein, die der Wind bewegte. Unsichtbare Vögel zwitscherten überall, oder pfiffen ihr kurzes Lied. Er staunte aber, wie bald seine Kniee nicht mehr steigen mochten; als verstünden sie es nicht mehr. Ihm ward heiß und schwül, trotz der frischen Luft; auf dem kurzen Weg blieb er mehrmals stehn, wie ein kranker Mann. Endlich kam er an die Bretterthür des kleinen Gartens, der hinter dem Häuschen unter dem steilen Abhang der Kasernenhöhe hinlief. Eben da er eintrat, hörte er einen kraftvollen Baß seinen Namen rufen, und erblickte Erhart oben auf der kleinen Treppe, die außen am Haus, über der Thür, in den Aufbau führte.

„Jfinger! Wo kommst du her? Bist du endlich da?“ rief der Maler, der in einer dunklen Joppe, ein rotes Fez auf dem Kopf, sich über die hölzerne Brüstung lehnte. „Mensch! wo kommst du her?“

„Aus dem Wiener Krankenhaus,“ antwortete Jsinger und kam auf den Gartenweg.

„Aus dem Krankenhaus? Was hattest du da zu thun?“

„Was sie da alle thun. So 'ne Geschichte interessiert ja doch einen Maler nicht. Guten Morgen, Erhart!“

„Guten Morgen, Hermann! — Bist du denn des Teufels? Warum hast du mich die ganze Zeit nicht wissen lassen, daß du im Krankenhaus bist?“

Jsinger ward rot. Wie sollte er das sagen; konnte er doch nicht verraten, was ihn eigentlich nach Wien geführt, was er endlich gestern im Opernhaus abgehandelt hatte ... „Ich wollte dich nicht stören,“ stieß er heraus, ohne hinaufzusehn; „was solltest du im Spital. Ein Maler, ein Schönheitsmensch. Frag' doch nicht so langweilig; komm doch einmal herunter!“

„Schafskopf, komm herauf! — — Er wollte mich nicht stören! — Ich will dir nicht schmeicheln, Hermann, aber du bist und bleibst doch noch verrückter als ich!“

Im nächsten Augenblick war Erhart aber unten, packte Jsinger mit seiner durch nichts angekränkelten Kraft und schloß ihn in die Arme. Einige liebkosende Beleidigungen folgten noch; dann schleppte er ihn ins Haus. Sie kamen durch ein kleines, halbdunkles Vorzimmer, an einer kleinen Küche vorbei, in einen hellen, heiteren Raum, den Kunstwerke aller Art, Büsten, Bilder, Kupferstiche, bemalte Gefäße, Uhren, so in alle Winkel hinein belebten, daß man sich ein wenig wie im Museum fühlte. Durch die große Glasthür, die auf eine breite Altane hinausging, sah man über die Donau-Auen hinweg auf einen langgestreckten, malerisch felsigen Berg, den die Mittagssonne nun mit großen Lichtern und kleinen Schatten bedeckte.

„Das ist mein ‚Bisamberg‘,“ sagte Erhart, den Arm noch auf Jsingers Schulter; „der wenigst fade Berg im ganzen Wiener Land. Den hab' ich auch schon stückweis gemalt ... Da auf dem Tisch liegen deine Briefe, du Nicht-stören-woller; liegen schon wochenlang. Bist doch wirklich meschugge, Alter ... Warst du denn sehr defekt? Ich war auch einmal vierzehn Tag' malade; hatte die berühmte Jschias. Ist aber schon lange her. Sonst bin ich rasend gesund! — Dein Kolorit ist noch immer — oder wieder — zu interessant; ich kann dich für meinen Petrarca brauchen, den ich für einen Russen auf Bestellung male; dein

Gesicht ist grünlich und verklärt und unpraktisch, wie es für Petrarca paßt. Jedenfalls mußt du jetzt vor allem in mein Atelier... Wo ist dein Koffer? In Wien. Natürlich. Edel, aber unpraktisch. Den müssen wir also holen, oder holen lassen... Also ins Atelier!"

Erhart führte ihn wieder hinaus, die kleine Treppe hinauf. Eine Aufwärterin stand oben im Vorraum (der mehr eine Art Verschlag war), jünger und frischer als die Salzburgerin auf dem Mönchsberg; sie grüßte bescheiden und stieg in den Garten hinab. Das Atelier that sich auf, ein weder sehr großes, noch sehr hohes Zimmer, aber durch mehrere Fenster mit beweglichen, verstellbaren, in jeder Weise einzubiegenden Läden sonderbar beleuchtet; der Tag ließ sich einfangen und leiten, wie man wollte. Einige auffallend schöne alte Skizzen, wahre Stimmgabeln der Farbenmusik, hingen an den Wänden. Die bekannte Hausorgel fehlte nicht. „Da ist wieder der Bisamberg," sagte Erhart, einen der Läden zurückschiebend und ans offene Fenster tretend; „und da links das Stift, und da rechts der Leopoldsberg. Zwischen diesen drei ‚Wahrzeichen' haus' ich in der Mitte und male meine Schwarten; — Gott sei Dank, jetzt als ein freier Mann! Von deinem Baron bin ich los!"

„Ich weiß. — Uebrigens, was ‚meinen' Baron betrifft —"

„Ich will ihn nicht verdammen; sei ruhig. Er ist ein Werkzeug der Vorsehung, er war manchem nützlich; mich hat er in dieser dummen Welt etwas bekannter gemacht, va bene; — jetzt brauche ich ihn nicht mehr — das ist Manna, Bruder! Hab' mir Freiheit ermalt... Ich sag' dir, der furchtbare Augenblick naht, wo ich Mode werde; — nein, Mode doch nie: dazu bin ich ein zu wenig allgemeines, ein zu persönlich eckiges Geschöpf. Aber die Enthusiasten und die ‚Kenner', die laufen mir bereits nach; zum Beispiel dieser Russe, dem ich diesen Petrarca male..."

Er führte seinen „Doktor" vor ein mäßig großes Bild, das auf einer Staffelei stand; eine Landschaft von südlichem Charakter, in der ein mittelalterlicher Italiener vor dem Wald im Gras lag und in einem Buch las. Das Bild war etwa halb fertig, das Gesicht des einsamen Dichters nur erst angelegt. „Komm her, Alter!" fing der Maler wieder an, Isinger mit dem Arm an sich heranbrückend. „Könntest gleich für die Kunst etwas thun, mit dem edlen Spitalsgesicht; — oder hast du Hunger? Willst du erst was essen?"

„O nein, das noch nicht. Aber — — soll ich denn auch so liegen, wie der?“

„Nein, das ist nicht nötig. Du kannst aufrecht sitzen. — Nur die Brille muß fort.“

„Was willst du mit diesem deutschen Gelehrtengesicht, für den ‚göttlichen Petrarca‘?“

„Sei ruhig, der ‚göttliche Petrarca‘ war kein schöner Mann; hat ja auch die Laura nur so angesungen; ihre Kinder waren nicht von ihm. Wirst aber edel aussehn in dieser Kopfbedeckung; ich mal' ihn so, wie Castagno den Boccaccio gemalt hat. Also setz' dich — hier — und während ich dich unsterblich mache, sag' mir, wie dir's eigentlich geht!“

„Jetzt werd' ich gleich wieder lügen,“ dachte Isinger mißmutig, im voraus zerknirscht. „Das ist das Gemeinste am Leben, daß es so oft dazu zwingt!“ — Er setzte sich, und auf die abgenommene Brille blickend, sagte er: „Wie soll mir's gehn? Gut. (Richtig, da lüg' ich schon!) Bis auf einige Nachwehen gut. — Ich bin ganz zufrieden. (Schon wieder!) Was ist übrigens mit — — Was weißt du von Lina Schellenberg?“

„Von der?“ fragte Erhart zurück, der schon zur Palette griff. „Nur das Allerbeste. Sie erfüllt ihren Naturzweck; ein rüstiges Frauenzimmer. Ich höre, sie hat allerlei gute Freunde; der ‚beste‘ soll aber noch immer der Baron Ansbach sein — dieser dicke Köder, mit dem du sie damals nach Ischl locktest. — Warum fragst du nach ihr?“

„Ich — war gestern eine halbe Stunde im Theater, nach dem Auszug aus dem Krankenhaus; da hab' ich sie tanzen sehn. Auch — — auch den Leo Falk sah ich, in einer Loge. Es scheint, der ist gut mit ihr!“

Erhart warf einen prüfenden, raschen Blick auf Hermann. Er begann zu malen. Nach einigen Pinselstrichen antwortete er: „Da du selber von ihm sprichst, Bruder — er ist ihr gewogen; man sagt, sogar verliebt. Sie ist aber seltsam mit ihm: sie läßt ihn weder in ihre Wohnung, noch in ihre Nähe. Die reine Vestalin, sagt man. So hab' ich gehört; ihn selber seh' ich fast nie. Ob sie sich dadurch noch rächen will — für die berühmte Ohrfeige, wenn du dich erinnerst — das weiß ich nicht. Geht mich eigentlich auch nichts an . . .“

„Kerl!“ rief Erhart auf einmal aus, sprang auf und stellte

sich mit Pinseln und Palette vor Isinger hin. „Was reden wir von solchen ‚Vestalinnen‘ ... Du siehst gar nicht gut aus. Es geht mir so was im Kopf herum. Ich will dir einen Vorschlag machen. Kerl, hör' mal zu!"

„Ich sitz' hier und höre zu; mehr kann der Mensch nicht thun. Also was gibt's?"

„Da unten gibt's ein Haus; das liegt grade unter diesem, und ist doppelt so groß. Halb ist's unbewohnt, die andre Hälfte wird zum Maitermin, also in einigen Tagen frei. Der Kasten ist nicht übel. Du siehst, hier ist Landluft; angenehme Wärme; immer ein frisches Lüftchen, das über dem Donau-Becken hinstreicht. Die große Stadt hast du vor der Thür. Du siehst nicht gut aus, sag' ich dir noch einmal. Geh nicht wieder nach Bieranien, Hermann Isinger; bleib hier, miet' dir das Haus! Was willst du in München?"

Isinger starrte den Maler fast erschrocken an. „Ja, was will ich wieder in München?" dachte er dann, auf seine Kniee blickend. „Zu Donna Clara zurück?" — Bis gestern abend hatte er die Gedanken immer nur auf sein Ziel geheftet: ihr zu helfen und den Grafen zu ihr zurückzuführen; jetzt schien das erreicht ... Sollte er nun sein Martyrium wieder auf sich nehmen? als „Freund" neben ihr leben, sich in täglicher Entsagung verzehren?

„Oder — fesselt dich was in München?" fragte Erhart weiter. „Du sahst mich eben so sonderbar an —"

„O nein!" sagte Isinger rasch. „Fesseln? Ganz und gar nicht. — Karl Nämlich fesselt mich nicht!"

„Gut: wenn Karl Nämlich dich nicht fesselt, dann komm zu Franz Erhart! Niste dich hier an! Wir könnten einmal famos miteinander leben; jeder in seinem Kasten; — aus den Fenstern könnten wir uns anrufen, beschimpfen, so viel uns beliebt. Mittags oder abends äßen wir zusammen ... In Anbetracht der Kürze des Lebens, Bruder, sollten wir das thun!"

Isinger nickte nachdenklich. Es lockte ihn sehr ... Er rieb sich die Kniee, hob und senkte die Brauen; es war seine Art, sich zu einem Entschluß langsam hinzudenken. Schöne Einsamkeit vor der großen Stadt, mit dem liebsten Freund ... Als er endlich reden wollte, fiel ihm Erhart ins Wort.

„Nein, nein, hetz' dich nicht; es ist ja keine Steeplechase. Du mußt ja nicht gleich über den Graben springen; kannst dir's noch bedenken. Wir malen dich jetzt 'ne Weile, wenn dir's nämlich

recht ist; dann faulenzen wir im Garten; um drei geht's zum Essen. Da trinkst du einen guten Wein — hier gebaut, aber chorherrenhaft gut — und erleuchtest deinen Schädel. Kommt es dann zum Jawort, so gehn wir hinunter und ich miete dir das Haus; denn bekanntlich bist du edler, ich bin praktischer. Willst du nicht, dann — — Na, an alles Gräßliche und Scheußliche muß man nicht gleich denken. Jetzt mach wieder dein Petrarca-Gesicht und träume wovon du willst, während ich dich abmale:

Der edle Denker denket still,
Der Maler malt ihn, wie er will!" — —

Isinger lächelte und saß, mit philosophischer Geduld; und der Tag verstrich, wie Erhart es angekündigt hatte. Um drei ging's zur Tafel; sie speisten in einem altdeutsch eingerichteten, malerisch dämmerigen Zimmer unten neben dem Hauptgemach; die leidenschaftlich aufmerksame und ebenso leidenschaftlich ungeschickte „Nanni" bediente. Der Wein war wirklich gut, und sie saßen lange, in heiteren, lustigen Gesprächen; — endlich fühlte Hermann, daß er seinen Kräften schon wieder mehr als genug zugemutet hatte. Er bat sich „irgend etwas Horizontales" aus, um sich auszustrecken und vielleicht einen Schlaf zu thun. Danach werde er dann zur Entscheidung kommen. Erhart nahm seinen Arm und führte ihn ins nächste Gemach; es war für Gäste bestimmt — auf der nämlichen Südseite, wie das Speisezimmer — und hatte ein Bett und auch einen Diwan. Wie ein älterer Bruder einen jüngeren, streckte der „Maler" den „Denker" auf dem Diwan aus, legte eine Decke auf ihn und verließ das Zimmer.

Isinger war müde und matt, und schloß gleich die Augen. „Donna Clara verlassen?" dachte er, nun mit sich allein. „Ach, auch das ist schwer . . . Aber nichts sein als Freund? immer der ‚liebe Freund'? — — Ich will's abwarten, abwarten," murmelte er endlich: „würden die beiden doch nicht einig, dann hat sie wieder niemand als mich, dann muß ich zurück. Kommt aber gute Botschaft von ihm, dann ist sie ja glücklich; dann schreib' ich an Christel: kommt her!"

Er meinte noch einmal Claras ernstes, liebliches Gesicht zu sehn, seufzte und schlief ein. Als er wieder erwachte, war ihm, als sähe er es wieder, noch aus einem eben vergehenden Traum; er erstaunte aber sehr: es war Nacht geworden. Offenbar hatte er

ein paar Stunden geschlafen; denn die Tage waren doch nicht mehr kurz. In den Winkeln des Zimmers lagen tiefe Schatten, von den Fenstern, deren eines offen stand, kam eine dämmernde, silbern bläuliche Helle, die einen geisterhaften Schein in das Zimmer warf. Der Mond war daran schuld, der als breite Sichel, noch nicht halbgefüllt, über dem Donauthal stand. Kühle Luft wehte herein und ging fröstelnd über Ifinger hin, dem bei diesem halb gespenstischen Erwachen die hinweggescherzte Schwermut, die verzagten und beklemmenden Gefühle alle wiederkehrten. Wie sich einem Kränkelnden nach einem schönen, erwärmten Tag die sinkende Abendluft wie ein naßkühler Mantel auf die Schultern legt, so lag ihm jetzt die bleiche Nacht nach dem goldnen Tag schaudernd auf der Seele, die noch so leicht zu erschüttern war. Er fühlte wieder seine innere Einsamkeit, sein „verpfuschtes Dasein". Eine kalte Hand (doch war's wohl nur die wehende Luft) schien sich nach ihm auszustrecken, ihn mit rätselhafter Grausamkeit an sich zu ziehn und hinwegzustoßen. So floh er vor seiner unglücklichen, hoffnungslosen Liebe und konnte sie nicht lassen ...

„Bin ich denn noch nicht weiter?" dachte er, den Nacken ins Kissen gedrückt, mit halbgeschlossenen Augen in das Dunkel starrend. „Wozu hab' ich mich denn all die Zeit gezwungen und gewöhnt, aus mir herauszukriechen, ins Große, ins Ganze hinein? — Was liegst du denn da und machst so ein Geseufz und Gethue um Hermann Ifinger; ist denn der allein auf der Welt? So niedliche Brotkügelchen wie unsre Erde mag es hunderttausend geben; also vom Weltweh kommt nicht so viel auf dich. Und die andern Welten? die du nicht siehst? die verklärten? die vielleicht durch diese derbe, ‚materielle' Welt körperlos hindurchgehn, ohne daß sie von uns, wir von ihnen wissen? Und doch sind wir Brüder — Brüder im Ahnen und Denken — Brüder im Streben und Sehnen — also auch im Leiden — denn wer strebt und sehnt sich, ohne daß er leidet? — Nu, wenn es alle trifft, warum thust du so?"

Er sah in das kalte, verschwommene Licht hinaus; der Wind hob und senkte einen der weißen Vorhänge an dem offenen Fenster, als bewege sich da eine ungewisse, schwebende Gestalt. Grauen fühlte er nicht, er hätte nicht gewußt, vor was? wenn irgend ein Geist aus der andern Welt ihm erscheinen könnte, würde er sich fürchten? Aber seine Phantasie war erwacht; sie spielte mit dieser

weißen Gestalt. Seine erregten Gefühle, Gedanken suchten sich zu formen. Er dachte sich so einen „Bruder" von drüben, der ins Fenster schaut; einen „Bruder im Leiden", dessen Geisterstimme hörbar wird, um den im Erdenweh Schmachtenden zu trösten. Aus den Geistern der „Ahnen", die er am hellen Tag auf dem Strom gesehn, ward ein Geist des „Jenseits"; die Verse, die er heut' auf der Straße schon zu dichten versucht war, fingen an zu klingen. Es waren freilich Verse, wie man sie so hinträumt, ohne feste Form, wie sie eben kommen; er wünschte nur seine werdenden Gedanken leidlich festzuhalten, sein Gefühl zu fassen:

„Der du auf dem Lager ruhst
In der blassen Mondnacht,
Das Aug' starr geheftet auf die stummen Schatten,
Warum liegst du so bleich,
Wie nicht die Lebenden sind?
Menschensohn, warum
Seufzest du doch so tief,
Wie nicht die Toten mehr thun?"

Auf dem Lager ruh' ich
In der blassen Mondnacht,
Das Aug' starr geheftet auf die stummen Schatten.
Wer haucht so in meine Ruh?
Ich vernehm' dich und hör' nicht,
Ich schau' dich und seh' nicht,
Ich fühl' dich und niemand ist da.

„Jemand ist wohl da
Hörst du meine Stimme?"

Ich hör' eine Stimme, fern
Wie von einem Atemzug der feuerhauchenden Sonne,
Wie vom Saum der Welt;
Und doch flügelt und zittert sie
Nah' an meinem Ohr
Bist du ein Geist, so sag's,
Aber verhöhn' mich nicht;
Ich hab' mein Leben nicht lieb.

„Geister höhnen doch nicht.
Warum seufzest du so tief herauf
Aus der Menschenbrust?"

Ach, wie ermüden diese langen Leiden.
Auf Erden lebt' ich so gern,
Heut' beneid' ich dich!
Du kannst nicht leiden wie ich.
Meine Seele hängt an einer andern Seele;
Wie eine Wurzel, die in der Luft schwebt,
So fühl' ich mich ohne sie.
Aber wo bleibt sie? Einem andern folgt sie.
Die süße Menschengestalt,
Nie darf ich sie fassen, nie darf ich sie halten.
Darum lieg' ich so bleich,
Wie nicht die Lebenden sind,
Darum seufz' ich so tief,
Wie nicht die Toten mehr thun,
Und ihr nicht, ihr nicht,
Die ich so beneide!

„O Menschensohn! beneid' uns nicht.
Selig sind wir wohl;
Frei vom Sehnen doch nicht.
Wer ist frei? Wer kennt ihn? —
Wohl leichter als Aether fügt sich Seel' in Seele
In der Verklärten Welt;
Ohne Neid und Haß
Wachsen sie zusammen,
Reiner als Geschwister,
Süßer als Liebende
Und doch — hör' mich wohl! —
Und doch kommt die Stunde,
Da seufzen wir auch.
Wenn die Seele sich hängt an die andre Seele,
Eins mit ihr sein will, eins, ganz untrennbar eins,
Und unaussprechlich innig dringen sie zusammen,
Senken sich Will' in Wille,
Stürzen sich Kraft in Kraft,
Fast verschmolzen, fast — —
Aber eines wird aus zweien nicht.
Ewig bleibt ich und du,
Ewig bleibt du und ich!
So schuf es Gott, trennte sich zu vielen.

„Darum fühlen auch wir
Sehnsucht ohne Frieden;

Darum seufzen wir auch,
Wie Atem der Geister seufzt.
Nur die Toten sind ruhig.
Die beneide doch nicht.
Leide, leide lieber!
Leben und Leid können sich nicht trennen.
Auch Leid und Lust trennen sich doch nicht.
Menschensohn, gute Nacht!“ — —

Isinger stand auf. Im Kopf hatte er seinen Traum vollendet, hatte ihn sich wiederholt; nun wünschte er doch ihn niederzuschreiben, damit er nicht spurlos verginge. Er fand ein Feuerzeug und machte Licht. Als er dann sein Taschenbuch eben geöffnet hatte, klopfte Erhart und trat herein. „Ah, da stehst du schon,“ sagte er. „Göttlich schlafen kannst du. Hier hast du ein Telegramm!“

Er hielt ihm eine Depesche hin. Isinger öffnete sie hastig — sie war aus München — und las:

„Vollkommene Einigung. Glückseligkeit. Dankbarkeit.“

Unterzeichnet: „Lecomte“.



Viertes Buch.

I.

Um die Mitte des Mai — man schrieb damals 1876 — zog in das verlassene untere Haus unter dem Kasernenhügel neues Leben ein. Zuerst erschien das schwere Geschütz der Möbel und Geräte, dann Christel mit den Kindern; begleitet von Erhart, der, als „nicht edel, aber praktisch“, wie er selbst sich nannte, nach München gereist war, um bei der gesamten „Einschiffung“ zu helfen. Etwa eine Woche später erschien Graf Waldsee, von nun an täglicher Gast: denn jeden Morgen kam er von Wien, um mit Ifinger in seinem Oberstock zu arbeiten. In München war er nur einige Tage geblieben, hatte dann seinem neuen Freund ausführlich berichtet, was das Telegramm nur angedeutet hatte: jede Unklarheit zwischen den Liebenden war hinweggeblasen, ihr Einverständnis sollte so lange tiefstes Geheimnis sein, bis die Baronin von ihrem Gatten die Scheidung erreicht hätte, was sie hoffen durfte. Der Graf war in Ifingers Augen verwandelt: in seiner Glückseligkeit jugendlich ausgelassen heiter, gegen den „Begründer seines Glücks“ überschwenglich dankbar und zärtlich, liebenswürdig ohne Herablassung mit Christel, drollig, auch kindlich mit den Kindern; die alte Verehrung gegen Meister Erhart „artete bald in Freundschaft aus“, wie Erhart es ausdrückte. „Ich muß aber arbeiten, arbeiten,“ sagte Waldsee zu Hermann gleich am ersten Tage; „schon um die Sehnsucht unterzukriegen, die mich stündlich nach München reißt! Helfen Sie mir, Doktor, Sie haben mir schon einmal geholfen; schaffen Sie mir irgend eine Thätigkeit, die mich zwingt, die mich fesselt, bei der ich mich abrackern muß!“

„Da hätt' ich einen gründlichen Vorschlag,“ sagte Ifinger. „Sie haben sich bisher ‚zersplittert‘, wie Sie einmal klagten;

das halt' ich für kein Unglück, ich hab's auch gethan; wenn man sich dann nur zur rechten Zeit konzentriert. Das ist, sozusagen, die solide Verheiratung mit dem Leben; — da Sie nun auch im gewöhnlichen Sinn heiraten wollen, thun Sie lieber beides! Sie haben keinen Dilettantenkopf, sondern ganz entschieden einen aristokratischen Gelehrtenkopf. Sie ‚forschen Natur' wie ich; sogar auf demselben Gebiet wie ich. Grade auf diesem Gebiet arbeiten zwei besser als einer. Wenn es Ihnen recht ist, so thun wir uns zusammen! Ich kann Ihnen nicht versprechen, daß ich Ihnen durch meine Gesellschaft die Baronin ganz ersetzen werde; aber vielleicht bekomm' ich Ihnen doch noch besser als die Einsamkeit. Jedenfalls arbeiten Sie, und sägen hartes Holz, und haben das Gefühl dabei, daß wir zwei zusammen vielleicht doch einmal was Besonderes, was Großes, was — — nu, kurz, irgend etwas erreichen!"

Der Graf fiel ihm um den Hals, im Scherz und im Ernst; nannte ihn seinen „rettenden Engel", nahm den Vorschlag mit liebenswürdiger Dankbarkeit an — und sobald das Haus leidlich eingerichtet und Ifinger bis zur Arbeitsfähigkeit wiederhergestellt war (beides geschah fast zur selben Zeit), begann Waldsee am Morgen zu erscheinen, um am Abend zu gehn. Sie studierten „die ganz, ganz kleinen Lebewesen", wie das nachplappernde Hänschen seiner Christel erzählte; es handelte sich um Ifingers Gedanken, die unsichtbar kleinen Feinde des Menschen zu erforschen, deren ungeheure Bedeutung und „Großmachtstellung" man damals zu erkennen anfing. Der Graf stürzte sich in diese Untersuchungen mit erstaunlicher Begabung und mit all seinem Feuer, das der andre zu mäßigen suchte, damit es nicht wieder, wie bei früheren Anfängen, vor der Zeit verrauche. Zugleich war und blieb Hermann der einzige Vertraute des Geheimnisses, das zwischen München und Wien beständig als Brieftaube hin und her flog. Ihm mußte die Arbeit noch gründlicher als dem Grafen helfen: ein Gefühl der Vereinsamung zu beschwichtigen, das keine Hoffnung verklärte.

Zwischen „Unterhaus" und „Oberhaus" begann sogleich ein Freundschaftsidyll, wie Erhart es geträumt hatte. Zum Mittagsmahl erschien täglich der „Lord" — als Bewohner des Oberhauses erhielt Erhart diesen Namen — und speiste mit Ifinger und Waldsee; Christel wartete auf, den Unterhaltungen zuhörend,

mit einem Feuer des Anteils und der Lernbegierde, das ihr oft auf den Wangen brannte; oft zogen die Männer sie auch ins Gespräch hinein, mehr und mehr verstand sich das von selbst. An besonderen Tagen aßen die Kinder mit; Waldsee und Erhart wetteiferten dann, als sogenannte „Onkels“ die Kleinen zu belustigen und zu „verderben“, wie der Vater im Angesicht des Himmels und aller Götter klagte. Wenn der Abend kam, wanderten die drei Freunde gewöhnlich auf weiten Spazierwegen umher, in den Donau-Auen, deren stimmungsvolle, wasserreiche Einsamkeit der Wiener so wenig kennt, oder in die lieblichen Seitenthäler, oder ins Kahlengebirg hinauf. Blieb man auch zum Nachtmahl beisammen, dann verwandelte sich der „Lord“, wie er selber versicherte, aus einem mäßigen Talent in ein unmäßiges Genie, nämlich im Bowlenbrauen; und alle Monate der milden Jahreszeit wurden besteuert, um zu diesen Bowlen die Würze und den Duft zu geben. Man trank sie aber gewöhnlich nicht im Unterhaus, sondern auf der großen Altane, die vor Erharts Atelier über seinem unteren Balkon schwebte und am weitesten und freiesten in das Land hinaussah. Wenn in hellen und warmen Mondnächten die Sichel oder die Scheibe über den langen Bisamberg hinzog, oder der bleich übergoldeten Donau den Thalweg nach Wien zeigte, wenn die Krone und der Herzogshut auf dem frommen Palast der Chorherren geisterhaft schimmerten, und der Kirchenbau auf dem steilen, dunklen Leopoldsberg wie eine weiße Friedensfahne glänzte, dann ward die Heiterkeit der Bowle oft still „vor lauter Schönheit“, das Gespräch schlief ein, die Magie der Nacht zog ihre stummen Kreise, und auf der Brücke, die das Mondlicht über den fahrenden Strom warf, zogen die wieder vereinsamten Gedanken in die unsichtbare Ferne.

So war schon ein Teil des Sommers vergangen; Erharts „mäßiges Talent“ hatte mit vermehrter Lust und erstaunlicher Fruchtbarkeit gemalt, Wien hatte er selten betreten. Als er sich aber einmal gegen Abend — es war noch einer der langen Tage — in seinem Gärtchen erging, stieg Christel die Stufen herauf, die vom höher gelegenen Teil des am Abhang aufgebauten Unterhauses emporführten, und meldete ihm mit gedämpfter Stimme — wohl damit „ihr Doktor“ sie nicht etwa höre — daß Herr Leo Falk schon seit einiger Zeit ernstlich leidend sein solle; heut', in der Stadt, habe sie's gehört. Erhart wunderte sich; „hab' ich

so weltfremd gelebt," dachte er, „daß ich von der das erfahre? — Schon seit einiger Zeit?" — — Er sah sich auf einmal nach München versetzt, in das „Haus der Freunde"; jene alten Tage standen ihm in der plötzlichen, brennenden Deutlichkeit vor Augen, mit der oft etwas lange Vergessenes in unserm so ganz anders beschäftigten Hirn erwacht. Es kam ihm vor, als habe er Leo seit Jahr und Tag nicht mehr gesehen . . . „Ich dank' Ihnen; ich werd' einmal hinschauen!" sagte er zu Christel; ging in sein Häuschen zurück — und mit dem nächsten Zug fuhr er nach Wien hinab. Der Tag war noch hell. Er fuhr auf der Pferdebahn weiter, bis er mitten in der Stadt war; schlenderte dann zu Fuß durch die Straßen fort, vom „Wagen- und Menschenskandal" wenig beirrt: denn irgend eine besondere, auffallende Gestalt, die ihm begegnete, warf ihn sogleich wieder in seine malerischen Phantasien zurück, die eben aus Wirklichem und Märchenhaftem allerlei „schnurrig Neues" zu gestalten strebten. Als er den Opernring kreuzte — Falk wohnte damals in der Technikerstraße — weckte ihn aus seinem Halbtraum eine etwas dünne Stimme. Er sah auf und bemerkte zu seinem Erstaunen die kleine, rundliche Nase und das rötliche Gesicht des „Merkur", wie sie in München den Doktor Schwalbe genannt hatten. Schwalbe stand vor ihm, den abgenommenen Hut in der Hand, und begrüßte ihn mit etwas unsicherer Vertraulichkeit und seinem bekannten, unpersönlichen Lächeln.

„Wie kommen Sie nach Wien, Doktor?" fragte Erhart, indem er ihm die Hand gab.

„Wissen Sie das noch nicht?" antwortete Schwalbe im Falsett einer leisen, gemütlichen Empörung. „Sie sind der richtige Eremit, das muß man schon sagen. Seit vier Monaten leb' ich ganz in Wien: kuriere hier die Leute; wenn Ihnen mal was fehlt, wenden Sie sich an mich. Ich wäre ja längst zu Ihnen hinausgekommen; aber Leo — ich meine Leo Falk — sagte mir gleich: den stören Sie bloß, den lassen Sie nur in Frieden!"

„Sehr richtig!" dachte Erhart, mit einem flüchtigen Blick über Schwalbes unbedeutende, noch behaglicher gerundete, vor Zeiten so manchesmal „geprellte" Gestalt. „Doktor, Sie reden von Falk," sagte er dann laut. „Ich geh' grade zu ihm. Ist es wahr, daß er ernstlich krank ist?"

Schwalbe lächelte: „Nein, das ist er wohl nicht; urteilen Sie selbst: dann hätt' er wohl einen andern Arzt als mich! — Ich

will auch eben hin; ich begleite Sie ... Er hat sich überarbeitet, wahnsinnig, sag' ich Ihnen; dazu fidel gelebt. Er muß sich gründlich erholen, alle Säfte und Kräfte müssen Ruhe haben; sonst lebt er sich tot. Ich predige ihm täglich: Ruhe und Milch! Hoffentlich gehorcht er. Dann ist alles gut; denn Sie wissen ja, dieser kleine Leo hat eigentlich eine göttliche Konstitution!"

Erhart nickte; „gewiß," sagte er, „die hat er; — wenn er Ihnen gehorcht!" — — „Das ist ja alles sehr tröstlich," dachte er dann, schon im Weitergehn; „bei alledem möcht' ich aber meine Meerweiberphantasie noch zu Ende denken. Ich frag' Schwalbe nach Leos neuesten Bildern, die ich noch nicht kenne; dann ist er gleich im Kunstschwatzen, wie immer; davon versteht er nichts, ich hör' natürlich nicht zu und denk' meine Sachen!" — Er fiel wieder in seinen behaglichsten, schlendernden Träumergang, denn nun hatte er keine Eile; und indem er auf die Steinfiguren der Elisabethbrücke sah, ohne sie recht zu sehn, fragte er verloren: „Sie kennen natürlich seine neuesten Schildereien?"

„Leos?" fragte Schwalbe fast entrüstet zurück. „Ich kenne ja jeden Pinselstrich, den er macht; ich bin ja alle Tage da; schreib' seine Briefe, seine Telegramme — kurz, besorg' ihm alles! — Das vorletzte Bild, das war mir das liebste: Diana und ihre Nymphen im Wald. Die Nymphen tanzen im Mondschein. Brenzel, der hier war, sagt ja, das ist ein Mondschein, wie es keinen gibt; aber es ist was Magisches drin, das der mit seinem kahlen Kopf nicht versteht. Reine Zauberei! Ich sag' Ihnen, man wird aus einem Doktor der Medizin selber eine Nymphe!"

„Auf dem abschüssigen, braunen Ufer — wie bei Sorrent, nur viel niedriger — liegen drei wilde Kerle," dachte Erhart unterdessen, während Schwalbe sprach. „Es sind eigentlich ganz ordinäre Bursche; braune Haut, durch die Lumpen durch; aber mächtige Geierfedern auf den alten Hüten, und Athletenmuskeln. Die reine faulenzende Kraft ..."

„Uebrigens, hatten Sie denn seine Centauren schon gesehn, eh' sie nach München gingen?" fragte Schwalbe, der stehen blieb.

„Nein," antwortete Erhart und ging langsam weiter.

„O, die mußten Sie sehn! Da war besonders eine junge Centaurin — — ein kokettes Mädel. Die drehte ihre Büste so — und hatte so verflucht moderne, sinnliche, wunderbare Augen ..."

„Unten im Wasser die Meerweiber," dachte der Maler unter-

dessen weiter. „Schlanke, göttliche Leiber; so antik griechisch schön, wie ich's nur irgend kann; aber weiß, bleich; haben keine Sonne. Dagegen die braunen Bursche da oben so recht in der Sonnenglut . . .“

„Ei ja, das ist gut, daß wir darüber sprechen!“ fuhr Schwalbe eifriger fort, neben Erhart hergehend. „Wenn das Bild zurückkommt, müssen Sie es sehn! — Diese junge Centaurin, und ebenso eine von den Tänzerinnen — von den Nymphen, mein' ich — die erinnert von weitem an eine bestimmte, bekannte Person — ich glaube, Sie kennen sie auch. Noch aus alten Zeiten!“

„Zwei von den Meerweibern,“ dachte Erhart im vollen Behagen seiner Einsamkeit, „sind nur so halb aus dem Wasser; die dritte sitzt auf einem braunen Felsblock; nur ihr langes Haar hängt zum Teil ins Meer. Sie haben keine Fischschwänze, sondern Menschenbeine. Die dritte ist die schönste; hat aber die traurigsten Augen, die man sehen kann; mit denen schaut sie zu den sonnigen Kerlen hinauf . . .“

„Uebrigens,“ sprach Schwalbe weiter, „wir werden diese sonderbare Person wahrscheinlich bei Leo treffen; denn seit er krank ist, besucht ihn die gute Lina fast täglich —“

„Die Kerle aber auf dem Fels, die sehen und hören nicht; liegen da und würfeln . . .“

Auf einmal schlug der Name „Lina“ an des Malers Ohr; das erste Wort, das er mit Bewußtsein hörte. „Was reden Sie da von Lina?“ fragte er unwillkürlich.

„Nu, so heißt sie ja eigentlich; Lina Schellenberg. Ja, die werden Sie wohl bei Leo sehn!“

„Die werd' ich wohl bei Leo sehn?“ fragte Erhart, dem es einen Ruck gab. Er blieb stehn und drehte sich gegen Schwalbe, der dasselbe that. — „Wieso und warum?“

„Nu, ich sag's ja eben. Früher war sie fabelhaft ablehnend gegen ihn — das heißt, bald so und bald so; man wurde nicht klug daraus! — aber seit der Leo wegen dieser elenden Nervenschwäche, die ihn ganz melancholisch macht, meist zu Hause bleibt, seitdem spielt sie die barmherzige Schwester und kommt viel zu ihm. Vielleicht hat sie auch wirklich ein gutes Herz, — ich weiß nicht; vielleicht schmeichelt es ihr, daß man sich in Wien erzählt: der große Maler, der arme Falk, wird von der schönen Tänzerin so rührend gepflegt! — Etwas Rührendes hat es . . . Aber er-

lauben Sie, was machen Sie denn eigentlich für ein bedenkliches Gesicht? — Gehen wir nicht weiter?"

„Lina wiedersehn!" dachte Erhart. „Wünschen thu' ich mir's nicht! — — Aber den Teufel auch, das fehlte noch: vor einem Frauenzimmer auszukneifen — und vor was für einem." Er warf mit einer kräftigen Bewegung den Kopf zur Seite und zurück und ging in den Anlagen am Wienfluß vorwärts, jetzt mit großen Schritten. Dann kamen sie über den Platz auf das Eckhaus zu, in dem Leo wohnte. Mit den Meerweibern war es aus, Erhart dachte an die Salzburger Zeit, und wie ihn diese „Ausreißerin" begrüßen werde . . . Sie stiegen die Treppe hinauf — er wohnte im ersten Stock — und traten bald in das Zimmer, in dem der Kranke sie empfing.

Leo lag im Lehnstuhl, träg und matt, wie Erhart ihn noch nie gesehn; die kleine Gestalt war sogar in einen seidenen Schlafrock gehüllt, und an den zierlichen Füßen hatte er weiche Schuhe. Er sah nicht krank, aber sonderbar leidend aus; die Brauen nach oben gespannt, die Haut welk und von einigen unjugendlichen Linien durchschnitten, die Augen ohne Feuer. Mit der Hand grüßend, ohne aufzustehn, rief er den Freunden mit schwacher, gleichsam eingerosteter Stimme ein paar Worte zu. Als Erhart hinzutrat und ihm die Hand gab, erstaunte er, wie kalt Leos Finger waren. „Ich höre, Sie sind nicht wohl," sagte er, die Finger unwillkürlich loslassend. „Friert Sie, alter Freund?"

Leo blickte auf seine Hand, mit einem müden, schwerfälligen Lächeln, das aber doch ein paar neue, scharfe Falten zeigte. „Weil die Pratzen kalt sind?" erwiderte er. „Das ist ein ganz natürlicher Vorgang: ich sterbe allmählich ab. Bei den Fingern fängt's an!"

„Machen Sie doch nicht solche Scherze," sagte Erhart. „Sie haben zu viel gemalt, sagt der Doktor. Das ist die ganze Geschichte!"

„Die ganze Geschichte ist, daß es mit dem Malen aus ist. Ich werd' nie mehr malen. Ein Mensch, der nicht mehr malen kann, ist ja doch ein Leichnam. Man könnt' mich ja auch jetzt schon beerdigen, es läg' nichts mehr dran; aber die Leute warten gewöhnlich, bis der Kerl wirklich tot ist!"

„Schämen Sie sich!" sagte jetzt aus der Ecke eine helle, etwas scharfe Stimme. Erhart sah hin; er war fast erschrocken.

Beim Eintritt gleich von Leos Anblick ergriffen, hatte er nicht bemerkt, daß noch jemand da war. Im halbdunklen Winkel, in einem Armsessel, saß oder lag die Lina, als wäre sie hier zu Hause; sie trug ein einfaches, braunes, hochgeschlossenes Kleid, das aber, wie angegossen, ihre vollen Schultern und die außerordentliche Schönheit ihres Wuchses zeigte. Erhart starrte sie mit den weit offenen Maleraugen an; gegen damals war sie um zwei Jahre älter und um zehn Jahre schöner; bei diesem ersten Blick wenigstens kam es ihm so vor. Die wunderliche Person ließ sich übrigens ruhig betrachten, ohne sich zu rühren; sie lächelte ihn nur zutraulich an. Zutraulich? Es schien so; es konnte auch eine in der Geschwindigkeit angelegte Maske sein, um eine gewisse Verlegenheit dahinter zu verbergen. Zuletzt stieg doch noch, wie nachträglich, eine leichte Röte in das helle, leuchtende Gesicht. Sie war aber schnell wieder fort.

„Nu, geben Sie mir nicht eine ‚schöne Hand‘?“ sagte Lina endlich, die noch immer still lag. „Wir kennen uns ja doch, sind ja alte Freunde.“

„Ah ja!“ murmelte Leos müde Stimme. „Aus der Münchner Zeit!“

„O nein, noch viel später,“ antwortete das Mädchen, stand auf, da Erhart ihr nicht näher trat, ging auf ihn zu und nahm seine niederhängende Hand. „Wir waren ja in Salzburg lustig miteinander. Gelt? Damals war ich noch ‚fesch‘, ‚alleweil fidöl‘; ein ‚dolles Mädchen‘, wie sie in Berlin sagen. Jetzt bin ich solid! schauderhaft solid. Fragen Sie den Herrn Falk, ob ich nicht solid bin!“

Leos Antwort war nur ein Seufzer. Die große, schöne Gestalt, von der aber ein etwas betäubender Wohlgeruch ausströmte, trat neben Leos Lehnstuhl, lehnte sich mit drollig pathetischem Ernst und machte darauf ein Gesicht, als würden sie beide photographiert. „Nicht war, wir sind eine melodramatische Gruppe,“ sagte sie zu Erhart. „Der edle kranke Maler und seine barmherzige Schwester. Wie rührend. — Ich bin nur noch barmherzige Schwester, weiter nichts!“

„Nein, weiter nichts,“ murmelte Leo wieder. Er sah zu ihr hinauf; in die Augen kam wieder ein Falksches Feuer, aber ein nicht gesundes, schmachtendes, langsam verglühendes. Sie tauchte ihren Blick in den seinen; es nahm sich sonderbar aus, als sauge

sie dieses Feuer ein, wie man sonst etwa den Duft einer Blume einsaugt. Dabei flog etwas wie ein Lächeln um ihre üppigen, vorgewölbten Lippen. Erhart betrachtete sie jetzt mit weniger Wohlgefallen; sie schien ihm nicht mehr verschönert, dagegen unheimlicher. Aus ihren „Katzenaugen“ sahen ihn, als sie wieder aufblickte, gleichsam zwei Wesen auf einmal an: ein verlangendes, sinnliches und ein lauerndes, verschlagenes . . .

„Ich muß ja aber noch sehr zufrieden und sehr dankbar sein,“ fing Leo Falk wieder an und nahm ihre freie linke Hand, die neben ihm herabhing. „Eine barmherzige Schwester — es gibt ja keine zweite wie die. Alle Tage kommt sie. Wenn sie nichts zu thun hat, kommt sie jeden Abend, wie heut'. Ich möcht' nur wissen, was in dem Mädel vorgeht, daß sie so gut zu mir ist; — früher war sie's nicht!“

„Das ist alles nur die Eitelkeit,“ sagte Lina lachend. „Weil Sie der große Maler sind, den alle Welt so bedauert. Darum lauf' ich alle Tage her, wie närrisch, und mach' mir nichts daraus, ob Sie mich kompromittieren — oder ich Sie — ich weiß nicht, was richtiger ist. Kommt auch nichts drauf an!“

Leo schüttelte den Kopf und strich mit allen Fingern langsam über ihre Hand. „Nein,“ sagte er weich; „nein, Mädel, du bist gut —“

„Sagen Sie noch einmal du,“ unterbrach sie ihn, „so geh' ich aus der Thür!“

Er zuckte gegen Erhart die Achseln. „Ja, so ist dieses Mädel,“ sagte er langsam, mit einem leidigen Lächeln. „Wir sollen wie zwei Hofräte miteinander sein; wahrhaftig. — Aber bei alledem ist sie gar so gut!“

„Sie leisten ihm also wirklich Gesellschaft?“ fragte Erhart, der das üppige Mädchen mehr und mehr wie ein Rätsel ansah. „Ordentlich? Stundenlang?“

„Ganze Nachmittage! ganze Abende!“ antwortete Leo für sie, da Lina nur lächelte und nickte. „Sie gibt mir zu essen, zu trinken; sie spielt Karten mit mir — dabei benehm' ich mich schauderhaft dumm! — und sie liest mir vor. Sie liest mir ganze Stücke vor, das ist ihre Leidenschaft; ich sage Ihnen, ausgezeichnet — wie auf dem Theater. Jeder in seinem Charakter; wahrhaftig . . .“

„Sie liest schauderhaft,“ flüsterte Schwalbe hinter Erharts Rücken. „Sie hat keine Stimme.“

„Kurz," nahm nun Lina das Wort, die immer noch, wie eine theatralische Mutter oder Schwester, neben ihrem Kranken stand. — „kurz, ich bin eine außerordentliche, wunderbare, rührende Person!"

„Ja, das sind Sie auch," sagte Leo, der wieder über ihre weiße Hand strich, bis sie sie wegzog und ihn leise damit schlug. Seine Augen glitten an ihr hinauf und irrten dann umher . . . „Schwalbe!" sagte er plötzlich. „Hat Erhart, als Sie eben kamen, im Speisezimmer den bemalten Tisch gesehn?"

Erhart schüttelte den Kopf: „Ich hab' nichts gesehn."

„Den sollten Sie doch einmal anschauen; meine letzte Arbeit — als ich noch malen konnte. Vielleicht eine Dummheit . . . Schauen Sie's doch an, und sagen Sie mir, wie es ist!"

„Man kann nicht viel mehr sehn, es wird Nacht," warf Schwalbe ein. Leo richtete aber seinen Oberkörper nervös ungeduldig auf: „Quatschen Sie doch nicht, Schwalbe. Erhart kann noch sehn, der hat andre Augen als Sie. Führen Sie ihn nur hin und zeigen Sie ihm den Tisch!"

Der gutmütige Merkur gehorchte seinem ungnädigen Jupiter und ging achselzuckend voran. Erhart folgte ihm. Die Thür blieb offen. Im angrenzenden Speisezimmer, dessen hohe, schwarze Stühle Leo alle selbst in zierlichster Renaissance mit weißen und grauen Ornamenten aller Art bemalt hatte — seine Thätigkeit in diesen letzten Jahren war fast unbegreiflich — stand ein Anrichttisch, dessen Tafel wie eingelegte Arbeit aus edlen Steinen aussah; es war aber alles mit dem Pinsel gemacht. Ein Hauptbild in der Mitte stellte dar, wie antikgekleidete Fischer im Meer, am Ufer, mit Angeln und Netzen fangen und mit Dreizacken harpunieren; mächtige erbeutete Fische glitzerten silbern aus dem Bild hervor. In einem breiten Rand, der außen herumlief, hingen Fruchtgewinde und allerlei Wildpret, wie es zu Lande für die Küche erjagt wird; auch Gold- und Silberfasane, Pfaue und andre farbenprächtige Geschöpfe leuchteten dem Beschauer entgegen. Alles war aber mit Absicht und Kunst etwas naturlos stilisiert gemacht, als wär' es eben aus farbigen Steinen, in größeren und kleineren Stücken, geschickt zusammengesetzt. Schwalbe hatte übrigens recht: der Tisch stand von den Fenstern entfernt, und der Tag verschwand schon.

„Ich kann allerdings wenig mehr sehn," flüsterte Erhart.

Er sprach so leise, weil er hören wollte: denn er hatte das Gefühl, daß Leo sie beide geflissentlich entfernt hatte. Ihm lag aber dumpf auf der Seele: was hat denn diese Tänzerin mit dem Mann im Sinn? — Nebenan hörte er nur ein unverständliches, doch erregtes Flüstern. Die Augen auf den Tisch geheftet, horchte er gespannt. „No, no, no!“ hörte er auf einmal Linas gedämpfte und darum heiser klingende Stimme, und ein Kleiderrauschen. „Wenn Sie keine Ruh' geben, komme ich nicht wieder!“

Er konnte dann vernehmen, wie sie durch das Zimmer ging. Langsam kehrte er um und trat in die offene Thür. Das Mädchen stand am Fenster. Die Augen Leos, in denen er wieder dieses leise brennende Glimmen sah — der letzte Tag fiel darauf — hingen an ihrer schlanken, in der Fülle noch immer mädchenhaften Gestalt. Zurückgedrängte unerwiderte Zärtlichkeit schien ihn zu verzehren ... „Ein andermal, mein Alter,“ sagte Erhart ruhig. „Jetzt kann ich wirklich nichts mehr sehn!“

Lina wandte sich. „Wie nett er das sagt: ‚mein Alter‘!“ rief sie drollig aus. „Als ich das eben hörte, fiel mir ein, Herr Erhart: das haben Sie auch mir einmal gesagt; ja, ja, ja, in Salzburg. Da waren Sie kreuzlustig ...“ Sie kam zurück und blickte ihren armen Patienten übermütig, gleichsam herausfordernd an, indem ihr Lockenkopf auf den andern zeigte: „Ja, mein lieber Meister Leo, dem war ich auch einmal gut. Sehr gut.“ In einer Art von Singsang setzte sie hinzu, vor Leo in ihrer ganzen Pracht sich aufpflanzend: „Ihnen bin ich nicht gut — bin ich nicht gut — bin ich nicht gut!“

Sie lächelte dann närrisch und rauschte wieder von ihm hinweg. „Isinger hat recht,“ dachte Erhart: „eine Pfauenstimme!“ — Leo Falk schien aber keine Stimme zu hören, nur eine Gestalt zu sehn. Er ging ihr mit den Augen nach, suchte auch zu lächeln; es war aber mehr ein unruhiges Auf und Nieder des dichten, schwarzen Bartes über den verzogenen Lippen.

„Und nun gehn wir alle!“ rief das Mädchen aus, nahm ihren weißen Ueberwurf vom Tisch und deckte ihn über ihre runden Schultern. „Bitte, meine Herren, Sie auch. Der Meister hat genug geschwatzt und gehört, er muß Ruh' haben; nicht wahr, Doktor? nicht wahr?“ — Schwalbe verneigte sich, er wagte nicht zu widersprechen. — „Morgen komm' ich wieder; wenn Sie brav sind, heißt es. Ich les' Ihnen auch wieder vor; dramatisch; eine

zweite Wolter. Jetzt geh' ich in meine einsame Höhle — will von Ihnen träumen. Meister Falk, gute Nacht!"

Sie gab ihm eine letzte Hand, die er dankbar küßte. Dann wartete sie noch, bis die Männer gingen; eher ging sie nicht. Nun hüpfte sie die Treppe hinab, wie ein junges Ding; erst in der Hausthür gewann sie ihre Würde einer „Dame" wieder. Ein elegantes Coupé hielt jetzt auf der Straße; ein Diener öffnete ihr den Schlag. Sie sprang hinein, ihr lachendes Gesicht erschien dann noch am Fenster. Sie winkte den beiden Männern mit der Hand; „Servus!" rief sie noch. Der Wagen rollte davon.

„Sagten Sie nicht, Sie wären Leos Arzt?" fragte Erhart, nachdem er dem raschen Coupé eine Weile nachgesehen hatte.

„Nun ja," sagte Schwalbe.

„Glauben Sie, daß diese Dame für ihn die rechte Medizin ist? — Glauben Sie das, Doktor?"

Schwalbe hob und senkte die Achseln. „Was soll ich dabei machen — sagen Sie doch selbst!" antwortete er etwas verlegen. „Der Leo wirft mich ja aus der Thür, wenn ich mich da einmische. Das sind so Sachen — bekanntlich!"

„Ja, das sind so Sachen. — Und die ‚einsame Höhle'?"

„Das will ich Ihnen sagen: in der ‚einsamen Höhle' erwartet sie jetzt der dicke Ansbach, mit einem liebevoll und talentvoll ausgedachten Souper."

„Nun, und was glauben Sie denn, Sie alter Merkur, was das Mädel vom Leo will?"

Schwalbe bewegte resigniert den Kopf und die rechte Schulter. „Wer weiß, was ein Mädel will!"

„Glauben Sie, daß sie ihn sehr *unterhaltend* findet? — Sie kennen ihn ja doch. Unterhaltend mit dem *Pinsel*, ja; aber doch nicht mit der Zunge!"

„Nun, was *das* betrifft," entgegnete der Doktor, „da beansprucht Lina Schellenberg aus Hallein nicht viel. Sie braucht nur Gesellschaft; auf Geist und Witz kommt es nicht sehr an. Im Gegenteil, sie hat eher *plebejische* Bedürfnisse: so hat sie da ein verhutzeltes Persönchen aus ihrer Gegend, eine Schneiderin oder Näherin — Lieschen Goldperl heißt sie — mit der sitzt sie stundenlang, hat man mir erzählt, und sie schwatzen Löcher in die Wand, bis sie nicht mehr können. Eine Staël oder George Sand ist die Lina ja nicht!"

„Aber zum Teufel, Herr, damit erfahr' ich nicht, was sie von ihm will?"

„Eine Laune, hoff' ich. Sie wissen ja, Launen sterben einen natürlichen Tod. Na, wenn diese tot ist, dann schlepp' ich den Leo irgendwohin, zur Luftkur — wogegen er sich jetzt noch wehrt. Gesund wollen wir ihn wohl kriegen; das ist keine Frage . . . Ich muß noch in die Vorstadt. Fahren Sie nach Ihrem Wolkenkuckucksheim zurück?"

„Ja, Doktor, ich kehre in die Natur zurück."

„Nun, dann gute Nacht!"

Schwalbe ging der Karlskirche zu, und dort um die Ecke.

II.

Nachdenklich und an diesem „Rebus" herumrätselnd trat Erhart seinen Heimweg an; nachdenklich und kopfschüttelnd kam er wieder in sein einsames Häuschen. Die Sache war „nicht geheuer"; — indessen zu wem sollt' er davon sprechen? Für Isinger war Leo (der Mensch, nicht der Künstler) tot; Waldsee bewunderte ihn als Talent, sein übriges Leben und Treiben erschien ihm unerfreulich und gleichgültig. Erhart schwieg denn also; wie locker ihm sonst auch das Wort auf der Zunge saß. Er fuhr nur von Zeit zu Zeit wieder in die Stadt, um nach dem Kranken und seiner „barmherzigen Schwester" zu sehen. Man ließ ihn aber nie mehr ein, sonderbarerweise. Bei Leo empfing ihn ein neuer Diener, der ihm jedesmal versicherte, Herr Falk schlafe eben; es gehe ihm aber besser, immer besser, und er hoffe die freundlichen Besuche demnächst zu erwidern. „Diese schöne Rede hat er jedenfalls nicht von Leo!" dachte Erhart, wiederum den Kopf schüttelnd. Endlich gab er es auf, an Leos Thür zu „drücken" und dem Diener seine Rede von neuem zu überhören. Er erfuhr nur einmal von Schwalbe, an den er geschrieben hatte, Meister Leo sei wirklich schon auf gutem Wege; noch nicht wiederhergestellt, aber heiterer, hoffnungsvoller, entschieden in der Besserung; die schöne Lina fahre fort, ihm dabei zu helfen.

So verging der übrige Sommer, und es kam der Herbst; in einem Weinland, wie das von Klosterneuburg, wohl die schönste Zeit. Die Freunde hatten ihren Abhang, den sie als ihre „Som-

merfrische" ansahen, gar nicht verlassen; nur einmal war der Graf auf eine Woche verschwunden (wohin, wußte nur Hermann), sonst kam er alltäglich, mit unerwarteter Ausdauer, um im Laboratorium mit Isinger zu arbeiten. Erst im späten Herbst wurde er nochmals unsichtbar; mehrere Tage erschien er nicht. Das befremdete den kleinen Hans, der sich an seinen Freund, den Grafen, aufs innigste gewöhnt hatte. Er ging auch frei mit ihm um; auf Erharts Anstiften nannte er ihn sogar „Spitzkebube" und begrüßte ihn zuweilen mit „Serbus, du Lump". In diesen Tagen lief er oft zu Christel, der er alles und jedes aufs Herz legte, und fragte sie in immer neuen Wendungen, was sie davon denke, daß der Onkel Waldsee nicht komme? Am Sonntag wurde ihm endlich die Sache so wichtig, daß er sie dem Vater vorzutragen beschloß. Er kam nach Mittag mit ihm aus dem Garten, wo Vater und Sohn, „die beiden Bastler", wie Erhart sie nannte, eine Pflanze und einen Käfer studiert hatten; denn auch in dem vierjährigen Hänschen rührte sich schon der Forscher. Auf der kleinen Terrasse vor dem Hause saßen Christel und Grete, da der Tag so mild war. Man blickte von da auf die Fahrstraße, die unten am Garten vorbeiging, auf den Eisenbahndamm, die Wälder an der Donau und den Bisamberg. „Vaterle," sagte der Bub, als auch sie sich gesetzt hatten, „laß dich doch was fragen. Warum kommt Onkel Waldsee gar nicht mehr von Wien? Ist er denn gestorben?"

Isinger schüttelte lächelnd den Kopf: „Dann würd' ich ja traurig sein; und das bin ich doch nicht. — Er hat Besuch in Wien; darum kommt er jetzt nicht."

„Wer besucht ihn denn?" (Hänschen hielt noch auf die alten, farbigeren Vokale, die wir nicht mehr sprechen.)

„Bub, du fragst viel, wenn der Tag auch kurz ist. — Wer den Onkel besucht, brauchen wir nicht zu wissen; das geht uns nichts an, wir sind auch nicht neugierig."

Das Kind sah am Vater hinauf, neben dem es saß; diese Seelengröße war ihm unheimlich. Dann sagte es vor sich hin, als spräche es nur mit sich: „O ja, neugierig bin ich wohl. Aber der Onkel, der sagt es nicht." — Mit einem drolligen, kindlich altklugen Achselzucken, das Hans sich vor kurzem angewöhnt hatte, setzte er hinzu: „Nun, dann hilft es nicht!"

„Jetzt will aber ich was fragen," nahm Isinger wieder das Wort. „Neulich klagte die Grete, daß die Lerchen nicht singen;

die hört sie so gern. Nun, du kleine Grete, warum singen sie denn nicht mehr?“

Gretchen, die neben Christel saß und sich anstellte, als ob sie stricke, hob die unschuldigen Augen auf, die träumerisch sinnigen, und sagte mit Anstrengung, da das R im Anfang der Worte ihr noch große Mühe machte: „Ich will Karistel faragen!“

„Ach, Christel weiß das nicht,“ fiel Hänschen überlegen ein; obwohl sonst auch er sehr fleißig aus dieser Quelle schöpfte. „Ich weiß es. Die Lerchen singen nicht, weil heut' Sonntag ist.“

„Wieso?“ fragte Ifinger.

„Onkel Erhart hat mir einmal gesagt, am Sonntag singen die Lerchen nicht.“

„O diese Onkels —!“ dachte Ifinger. — Eh' er noch dazu kam, die Wahrheit in dieser Sache an den Tag zu bringen, hob Grete ihre kleinen Hände, deutete auf den Fahrweg hinab, wo eben ein Knabe eine Ziege vorbeiführte, und rief fröhlich aus: „Da geht eine kleine Kuh!“

Christel lachte leise. Der so viel reifere Hans schaute die Erwachsenen, dann mit mitleidiger Geringschätzung seine Schwester an. Gleich darauf sagte er aber verzeihend: „Sie meint eine Ziege. Sie ist ja erst drei Jahre alt!“

Nun blickte auch Ifinger auf den Weg hinunter; er sah das mißverstandene Tier, — zugleich ging es wie ein Schlag durch ihn hin. Er bemerkte noch etwas, eine dunkelgekleidete, zierliche Gestalt, auf die ihn ein Briefchen des Grafen vorbereitet hatte — und doch durchfuhr es ihn, sie nun wirklich zu sehn. Die Baronin stand auf der Fahrstraße, mit ihrer Kammerjungfer, einem blonden, bescheidenen Mädchen. Sie schien ihn in diesem Augenblick zu erkennen, denn sie winkte ein wenig, fast ohne Bewegung des Arms, mit dem Taschentuch. Ifinger sprang auf. Das Blut schoß ihm ins Gesicht, er wußte nicht warum; er rief aber Christel mit Fassung zu: „das ist die Baronin!“ Dann lief er den breiten Weg im Garten hinab, seinem Gast entgegen.

Unterwegs durchflog es ihn: „nun, wie ist mir zu Mut?“ Geschwind, wie Gedanken sind, kamen ihm die Träume wieder, die er in den ersten Zeiten hier noch im Schlaf und auch in halbem Wachen geträumt hatte: Donna Clara stand auf der Straße — wie jetzt — kam, ihn zu besuchen; sie schüttelte dann lächelnd den Kopf: „was haben Sie von mir gedacht? Ich liebe ja niemand

als Sie. Ich will ja keine Liebe als Ihre. Sie haben nur geträumt. Da bin ich — und nur für Sie!" — — Jetzt stand sie da, leibhaftig; aber sie kam von Waldsee. Wie war ihm? Wie ertrug er das? Konnte er sich freuen? Ward ihm die Brust zu eng? Fühlte er nur Bangen?

Auf einmal stand er vor ihr; die Gedanken waren alle fort. Er sah nur ihr holdes Gesicht; es leuchtete, es lachte von Glück; zugleich strahlte ihn ihre unschuldige, liebevolle Treue, ihre Freude an. Freude! Auch er fühlte weiter nichts. Nein, nein, weiter nichts. Ihr Glück ging auf ihn über wie der Sonnenschein. Er nahm ihre beiden Hände, lächelte ihr zu; er hätte sie umarmen können, auch nur so aus Freude. „Liebe Donna Clara!" sagte er bewegt, aber heiter, fröhlich.

„Ich konnte doch nicht nach Wien kommen, ohne Sie zu sehn," antwortete ihre weiche, seelenwarme Stimme. „Wie sind Sie braun; das ist gut! — O, ich bin sehr traurig, Sie nicht mehr in München zu haben; — Gott sei gelobt, nun führen mich Geschäfte, Einkäufe nach Wien; wir haben da viel zu thun, fragen Sie Johanna . . ." Sie deutete auf die Jungfer, die rosig und frisch, mit lächelnden, blutroten Lippen, neben ihr stand. „Ich bleibe aber noch, und sehe Sie noch viel. Jetzt führen Sie mich zu Ihr Haus, da müssen Sie mir sagen, daß Sie mir noch treu sind; Sie wissen, ohne Erklärung zweifle ich von alles und von allen!"

Isinger lächelte wieder; die „reine, destillierte Treue" — er fühlte es selbst — sah ihm aus den Augen. Er reichte ihr den Arm; sie gingen den Garten hinauf. Christel hatte sich aus Zartgefühl mit den Kindern entfernt, um das erste Wiedersehen nicht zu stören; erst als sie die Jungfer auf der Terrasse allein zurückbleiben sah, kam sie sogleich zu ihr. Isinger führte seinen Gast die Treppe hinauf ins Laboratorium, wo Glasschränke mit Flaschen, Retorten, Mikroskopen, Geräten aller Art, und an den Fenstern die großen Arbeitstische standen. Er nahm wieder ihre Hand, und deutete umher, und auf Waldsees Tisch. „Hier," sagte er „wo Er mit zu Hause ist, wollt' ich Sie begrüßen!"

„Er", „Er", wiederholte sie, und ihr Glück strahlte ihn wieder an. „Nun," setzte sie lächelnd hinzu, „wie sind Sie mit ihm zufrieden? Ist er brav? Ist er gut?"

„Für einen Verliebten fast übertrieben brav," antwortete Isinger.

„Lieben Sie ihn jetzt?"

„Ich kann nicht mehr zweifeln!"

„Guter, teurer Freund! — Von unsere Dankbarkeit reden wir jetzt nicht; dazu haben wir unser ganzes Leben Zeit — und ich leb' noch lange, nicht wahr? — Von Hunger oder Wasser oder sonst etwas Freiwilliges will ich jetzt nicht sterben ... Die Scheidung ist nun endlich im Gang; ich hab' an den Grafen erzählt, wie's gekommen ist, er kann's Ihnen sagen. Ich wollte den Baron nicht belügen, können Sie sich denken; wollt' ihm gleich im Anfang sagen, daß der Graf es ist, nicht Doktor Isinger; daß ihn seine ‚Ahnung' doch einmal getäuscht hat ... Aber da hat er mir das Wort sogleich abgeschnitten: ‚Bitte, keine Bekenntnisse — diese sind überflüssig. Ich wünsche nichts zu hören — wünsche nichts zu wissen. Wenn wir uns trennen, so thun wir es in Freundschaft und Vernunft, und nur für uns selbst!' — Dabei ist's geblieben ... Die Galerie, die eigentlich an alles schuld ist — denn die hat ihn ganz von mir entfremdet, und dann mich ganz von ihm — die ist auch sein Trost: wenn er erst Witwer von mir ist, denkt er, dann ist er völlig verheiratet mit seine Galerie!"

„Also er weiß noch nicht, daß Waldsee —?"

„Nein, lieber Freund; — der Baron hat offenbar sein Stolz, der will von nichts ‚wissen'. Darum schweig' ich auch: nur um ihn zu schonen. Der Arme, er hat übrigens ein Kummer, der ihn sehr beschäftigt: es ist da noch eine andre Galerie, die ihn über den Kopf wächst: die ‚Schackothek', wie die Leute sagen. Der berühmte Graf Schack hat sie angelegt; auf den ist er ‚eifersüchtig'; da trifft's ihn doch auch! — — Nun muß ich aber endlich auch Ihren Hänschen sehn; er ist doch zu Haus?"

„O ja —"

„Und die Bimba; und Christel. Ich muß mit Christel wirtschaftliche Gespräche haben; — ja, ja, lachen Sie nicht. Sie wissen noch nicht, wie sehr ‚Er', ‚Er' auf mich gewirkt hat; was Sie damals in seine Briefe lasen, das will ich nun alles, alles thun: ich will zuweilen sogar ‚Pfannekuchen backen'. Dieser schreckliche Graf hat schon eine große Demokratin aus mir gemacht! — — Fürchten Sie aber noch nicht das Schlimmste," fuhr sie mit reizendem Lächeln fort; „so etwas von ein ‚Schmetterling' bleib' ich darum doch!"

„Ich hoffe," sagte er ebenso zuversichtlich lächelnd.

Sie warf einen Blick auf die Geräte und die Arbeitstische, auch einen aus dem Fenster; nahm ihren Hut vom Kopf und warf ihn auf Waldsees Tisch, als sei der Hut da zu Hause; dann stellte sich die kleine, um ein weniges mehr gefüllte, wie im Glück aufgeblühte Gestalt wieder vor Ifinger hin. „Und nun will ich Ihnen noch etwas sagen," fing sie an; ihre Augen leuchteten warm. „Die Galerie ist an alles schuld, hab' ich vorhin gemeint; aber die Galerie ist doch nicht auf der Eisenbahn nach Wien zum Grafen gereist, um diesen blinden Mann die Augen zu öffnen — das haben Sie gethan. Wie Sie das gemacht haben, das ist ein Rätsel für mich. Sie haben's aber gemacht! O, dafür bin ich Ihnen so dankbar, so dankbar — und hab' mir auch gelobt, Sie dafür zu küssen; aber ‚Er' soll es wissen — und ‚Er' soll es sehn. Also wenn er hier ist; und wenn Sie nicht einen Abscheu davor haben — — den haben Sie aber nicht. Und nun führen Sie mich zu Hänschen und die andern; ich muß mich zu mein Trost überzeugen, daß die Gattung Hermann Ifinger nicht ausstirbt!"

Wie ein Vogel, oder wie eine zierliche, wandelnde Weingeistflamme huschte sie hinaus, und wieder die Treppe hinab. Im Terrassenzimmer fanden sie Christel mit den Kindern und der Kammerjungfer. Die Baronin begrüßte die Kleinen mit ihrer raschen Lebhaftigkeit, die aber diese etwas weltfremden Geschöpfe eher zu beunruhigen als anzulocken schien. Sie gab beiden die Hand; dann beugte sie sich zu Hänschen nieder und fragte: „Gibst du mir auch einen Kuß?"

Der kleine Ifinger betrachtete sie prüfend. Zunächst aber zog er sein blondes Köpfchen vorsichtig zurück, während die Beinchen stehen blieben, und antwortete in tiefem Ernst: „Bis später!"

Vater Ifinger lachte laut. „Das ist ein geborener Forscher!" sagte er zu der etwas verblüfften Baronin; „er will offenbar erst abwarten, ob Sie ihm gefallen. Auch sagt er als Baier ‚bis'; ‚später' allein wär' genug. — Hier brauchst du nichts abzuwarten, Junge!" Damit wandte er sich an den Kleinen, der nun doch ein wenig verwirrt und verlegen dastand. „Das ist keine gewöhnliche ‚Tante'; das ist die Poesie. Wer die küssen darf, der besinnt sich nicht. Halt dein Mäulchen nur hin!"

Der Bub blieb sich aber treu; er that noch ein paar Schritte auf die Seite und sah die „Poesie" von dort an; erst nachdem er dies gethan, kam er auf sie zu und sagte treuherzig: „So, nun

will ich auch!" — Darauf streckte er das liebliche Gesichtchen gegen sie hinauf. Die Baronin lächelte, mit einem Blick auf den Vater, der zu sagen schien: „die Gattung stirbt doch nicht aus!" — Dann beugte sie sich tief und küßte ihn auf den Mund; und nach ihm das Gretchen.

„Guten Tag, Christel!" sagte sie nun freundlich, fast herzlich. Christel, die bis dahin mit zusammengelegten Händen bewegungslos dagestanden hatte, wurde dunkelrot. Es schien etwas ganz Besonderes in ihr vorzugehn. Sie that einen tiefen, starken Atemzug; dann plötzlich mit einem Anlauf, wie wenn sie über einen breiten Graben spränge, und mit etwas zitterndem Lächeln, antwortete sie in französischer Sprache: sie freute sich sehr, nach so langer Zeit die Frau Baronin wieder zu begrüßen.

„Was ist das?" sagte die Baronin, nachdem sie Ifinger — der ebenso überrascht war wie sie — und das noch ganz erglühende Mädchen zweimal angesehen hatte. „Sie — — Sie sprechen französisch?"

„Ein wenig," erwiderte Christel mit einem neuen Anlauf in derselben Sprache. „Verzeihen Sie diese Dreistigkeit. Ich war so feig, so furchtsam, und wollte das durchaus überwinden . . . Bitte, verzeihen Sie!"

„Aber was ist da zu — — Und es klingt so gut — so pariserisch! Was haben Sie gemacht? Wie haben Sie das gelernt?"

„Der gute Herr Doktor hat mich's gelehrt," antwortete Christel — diesmal aber auf italienisch. — Die kleine Baronin wurde ganz verwirrt und warf den Kopf hin und her.

„Italienisch auch?" rief sie mit einem drollig unheimlichen Ausdruck, mit einer Art von Entsetzen aus. „Ja, was ist denn geschehn? — — Freilich, das hatten Sie ja in Südtirol gelernt. Aber daß Sie so mir nichts dir nichts — als verstünde sich das von selbst — — Und mit dieses Gesicht; diese Augen. Lieber Freund! Was haben Sie da gemacht?"

Ifinger lächelte; „ich bin mir keiner Schuld bewußt," sagte er an der Brille rückend. Er war aber doch auch betroffen, ziemlich aus der Fassung; und als hätte man ihm ein paar neue Augen gegeben, sah er die beiden Frauen, die sich da auf einmal gegenüberstanden, wie etwas Unerwartetes, Fremdes an. Ein sonderbarer Zufall wollte, daß sie beide fast dasselbe Dunkelviolett trugen;

die Baronin in einem zarteren Stoff, aber auch Christels Kleid war feiner als gewöhnlich, Isinger hatte es ihr zum heiligen Christ beschert. Von der kleinen „Fee“ ging, wie immer, ein Duft des Aristokratischen aus, für den es keine Worte gibt; um so wunderbarer war, daß das „Mädchen aus dem Volk“, diese große, etwas schwere Gestalt, sich daneben doch nicht wie eine Plebejerin ausnahm. Sie erschien nur wie eine andre Rasse, wie eine richtige Germanin neben der gemischten. Sie hatte nicht die feinen Knochen der zierlichen Donna Clara, aber alles an ihr war Kraft, Gesundheit, angenehme Fülle; auch fiel ihr ebenmäßiger Wuchs auf, dem ihrer schöneren Cousine ähnlich. Die großen, samtbraunen Augen erinnerten dagegen an die der Baronin; Isinger, der in der Mitte stand, bemerkte ganz verblüfft, wie diese vier verwandten Augen aufeinander blickten. Die der Donna Clara waren noch etwas tiefer gefärbt, und das Weiß umher war noch bläulicher.

„Aber lieber Freund!“ fing die kopfschüttelnde Baronin nach einer beobachtenden Stille wieder an, indem sie unwillkürlich nach seinem Arm griff. „Sagen Sie mir nur, wie ist das gekommen? Wann und wie und wo haben Sie sie das gelehrt?“

„Schon in München,“ erwiderte er; „hier hab' ich's dann fortgesetzt. Die Zeit war ja da, man brauchte sie nur zu nehmen. Sie hat aber entschieden Talent!“

„Das scheint so,“ murmelte die Baronin. Plötzlich sprang sie auch ins Französische und warf dem Mädchen einige ihrer kleinen, geflügelten Sätze ins Gesicht. Christel errötete wieder tief, bis zur Stirn hinauf; aber sie faßte sich. Nach kurzem Besinnen gab sie fließend Antwort. Die Baronin stutzte von neuem; dann fuhr sie jedoch eifrig fort, auf sie einzureden. Wie ein kleiner Professor, der einen Schüler gründlich prüfen, vielleicht wohl auch einmal aus der Fassung bringen will, feuerte sie ihr schönstes Französisch auf das große Schulmädchen ab. Diese hielt sich tapfer; sie sann oft ein paar Augenblicke nach, sprach aber darauf in wohlgesetzten, auch wohlklingenden Worten. Einigemal wagte sie sogar einen Scherz, und nicht ohne Geist. Die kleine Grete, die an ihrer Christel wie an einem Turm hinaufsah, hörte tiefverwundert zu; Hans war bald nach dem Kuß, von einem Geräusch gelockt, aus der Thür gelaufen.

Auf einmal unterbrach er das Gespräch durch seine laute Stimme, schon von draußen her, und stürzte hastig herein. „Du,

deine Tante ist da!" rief er Christel zu. „Sie sagt, daß sie es ist! Sie sagt: Anna Veit! — Noch eine ist mitgekommen ..."

Christel, von der Aufregung wie in Flammen, warf einen fragenden Blick auf den Hausherrn. „Gehn Sie, begrüßen Sie sie," sagte Isinger. „Hernach thu' ich's auch!"

Das Mädchen verneigte sich gegen die Baronin, mit einer eigentümlichen, erregten, noch etwas schüchtern feierlichen Anmut, und ging mit den Kindern, die sich an sie hängten, hinaus. Die Kammerjungfer folgte. Donna Clara ging ihnen nach, bis zur Thür. Dann kam sie zurück. Die sonst so lebhafte Gestalt war ganz still; alle ihre Glieder schienen mitzudenken. „Lieber Freund," sagte sie, — „ich bin starr!"

„Warum?"

„Warum? — Ich bin ja doch nicht mehr so jung; aber etwas Aehnliches hab' ich nie gesehn. Das ist ja nicht mehr derselbe Mensch — diese Christel da. Die hat sich verwandelt; ‚verpuppt', wie es ja wohl heißt. Sehen Sie denn das nicht?"

„Allerdings. Gewiß. Sehr, sehr verändert ... Aber Sie wissen: was man täglich sieht —"

„Aber diese Augen! diese Augen!" unterbrach sie ihn. „Bemerken Sie das denn nicht? Wundern Sie sich nicht? — Ich sah sie einigemal in München, sie gefiel mir sehr; aber seitdem — seitdem — —"

Sie schüttelte immer wieder den Kopf; und warf auf Isinger von Zeit zu Zeit einen befremdeten, sozusagen unheimlichen Blick. „Was ist das für eine Tante von ihr?" fragte sie dann plötzlich.

„Nur so 'ne Miniaturausgabe," antwortete er; „aber Leben für drei darin. Ich hab' sie als Besuch kommen lassen für Christel und die Kinder —"

„Und der Mund! der Mund!" rief die Baronin wieder aus, die an ihren eigenen Mund mit den Fingern anschlug. „Was für Geist da sitzt; und was für ein Leben. Und wie viel Charakter. Was haben Sie denn nur mit ihr angefangen? Sagen Sie doch! reden Sie doch! sei'n Sie doch nicht so stumm!"

„Aber Sie machen mich ja so stumm!" erwiderte Isinger. „Ich denk' über Ihr Erstaunen nach. Ich erstaune mit! — Was ich mit ihr angefangen —? Sie war da; weiter nichts. Sie hat unsre Gespräche gehört; hat auch mitgesprochen. Ihre Augen und Ohren, scheint mir, waren immer offen —"

„Und auch der sechste Sinn!“ fiel sie ihm ins Wort.

„Was ist das für einer, wenn ich fragen darf?“

„Der Sinn, den die Frauen allein haben; mit den sie das alles verstehn, was die fünf andern nicht können. Ja, ich glaub' an es — an ihn —“

„Womit, wenn ich fragen darf?“

„Womit ich an ihn glaube? — Nun,“ sagte sie lachend, „eben mit diesen sechsten Sinn! — — Aber ernst gesprochen: woher hätte das Mädchen sonst dieses feine Benehmen, diese Haltung, diese — — ich bin außer mir, lieber Freund. Sie sprachen von ‚Talent‘; das ist mehr: das ist ja Genie! — Wie können Sie zu der noch ‚Christel‘ sagen; die ist ein Fräulein — eine Erzieherin — eine Gouvernante. Schauen Sie sie doch an: das ist eine junge Dame, die führt Ihnen das Haus!“

Isinger zuckte die Achseln, und sah vor sich hin. Er war selbst verwirrt; um es zu verbergen, suchte er zu scherzen: „Ihre Vorwürfe treffen mich nicht; ich bin ohne Schuld. Wenn irgend ein Taschenspieler das Mädel vertauscht hat — ich hab's nicht gethan! — — ‚Genie‘ . . . Ja, ja, es sieht fast so aus; es ist wohl was dran. Sie lernt alles und faßt alles, als verstünd' es sich ganz von selbst; nur so mit dem Kraftüberschuß, der bei ihr immer da ist. Der will immer heraus . . . Wie sie Ihnen jetzt gegenüberstand, dieses ‚Fräulein‘ Christel . . . Das hatte sie sich offenbar ganz still ausgedacht: wenn ich die Baronin einmal wiedersehe, spreche ich französisch!“

Donna Clara überlegte, und nickte . . .

Isinger wollte weitersprechen; plötzlich wandte er den Kopf und horchte. Draußen auf der Terrasse hörte er Christel sehr verwundert und mit ungelenker Stimme sagen: „Der Herr Falk? die Lina?“ Dann kamen ein paar eifrige, laute Worte der alten Veit, und er wurde blaß. „Verzeihen Sie!“ sagte er rasch, „einen Augenblick —!“ und öffnete die Thür, die ins Freie führte.

Draußen standen die andern mit der lebhaft gestikulierenden Alten — sie kam ihm noch kleiner vor als in früheren Zeiten — und mit einem wunderlichen, dürren Geschöpfchen, das er nie gesehen hatte. „Guten Tag, Frau Veit,“ sagte er etwas überstürzt, hinaustretend; „grüß Sie Gott, seien Sie willkommen . . . Was erzählen Sie da von der Lina?“

Christel heftete die großen Augen auf ihn, rührte sich aber

nicht. Die Alte stürzte sich auf seine Hand, die sie offenbar küssen wollte; da er sich dem entzog und ihr die Hand nur drückte, stieß sie dann hervor: „Ja, man sollt's nicht glauben, Euer Gnaden, aber wahr ist's, wahr ist's. Die Lina macht ein großes Glück — oder wird's ein Unglück — Gott allein mag's wissen. Sie hat ihn geheiratet; das heißt, er hat sie! Diese Erzka — —"

Sie brach ab mit einem Blick auf die Kinder, und legte sich die große Hand auf den großen Mund. Ihr schönstes farbiges Tuch, das sie umgebunden hatte, ging dabei mit in die Höhe. Ein etwas närrischer, lustiger Hut saß auf ihrem ernsthaft ausdrucksvollen Kopf.

„Wer hat sie geheiratet?" fragte Ifinger.

„Der hochberühmte Herr Falk, Euer Gnaden, dieser große Maler! Der, von dem das Kinderbild war im Münchener Kunstverein — wo dieser dreizehnjährige Fratz wie ein Engerl aussah — müssen sich erinnern — nu ist der Fratz seine Frau!"

„Da werden Sie doch wohl irren," murmelte Ifinger, der zu lächeln suchte; — die Baronin war auch herausgetreten und stand neben ihm. „Leo Falk — — er war ja noch gar nicht gesund, wie ich neulich hörte. Er sollte nach Italien gehn —"

Die Alte, die sich vor der Baronin verbeugt hatte, wandte sich jetzt, wie man einen Kreisel dreht: „So sag' du's ihm, Goldperl! Sag' dem gnädigen Herrn, was du weißt!" Sie nickte gegen ihre Begleiterin, die etwas zurückstand, ein so hageres, ausgetrocknetes kleines Frauenzimmer, daß es unglaublich schien, wie man mit so wenig Feuchtigkeit und Fett noch herumgehn könne. Von oben bis unten war sie dunkelgrau, und in ärmlichster Einfachheit, aber höchst reinlich gekleidet . . . „Ist nämlich auch aus unsrer Gegend," fuhr die Veit sogleich fort; „Lieschen Goldperl heißt sie. Und sie lebt in Wien. Von der hab' ich's ja. Die war ja mit dabei!"

„Bei der Hochzeit?" fragte Ifinger.

„Nu, so sag's doch, Goldperl!" rief die Alte aus.

Plötzlich hörte man die Stimme dieses verdorrten Alräunchens, die so fein und dünn hervorpiepste, daß Ifinger fast zusammenfuhr. „Nein, bei der Hochzeit nicht!" sagte das Geisterstimmchen, wie aus einer Flasche. „Aber die Lina — oder das Fräulein — ist sehr gut mit mir. Wenn ich bei ihr näh', und schneidere, erzählt sie mir so viel. Und ich hab' mir's schon lang' gedacht!"

„Was haben Sie gedacht?“ fragte Ifinger.

Sie machte eine Art von Knicks, da er sie jetzt persönlich angeredet hatte. „Daß sie ihn doch kriegen wird!“ piepte sie dann weiter. „Und nun hat sie ihn auch gekriegt; — ich solls zwar nicht sagen — aber die Geschichte ist ja nun schon so lange her. Und irgendwann einmal will man's ja doch sagen. Ja, sie hat ihn richtig gekriegt!“

Ifinger trat ihr ungeduldig näher, so daß sie zurückwich, als wäre sie sein Schatten. „Aber wann denn? wie denn?“

„Schon vor zwei, drei Wochen,“ antwortete das Geschöpfchen und strich sich die zum Teil ergrauten Haare aus dem kleinen Gesicht. „Es sollt' eine ganz stille Hochzeit werden; die Lina, die wollt' es so. Oder wollten es beide so. Das weiß ich ja nicht. Darum sind sie abgereist, ich weiß nicht wohin — eine kleine Stadt — und haben da geheiratet. Das weiß ich gewiß!“

„Hm!“ kam es aus Ifingers Brust. Er warf einen unwillkürlichen Blick auf Christel, die ihn äußerlich ruhig ansah; dann auf die Baronin. Die gab aber nicht acht, sie blickte in den Garten.

Sie hatte den Grafen bemerkt, der eben auf der Fahrstraße aus einem Wagen gesprungen war und, eine Zeitung in der Hand, den Gartenweg heraufkam. Waldsee begrüßte die Baronin, als hätte er sie heute noch nicht gesehn, und mit unbefangen freundschaftlicher Ergebenheit. Dann schüttelte er das Zeitungsblatt in der erhobenen Hand. „Da haben die guten Leute wieder was zu schwatzen!“ sagte er, mehr zu Ifinger gewendet.

„Was gibt's?“ fragte dieser.

Waldsee schlug einige Blätter der Zeitung um und las: „Terpsichore hat, wie wir hören, eine ihrer begabtesten und reizendsten Priesterinnen verloren, dagegen ist der bildenden Kunst eines der ‚feschesten‘ Modelle, das ihr verloren gegangen war, wieder zugefallen. Meister Leo Falk hat den ‚Frühling‘ geheiratet. So hieß auf einem seiner früheren Bilder Lina Schellenberg, die vor einigen Wochen in Linz, in aller Stille, Frau Lina Falk geworden ist. Wir hoffen ihr nun noch auf manchem schönheitstrunkenen Bild unsres hoffentlich ganz genesenen Meisters zu begegnen.“

„Denn das wußte ich ja gewiß!“ piepste Lieschen Goldperl wieder, die nun selbstbewußt nickte. „Das mit ‚Terpsichore‘ hab' ich auch gewußt; denn an den jungen Herrn von der Zeitung wollte sie so schreiben. — Ja, sie hat ihn gekriegt!“

III.

Die Baronin Pillnitz blieb noch vier oder fünf Tage in Wien; sie fuhr aber täglich hinaus, um mit Ifinger und den Seinen einige Stunden zu verbringen. Als sie zum letztenmal gekommen war und nun scheiden mußte, waren Vater und Sohn von sehr verschiedenen Gefühlen bewegt: Hermann war weich bis zur Wehmut — wenn auch das Gefühl der wieder verklärten, beruhigten Freundschaft ihn beglückte —, der kleine Hans zitterte vor Ungeduld, denn seine neueste Seligkeit war, mit dem geschwenkten Taschentuch zu winken, so oft jemand abreiste. Die Baronin zögerte noch im Terrassenzimmer, sie hatte insbesondere der Christel immer noch ein Wort zu sagen; unterdessen stand Hänschen draußen auf der Bank und rief mehrmals, zuletzt beinahe weinerlich: „Geht's denn noch nicht fort?" — Endlich ging es fort; sein kleines Tuch wehte wie eine weiße Fahne, Gretchen ahmte ihm nach, wie immer, zuletzt mußte auch Christel winken. Ifinger begleitete die Freundin bis zum Bahnhof; sie hatte keinen Wagen gewollt, sie ging fast leidenschaftlich gern zu Fuß. Als ihr Zug dann abfuhr, winkte sie aus dem Fenster, nicht so stürmisch, aber herzlicher, als sein Sohn gewinkt hatte. Er sah ihr nach, solange noch ihr Wagen zu erblicken war. Langsam und versonnen ging er dann zu seinem Hause zurück, dessen cottageähnlicher, holzverzierter, ansteigender Bau ihn schon fast heimatlich grüßte.

Er stieg im Garten aufwärts, da der Tag so schön war, in ein kleineres Gärtchen, das, terrassenförmig aufgemauert, in gleicher Höhe mit dem Oberstock, weit ins Land hinausschaute. Als er oben ankam, sah er Christel mit dem zweiten Frühstück — denn es war noch Vormittag, und sie speisten erst um vier — zu Erhart ins Oberhaus gehn. Seine Augen folgten ihr träumerisch verwundert, wie sie es schon oft in diesen Tagen gethan hatten; — „die ‚Gouvernante'! die ‚Erzieherin'!" sagte er vor sich hin, Donna Claras Worte in ihrem Tonfall wiederholend. „Eine ‚junge Dame' . . . Ja, ja, so sieht sie jetzt aus. Das hat was vom Märchen . . . Sie kam doch wie ein Dienstmädchen; — dann warf das Schicksal sie freilich bald in die große Aufgabe hinein, wie ins tiefe Wasser — und sie lernte schwimmen. Aber so wie die Christel, das ist schon ‚Genie' . . . Was soll man

dabei thun? Soll man ihr verbieten, noch wie eine Magd mit dem Butterbrot ins andre Haus zu gehn — so wie eben jetzt? — Und wenn sie dann wieder bürgerstolz wird? und mir gar auf und davon geht? — Was fing' ich ohne sie an?"

Es überlief ihn förmlich, nur daran zu denken. Er suchte sich andre Gedanken; endlich stand er auf, um wieder zu seinen „kleinen Freunden", den Bacillen und Mikrokokken, zu gehen — so wunderbar wenig er sich auch heut' zum Arbeiten gestimmt fühlte. Er machte ein paar Schritte und blieb wieder stehn: ihn wunderte, daß Christel noch immer nicht zurückkam. Es verdroß ihn fast; was hatte sie so lange bei Erhart zu thun? Seine Gedanken gingen ihr nach: was thun sie? — Beide sind ja Menschen ... Nicht daß ihm einfiel, an Christels Ehrbarkeit zu zweifeln, o nein, das nicht, das gewiß nicht; aber kannte er denn Erhart nicht? dessen Maleraugen so leicht seine andern Sinne erregten? Erhart, den „Zigeuner"? Wenn dieses leichte, lustige Blut sie etwa zu bethören suchte — jung war sie doch auch ... Er runzelte die Brauen. „Ich bin Hausvater," dachte er. „Hab' für sie zu sorgen!" — Nie hatte er sich selber gestattet, das Weib in ihr zu sehn, das man begehren kann; jedes zärtliche Gelüst oder Gefühl, auch das bescheidenste, hatte er von Anbeginn in sich unterdrückt, als unwürdig, unmöglich. Sollte nun ein andrer — —?

Die kleine Frau Veit riß ihn aus seinem Brüten, sie kam aus dem Oberstock des Hauses und ging auf ihn zu. Schon von ferne konnte man ihrem wichtig ernsten Gesicht, ihrer beklommenen Schulterhaltung anmerken, daß sie etwas auf der Seele hatte. In ihrem einfachen, grauen Hauskleid verstand sie doch wie jemand auszusehen, der abreisen will. „Gnädiger Herr," sagte sie, als sie vor ihm stand, — „da ich schon die Ehr' hab', Sie anzutreffen, — nichts für ungut, ich hätt' eine Bitte. Ich sollt' — ich möcht' wieder fort!"

„Was?" sagte Isinger, der zuerst glaubte, er habe sich verhört. „Sie schon wieder fort? Sie sollten ja vier Wochen bleiben; so war's ja gemeint. Was hat man Ihnen denn gethan?"

„Gethan? Aber gnädiger Herr, da müßt' ich lügen, gethan hat mir kein Mensch was —"

„Oder thun wir zu wenig, Frau Veit, um Sie zu zer-

streuen? Waren Sie denn nicht schon zweimal in Wien, um Ihre weltlichen Gelüste zu befriedigen? Im Wurstlprater und im Burgtheater? Haben Sie nicht schon hier in der ‚Schießstätte‘, als Vorbild für die jungen Isingers, sich in ‚Strohwein‘ berauscht?"

„Aber gnädiger Herr! Aber gnädiger Herr!" rief die Alte aus und verdrehte fast ihren kleinen Körper; sie hatte schon fünfmal versucht, diesen ihren gefährlichsten Nebenbuhler im Schnellreden mit Hand und Mund zu unterbrechen. „Ist ja alles viel zu viel für so 'ne alte Person. Uebrigens, berauscht war ich wirklich nicht — Gott ist mein Zeuge —"

„Woran fehlt's denn sonst?" nahm Isinger schon wieder das Wort. „Haben Sie unbefriedigten Ehrgeiz, werden Sie nicht genug gewürdigt und gefeiert? Hat Herr Erhart nicht gestern abend bei der Familienbowle auf Ihr Spezielles getrunken? Hat dann nicht der Graf seinen Arm um Sie gelegt und ist mit Ihnen um den Tisch getanzt, um Ihnen seine besondere Hochachtung auszudrücken? Und hat Ihnen das nicht sehr wohlgethan? Wie? Hab' ich's nicht gesehn, wie Sie die Augen vor Wonne eindrückten wie ein alter Kater, als Sie so dahinschwebten? wie alles an Ihnen Gott für die Ehre dankte, an einem gräflichen Busen zu ruhn?"

„O, Sie sind schlimm! Sie sind schlimm!" rief die Kleine in den höchsten Tönen ihrer sonst so männlichen Stimme aus. „Verzeihen Sie die dreiste Bemerkung — aber Sie sind wirklich schlimm! — Ich in meinen Jahren —"

„Nu, so sagen Sie endlich — öffnen Sie den Riegel — warum wollen Sie fort?"

„Ich komm' ja nicht zum Wort, Euer Gnaden. Und was Sie mir alles nachsagen ..."

Sie nahm sich nun aber mutig zusammen, und den Kopf ganz zurückgeworfen, so daß sie ihm voll ins Gesicht sah, that sie einen tiefen Seufzer und sagte: „Euer Gnaden — — die Christel!"

„Was ist mit der Christel?" fragte er verwundert. „Was thut Ihnen die?"

„Thun? O gar nichts. Gar nichts!" — Frau Veit schnitt beteuernd die Welt mitten durch, indem sie beide Arme von sich streckte. — „Thun? Nein, da müßt' ich lügen. Das wär' ein grauslicher Undank; so brav und gut als die ist! — — Aber

schaun's, Euer Gnaden — Sie sagen noch: ‚die Christel' — ich auch. Aber wie wär' denn das die Christel; gar keine Spur! Müssen's nicht übel aufnehmen: die Christel Schellenberg, die ich hab' besuchen wollen, die ist ja nimmer da. Ich geh' immer an ihr herum, schau' an ihr herum — mir wird völlig unheimlich! — Ich muß wieder fort!"

„Veiterl!" sagte Isinger, aus einer sonderbaren Beklommenheit heraus sie anlächelnd. „Sie sind ein altes Kind! — Weil die Christel Französisch gelernt hat —?"

„Aber w i e, gnädiger Herr — aber w i e! Viertelstundenlang hat sie dagestanden und hat mit der Frau Baronin, leider ist sie nun fort, eine feine Dame, — hat mit ihr französisch gered't, als wär' sie aus Paris!"

„Der Baronin hat's Spaß gemacht —"

„Und italienisch auch. Ich hab' dabei gestanden, Euer Gnaden; ich denk', ich steh' auf dem Kopf!"

„Die Baronin hat die Christel gern," entgegnete Isinger; es ging ihm dabei eine stille, unbewußte Freude über die Brust. „Und sie hat über allerlei Wirtschaftliches hören wollen, wie's die Christel macht —"

„Da hat sie auch recht!" sagte die Alte wichtig. „Denn die Christel versteht's; da ist nichts zu sagen! Von Französisch und Italienisch will ich auch nichts reden; — aber schaun's, Euer Gnaden, das G a n z e! was man so sagt!"

„Ich versteh' nicht. Die ganze Christel?"

„Ja freilich. Sie verstehn mich schon. Sie verstehn ja alles. Ja, ich mein' halt die ganze Christel; und überhaupt — die Augen — und das Reden — und wie sie die Kinder zieht — und alles. Die ‚alte Christel', von der sie in der Nacht gebet't hat — und so wie sie damals in Hallein gestanden hat, bei der Kirch' auf dem Friedhof — die ist nimmer da! Die kommt auch nicht wieder!"

Isinger legte ihre eine Hand auf die breite Schulter. „In der Nacht gebetet, sagen Sie. Was hat sie gebetet?"

Die Alte zog sich zusammen. — „Ihr sollt's wohl nicht sagen —"

„Warum nicht?"

Sie verbesserte sich schnell: „Aber ich kann's auch wohl sagen; 's ist ja keine Schand' — und auch kein Geheimnis. Ich schlaf' mit

in ihrem Zimmer, der gnädige Herr werden's wissen; sie kommt aber immer später ins Bett. Vorgestern kommt sie auch, denkt natürlich, ich schlaf' schon; hab' auch sonst einen guten Schlaf, kann nicht klagen, Gott sei Dank, da fehlt nichts; dasmal lieg' ich aber noch so da — denk' grad' über die Christel nach — kann's noch gar nicht fassen. Und sie setzt sich auf ihr Bett und macht sich die Haare — schöne Haare hat sie; von ihrer Mutter selig; war überhaupt eine hübsche Frau, etwas zart — und auf einmal legt sie die Hände zusammen, und mit so 'ner leisen Stimme fangt sie an zu beten. Das erste, das versteh' ich nicht; dann sagt sie ein bissel lauter, daß ich's hören kann: ‚Und behüt' mich vor Hoffart! Laß mich immer bleiben, was ich war: deine alte Christel, deine alte Christel!"

„Haben Euer Gnaden verstanden?" fragte die Veit nach einer Weile, da Isinger in die Luft sah und schwieg.

„O ja; hab's verstanden," antwortete er mit halber Stimme. „Also was wollen Sie dann, Sie thörichtes altes Kind? Sie will ja nicht hoffärtig sein, will sich nicht verändern. Will Ihnen und — — und uns allen bleiben, was sie ist!"

„Freilich, freilich, das will sie; — o, die hat keinen Stolz, keinen Uebermut, wie die andre, das durchtriebene Menscherl, jetzt eine große Malersfrau — — Euer Gnaden, so mein' ich's auch nicht! Nur weil ich immer denk': was soll sie noch mit mir reden; ich kann ja doch nichts als das Nähen — — aber das kann ich, da kommt mir keine vorbei, muß's schon selbst sagen —"

Ihre hurtige Zunge hörte plötzlich auf, ihren Trab zu laufen. Sie deutete mit dem Kopf nach oben: Christel kam um die Ecke von Erharts Häuschen, auf die kleine Stiege zu, die nach unten führte. „Wie man den Wolf nennt," flüsterte die Alte einen ihrer Lieblingssprüche, „so kommt er gerennt! — Jetzt kann ich nichts mehr sagen, Sie entschuldigen; ein andermal hab' ich noch die Ehre —"

Sie machte eine von ihren tiefen, raschen Verbeugungen und lief wieder ins Haus zurück.

„Wir sind schon fertig! Sie bleiben!" rief ihr Isinger nach.

Also da kam diese Christel; endlich . . . Er schlenderte hinter der Alten her, bis zum Eingang in den Oberstock, damit das Mädchen an ihm vorbeigehn müsse. „Christel!" sagte er, als sie still und ruhig ins Haus wollte: „warum tragen Sie denn das Frühstück hinauf? warum nicht das Laufmädchen?"

„Es machte sich heute so, Herr Doktor,“ sagte sie harmlos. „Heut' hatte ich Zeit, und sie nicht. Wie es grade kommt!“

Nachdem er ein aufsteigendes Erröten glücklich unterdrückt hatte, fragte er so gelassen wie möglich: „Was hatten Sie denn so lange da oben —?“

„O es war schön! wunderschön!“ fiel sie ihm fast ins Wort. „Herr Erhart wollte mich ‚auch wieder einmal bilden‘, wie er sagte; er hat mir ganze Mappen gezeigt, alles Photographien; aber große, nach den Originalen, den Bildern im ‚Belvedere‘. Tizian, Rubens, Moreto —“

„Ihnen leuchten ja die Augen, Christel . . . (Da haben wir's! dachte er; ich hätte wahrhaftig beinah' ‚Fräulein Christel gesagt! — Alles wird verrückt!) Sie interessieren sich für a l l e s, scheint mir. Waren Sie denn schon im Belvedere?“

„O ja, einmal schon. Mit Herrn Erhart. Er hat mir alles Schönste gezeigt, und hat mir's erklärt.“

„Er hat ihr's erklärt! ich nicht!“ dachte Isinger. — Er antwortete dem Mädchen nicht; er murmelte nur etwas, das nicht zu verstehen war, und machte so eine halbe, verlorene Bewegung, daß sie das Gespräch für beendet hielt. Mit ihren gleichmäßigen, elastischen Schritten ging sie in das Haus.

Er sah ihr nach, mißgestimmt, ohne zu wissen, warum. Von oben her weckte ihn eine andre Stimme. Erhart war aus seinem Atelier auf den oberen Balkon getreten und rief herab, aber weicher, gedämpfter, als sonst seine Art war: „Buon giorno, poverino!“

Isinger wandte sich. „Wieso poverino?“ fragte er hinauf.

Erhart lächelte. „Armer Strohwitwer!“ sagte er, wie zur Erklärung.

„Ich versteh' dich nicht. Was meinen Eure Lordschaft?“

Der Maler nahm sein Fez vom Kopf und deutete damit gegen den Leopoldsberg, nach Wien zu. „Ich meine, daß Donna Clara fort ist. Thut mir leid für dich, Alter; neidlos wie ich schon bin. — — Wie prachtvoll du schweigst; stoisch wie ein alter Römer. — Hast übrigens eigentlich recht; denn das muß man sagen: Glück hast du doch!“

„Wieso hab' ich Glück?“ fragte Hermann, dem die Brauen zu zucken begannen.

„Nu, ist das nicht Glück? Eine zauberhafte Frau, vor der

andre gerutscht sind wie die jungen Hündchen, und nicht einmal bellen oder winseln durften — die kommt angereist, kommt alle Tage heraus, zu dem ‚besten Freund‘ ... Mir gefällt das, muß ich sagen; wenn's mich auch nicht trifft. Ist das Glück, oder nicht?“

„Willst du nicht noch lauter sprechen?“ murmelte Hermann. Das Blut stieg ihm ins Gesicht.

„Aber ich flüstere ja; was willst du. Wer soll uns denn hören? — Ich wollte dir nur andeuten, daß ich in meinem jetzt geläuterten Zustand keinen Neid verspüre; daß ich aber mit einer gewissen Genugthuung sehe, ich war damals doch ein ahnungsvoller Prophet —“

„Wann denn? Worin denn?“

„Bitte, nicht so laut!“ flüsterte Erhart, mit triumphierendem Spott. „Wann denn? Damals in München — als ich wieder fortging. Als ich dir auseinandersetzte, aus so einer idealen ‚Freundschaft‘ wird oft unversehens —“

„Mensch, du glaubst also wirklich, daß — —?“ fiel Hermann ihm gereizt in die Rede.

„Nun ja, allerdings. Ich glaube, daß du — und daß sie —“

Er sprach seinen Gedanken nicht aus; es war auch nicht mehr nötig. Sein Zwinkern, sein Ton, sein ganzes Gesicht hatten ihn beendet. Durch Isinger fuhr ein zuckendes, unsinniges Gefühl; eine übertriebene, maßlose Entrüstung und Empörung: dieser Mensch, den er liebte, war auf einmal fast etwas Widriges für ihn. „Also meine ‚Geliebte‘,“ dachte er; „das kann er sich vorstellen, und weiter nichts. Diese Bocksnatur ... Und von dem kommt Christel ...“

Es schüttelte ihn wieder. „Du — — du bist nicht gesund!“ war alles, was er endlich hervorzustoßen vermochte. Er drehte sich um und ging in sein Haus.

IV.

Seit diesem Tag ertappte sich Isinger über einem wachsenden, „unreifen“ Verlangen (er selber nannte es unreif), sich zu vergewissern, ob Christel zu Erhart hinaufgehe, und wenn es geschah, darauf achtzugeben, wie lange sie im Oberhaus bleibe. Es war

täglich anders; sie ging, sie ging nicht; sie kam sogleich, sie kam später wieder. Ihre äußere Unbefangenheit änderte sich nicht ... Bei alledem wuchs sein Mißgefühl; zuweilen stand er da, als wär' er in tiefen Gedanken, und dachte doch weiter nichts, als: soll ich etwas thun? soll ich einmal mit ihm darüber reden — oder mit ihr? — Er blieb lange unschlüssig; endlich entschied er sich, Christel anzusprechen, wenn sie das nächste Mal aus dem Atelier komme. Es war mittlerweile November geworden; das Wetter behielt aber noch etwas herbstlich Mildes, nur gingen zuweilen schwergefüllte Regenwolken nieder. Isinger stand in seinem höheren, aufgemauerten Gärtchen, er hatte das Mädchen zu Erhart hinaufgehen sehn. Sie kam bald zurück. Auf der vom Regen aufgeweichten, hie und da schlammigen Erde ging sie vorsichtig, und hob ihr Gewand ein wenig; die einfache Gebärde stand ihr merkwürdig gut, noch nie war ihm ihre schlichte, krafterfüllte Anmut so ins Auge gefallen. Er trat ihr entgegen.

„Diesmal waren Sie nicht lange oben, Christel," sagte er so harmlos, als käme ihm das eben zufällig auf die Lippen; und doch hatte er diesen Anfang wohl schon zwanzigmal erwogen und gedacht.

„Nein," antwortete sie unschuldig; „Herr Erhart zeigt mir oft dies oder das, heute war es nichts. Er war so sehr in Gedanken ... Er hat mir gesagt, daß — —"

Sie sah Isinger an und stockte.

„Was hat er Ihnen gesagt? — — Wie komisch: nun schweigen Sie. — — Können Sie mir's denn nicht wiedersagen, Christel?"

„O doch," erwiderte sie weich. „Er sprach von Herrn — Leo Falk. Der ist nun schon seit mehreren Wochen mit — mit der Frau wieder in Wien; aber wie Herr Erhart hört, noch immer nicht gesund. Werde gar nicht besser. Er hab' ihn besuchen wollen, sei aber nicht angenommen worden — ebenso wie früher. O Herr Doktor, Herr Doktor — —"

Sie verstummte wieder. Ihre beiden Hände legten sich ihr auf die Brust, gegen die sie drückten; die Augen gingen unruhig nach rechts und nach links, zur Erde. Dann schüttelte sie den Kopf, sah aber noch nicht auf. „Davon weiß ich auch was," hauchte sie. „Was gibt's alles in der Welt!"

„Was wissen Sie denn?" fragte Hermann. Immer noch, wenn er von Falk hörte, zog sich ihm das Herz zusammen.

„Ach, Herr Doktor, fragen Sie lieber nicht. Für mich ist es so — — es kommt mir auch nicht zu. Aendern kann man ja auch nichts ... Sie erlauben: ich wollte nach den Kindern sehn; sie spielen mit der Köchin."

„Christel!" rief er sie jetzt an, daß sie stehen blieb. Etwas andres, das ihm schon lange im Sinn lag, drängte sich unvermutet heraus, und darum etwas ungeschickt. „Noch ein Wort, Christel ... Das muß nun aufhören, daß Sie Stubenmädeldienste thun. Ein für allemal! Ich will's nicht mehr!"

Sie sah ihm betroffen nach den Augen. Mit etwas künstlicher Ruhe erwiderte sie dann: „Aber Herr Doktor, was thu' ich denn noch? Wir sind ja schon längst unsrer drei: außer mir die Köchin und das kleine Laufmädchen — "

„Das kleine Laufmädchen," unterbrach er sie, wird ein großes stehendes Mädchen. Das hab' ich schon mit Doktor Isinger abgemacht. Streiten wir da nicht weiter!"

„Christel!" hörte er in diesem Augenblick die Veit aus dem Hause rufen. Die kleine Alte war auf seinen „Befehl" geblieben, hatte sich in die unheimliche Veränderung doch hineingelebt. Sie kam jetzt gelaufen, in Hut und Tuch, denn sie kam aus Wien zurück. „Christel!" rief sie wieder, fast atemlos; dann sah sie den Doktor. „Euer Gnaden verzeihn schon," fuhr sie etwas gedämpfter fort, aber sehr aufgeregt; „Ihnen gilt's ja auch. Nämlich — — nämlich die Lina!"

„Was ist mit der Lina?" fragte Hermann.

„Kommen thut sie! ins Haus! — Ich bin vor ihr her ..."

Sie seufzte eine Weile nach Luft.

„Im selben Zug ist sie gefahren, aber erster Klasse; als wir ausgestiegen sind, hat's mich angesprochen. Sie will zum Herrn Doktor, und will zur Cousine. Und sie thut so majestätisch, das Herzkäferl das ... Gleich, gleich wird's dasein. Aber vorher muß ich dir sagen, Christel, was mir die Lisi wieder erzählt hat, die Goldperl; das ist schauderös ... Darum bin ich auch so gerannt ... Euer Gnaden, nicht für ungut aufnehmen: es pressiert halt — und es ist meine Schuldigkeit!"

Damit zog sie die Christel fort, in das Haus hinein. Eine Weile hörte Isinger noch ihr geflügeltes, aufgeregtes Flüstern; dann fiel eine Thür zu und schnitt es ab.

„Lina? Was will die Lina hier?" dachte er und begriff es

nicht. Endlich ging auch er ins Haus. Er stieg die Treppe hinab, in das untere Geschoß. Als er ins Terrassenzimmer kam, sah er wirklich Lina drinnen neben der Glasthür stehn; ihr zur Seite stand Christel, die Veit war verschwunden. Lina war schon winterlich und dunkel gekleidet, aber im höchsten „Schick", soweit Isinger es verstand. Die jugendfrische Gestalt schien etwas voller, träger, behaglicher, also in der That schon etwas frauenhaft. Auch in ihrem Benehmen war eine ungewohnte Würde, als sie auf Isinger zuging, um ihn zu begrüßen. Sie hatte den rechten Handschuh bereits abgezogen und streckte ihm die blütenweiße, duftende Hand mit den zugespitzten rosigen Nägeln entgegen, wie einem alten Freund. „Bon jour! bon jour!" sagte sie; „oder lieber: grüß Sie Gott! — Ja, Sie wundern sich. Die da, die Christel, auch. Ich hab' nicht anders gekonnt. Ich mußte die Verwandtschaft begrüßen — denn dumm und stolz bin ich ja doch nicht — und meinen guten alten Bekannten, meinen besten Freund aus der Münchener Zeit mußt' ich einmal wiedersehn!"

„Meinen besten Freund," dachte Isinger. „Dieses Geschöpf spricht wie die Baronin!" — — Er hatte ihre Hand nur flüchtig berührt; kühl und trocken sagte er jetzt: „Gnädige Frau, ich hatte nicht gedacht —"

„Ja, ich weiß schon, ich weiß schon," fiel sie ihm ins Wort. „Ach du lieber Gott, Sie sagen ‚gnädige Frau' zu mir! — Ja, ich weiß, Sie und mein guter Mann gehn nicht mehr zusammen; es sind Dinge dazwischen gekommen — sehr traurig — ich hab' darüber geweint; — wahrhaftig, ja, das hab' ich gethan. Was soll man nun machen? Soll das immer so weitergehn? — Ich hab' mir den Kopf zerbrochen, für meinen guten Mann, dem es gar so leid thut; und hab' mir endlich gedacht: mit mir ist er ja doch nicht bös, mein lieber, herziger Doktor; ich that ihm ja nichts. Wenn ich zu ihm geh' — aus alter Liebe und Freundschaft — was kann er mir denn thun? Höchstens aus der Thür werfen (sie lachte); aber das thut er nicht. Der ist viel zu fein, und zu gut. Er wird mir einen Stuhl anbieten — — bis jetzt, mein guter Herr Doktor, haben Sie's nicht gethan — — und dann wird ein Wort das andre geben, wie das immer ist; und zu guter Letzt bring' ich meinem Leo noch zu Weihnachten das schönste Christkindl, das er sich wünschen kann: seinen alten Freund, und Frieden und Versöhnung!"

„Sie müssen nur entschuldigen," erwiderte Isinger, dem ein entschiedener Widerwille durch die Glieder ging: denn während sie so weich und „gut" zu ihm sprach, machte sie ihm ähnliche Augen wie damals im „Mohren" zu Salzburg, als sie ihm zu verstehen gab, mit ihm als Ersatzmann würde sie wohl nicht ungern nach Ischl gehn ... „Ich hätte Ihnen längst einen Stuhl angeboten, gnädige Frau — aber ich muß fort. ‚Meine Zeit ist um,' wie man zu sagen pflegt. Was das andre betrifft — die ‚dazwischengekommenen Dinge' — so eignet sich das nicht gut zur Konversation. Ueberlassen Sie das, bitte, mir — oder der Zeit — oder wem Sie wollen; nur nicht der Frau Falk. — Sie entschuldigen. Ich muß gehn!"

Er machte ihr eine Verbeugung — sie erwiderte sie nicht, so sehr war sie doch verblüfft — und trat rasch zurück.

Draußen auf dem Gang, der zwischen den Zimmern hinlief, stand er eine Weile still und horchte. „Was thut sie nun?" dachte er. „Geht sie oder bleibt sie?" — Sie schien noch zu sprechen; Christel schien zu antworten. In aufwallender Ungeduld trat er rechts in das Kinderzimmer ein, um nach den Kleinen zu sehn. Sie waren aber nicht da. Er hörte sie auch nicht. Vielleicht waren sie mit Sali, der Köchin, im Garten ... Er ging in das vordere Zimmer, das Eckzimmer; aus einem von dessen Fenstern konnte er den Garten fast ganz übersehn. So war er aber dem Terrassenzimmer wieder nah gekommen. Er hörte Linas schrille und gereizte Stimme; dann die klangvolle der Christel, so erregt, so laut, daß er jedes Wort verstehen mußte, wenn er auch anfangs nicht wollte.

„Kurz, was willst du eigentlich hier?" fragte Christel, den „Pfau" unterbrechend. „Sag's heraus, was du willst? Meinen Doktor auch vor deinen sogenannten Triumphwagen spannen? als noch einen mehr, weil du halt viele brauchst? — Dafür ist der zu gut. Ich kenn' dich wie meine Hand. Ich weiß auch, wie es da steht in deinem neuen Haus. Dein ‚guter Mann', wie du ihn nennst, wird so nach und nach von all seinen Freunden getrennt, alle hinausgeärgert oder hinausgedrückt, damit du ihn allein hast, damit keiner zusehn und davon reden kann, wie du mit ihm umgehst, was du aus ihm machst! Ich will nicht sagen, daß du ihn vergiftest, das ist heutzutage ja wohl nicht mehr Mode; aber du saugst ihn aus, du Vampir! Du läßt ihn nicht wieder gesund

werden, du wirst ihn noch verrückt machen — oder wie es ausgeht. Ja, du, die du da lachst. Du, Lina Schellenberg! Du!"

„Woher weißt du das alles?" fragte Linas spottende, hinaufschlagende Stimme.

„Woher ich das weiß? Das werd' ich dir wohl nicht sagen; ist wohl auch nicht nötig. Du bist ein Greuel, ein böser Mensch. Komm nicht wieder in dieses Haus!"

„Bist du Herrn Isingers Frau, daß du so reden kannst? oder — seine Liebste?"

„Nicht das eine und nicht das andre," sagte Christel ruhig, verachtend; aber doch noch laut. „Ich will dir aber sagen, was ich bin: auch eine Schellenberg — wenn auch nicht mit deinem verlotterten Blut. Ich hab' auch meinen Kopf, mein Rückgrat, meinen festen Willen; und wo ich meine Pflicht vor mir sehe, geh' ich durch die Wand. Kurz, mein letztes Wort: ich leid's nicht, daß du auch meinen Herrn Doktor belügst und betrügst — bis er etwa thut, was du willst. Bitte, sieh dich um. Da hinter dir ist die Thür!"

Es war einige Augenblicke, nach diesem lauten Gespräch, völlige, tiefe Stille. Ein jähes Lachen erschütterte dann die Luft; schrill und fast erschreckend. Es sollte offenbar verhöhnend und möglichst „diabolisch" sein; in seinem Zittern lag aber doch etwas Schwächliches, Verdrücktes, Ausgeglittenes. Danach kam nichts mehr. Isinger hörte Schritte, die sich rasch entfernten. Dann fiel knallend eine Thür ins Schloß.

Er horchte noch; aber nicht mehr lange. Ein unüberwindliches Verlangen zog ihn, zu Christel ins andre Zimmer zu gehn. Er öffnete und trat ein. Sie stand mitten im Zimmer, die Arme auf der Brust verschränkt, mit einem fast wilden, wunderbar entschlossenen Ausdruck; nur ein leiser Anflug von Lächeln, von Siegeslächeln spielte um die Lippen. Jetzt hörte sie ihn und sah ihn an. Ihre Arme sanken herab. Auf seinem Gesicht lag so viel, daß sie die Augen groß auf ihn heftete, mit einem Blick, der zu sagen schien: „haben Sie gehorcht?"

„Ja, ich hab' gehorcht," sagte Hermann, als antworte er auf ihren Blick. „Absicht war's nicht. Es kam so. Ich hab' alles gehört. — — Christel!"

Bei diesem warmen „Christel" sank ihre eben noch so stolze Gestalt ganz in sich zusammen; blutrot und verlegen stand sie da

wie ein Kind. „Entschuldigen Sie," flüsterte sie; denn mehr als Flüstern war's kaum. „Ich hab' nicht gewußt, daß Sie — —"

„Was wär' da zu entschuldigen," unterbrach er sie, nun doch auch befangen. Er suchte zu lächeln: „Sie haben geredet wie —"

Christel fiel ihm aber schon ins Wort. Sie hob zuerst eine Hand, wie abwehrend; dann sagte sie mit einem etwas sinnlosen Achselzucken: „Es war ja mein Cousine; darum dachte ich — — Die Tante Veit hatte mir's gesagt. Sie weiß es von dem Lieschen Goldperl . . ."

Nach dem Garten deutend setzte sie rasch hinzu: „Die Kinder sind draußen, Herr Doktor. Ich lös' die Sali nun ab. Sie entschuldigen!"

Mit einigen hastigen Bewegungen war sie aus der Thür. Isinger sah noch: sogar ihr Nacken war etwas gerötet.

V.

Endlich brach denn doch der Winter herein, wenn er auch den November noch ganz dem Herbst geschenkt hatte. Die Tage kürzten sich sehr; schon beim Mittagsmahl, das um vier begann, kam zuletzt die Lampe, und Erhart, der bei künstlichem Licht zu arbeiten nicht liebte, fuhr dann oft in die Stadt, mit Waldsee oder allein. Hermann begleitete ihn nicht gern; nicht daß sein Gefühl für Erhart sich ernstlich getrübt oder erkältet hätte: dagegen wehrte er sich mit allen seinen Kräften; aber irgend etwas in seiner Seele zog ihn gleichsam in sich zusammen, je länger, je mehr, und die Unterhaltungen der großen Stadt, die über den Leopoldsberg hinauswinkten, erschienen ihm noch als Störenfriede, er wußte selbst nicht, warum. Eines Abends jedoch — die kleine Veit war schon längst nach ihrem Hallein und zur Stuber zurückgekehrt — ward auch Isinger, der „Eremit", wie Erhart ihn schon nannte, mit hinausgerissen. Er saß und spielte mit den Kindern, eh' sie schlafen gingen; Erhart trat unerwartet in die Thür, den Hut auf dem Kopf, den er auch nicht abnahm: „ich komm' aus Wien zurück," sagte er, „um dich abzuholen; sie haben mich herausgeschickt, und heut' mußt du mit. Baron Pillnitz ist da! Er will neue Bilder sehn, will mit allerlei Wiener Malern anbandeln, für seine Pillnitzothek. Seine Getreuen, der Prahm und der

Brenzel, haben ihn begleitet; die hängen ihm nämlich noch immer an wie die Kletten — — aber dein Baron ist eigentlich doch ein großer Mann: für die schauderhaft wahre Natur haben sie ihn noch immer nicht gewonnen. Er will dich jetzt sehn, durchaus. Er ‚adoriert‘ dich, sagt er; aber herauszukommen, dazu hat er keine Zeit mehr. Hänschen, gib deinem einzigen Vater seinen Hut, und dann geh zu Bett! — Sie sind im Hotel Impérial; da wohnt er. Waldsee ist auch dabei. Und so ein paar Maler. Also steh auf und komm mit!“

Isinger folgte schweigend; vor einer Viertelstunde hatte er sich selber einen halben Narren gescholten, daß er sich eingrabe wie ein Dachs, statt sich umgekehrt „in die Welt zu werfen“. Denn vielleicht that ihm nichts so gut wie die große Welt, um gewisse Nebel und Dünste, die ihn plagten, aus dem Kopf zu jagen ... Der nächste Zug und ein guter Fiaker brachten sie bald ans Ziel; sie traten aus der schneekalten Nacht in die vornehm behaglichen, ehemals fürstlichen Räume des Hotel Impérial ein, in dem der Baron Quartier genommen hatte. Er saß jetzt mit seiner Gesellschaft in dem großen, goldglänzenden Speisesaal, der aber nahezu leer war; auch hatten sie sich in den fernsten Winkel gezogen, wo sie ungestört debattieren konnten. Sie waren nur ihrer sechs, Schwalbe unter ihnen; Brenzel fehlte noch. Isinger kannte sie alle. Pillnitz, der von einem „offiziellen“ Diner gekommen war, trug den Frack und die weiße Binde; auch war er „an die Kette gelegt“, wie Erhart die Leute benannte, die sich ihr Ordenskettchen an die Brust gehängt hatten. Neben ihm saß Prahm; der gleichfalls dekorierte Meister Prahm, dessen rötlich feistes, selbstzufriedenes Gesicht auf dem kurzen Nacken Isingern so fremd erschien, als hätte er es seit hundert Jahren nicht gesehn. „Das ist auch so was Gutes am Leben,“ dachte er, während Prahm ihm die Hand drückte, „daß man diesen und jenen so gründlich vergessen kann!“

Nachdem die erste Begrüßung vorbei war, nahm die durchdringende, schnarrende Stimme des Barons wieder das Wort; er hatte eben begonnen, dem Grafen und den Wiener Malern die Geschichte seiner Galerie zu erzählen, so wie sie sich nach und nach in seinem rückblickenden Geist geformt hatte. Sein Gesicht, schon etwas vom Wein gerötet (wiewohl er immer nur mäßig trank), hatte seinen strahlenden Glanz; er stellte die Ellbogen sogar etwas burschikos auf den Tisch. „Also, meine Herren,“ fing er wieder

an, „Sie können sich ja denken, ein so fort und fort wachsendes Unternehmen entsteht nur aus angeborener Begeisterung für die Kunst! Schon als Knabe träumt' ich davon, das Schloß meiner Väter, eine rettungslose Ruine, wieder aufzubauen — wieder aufzubauen — und die hohen Wände mit herrlichen Gemälden zu schmücken! Aehnliche Phantasien kamen immer wieder; das war ja natürlich; — das Merkwürdige ist nur, daß ich bei diesem feurigen Drang doch so weit in die mittleren Jahre kommen konnte, ohne ihn zu befriedigen. Die richtige Erklärung, die ich dafür gefunden habe, ist: ich bin dann so viel herumgereist, in der halben Welt. Da sammelt man nicht fürs Haus! Da sammelt man nicht fürs Haus!"

„Erlauben Sie, Herr Baron," sagte Erhart, der ihm gegenübersaß. „Was wir Künstler sammeln, das sammeln wir grade auf Reisen —"

„Sehr richtig, sehr richtig!" fiel ihm der Baron ins Wort, dessen rosige Wangen sich etwas röter färbten. „Ich hatte mir aber schon damals zur Aufgabe gemacht, die heimische Kunst zu fördern; das kann man nicht gut im Ausland; ich glaube, das geben Sie zu!" — Er lachte in seiner kühl „herzlichen" Weise auf; Prahm lachte mit. — „Als ich dann aber meine Wanderjahre beendet hatte und nach München heimgekommen war, da sagte ich mir: So! deine Zeit ist da! Die ‚Sammlung' und das Sammeln beginnt! Hast du dich früher mit Büchern umgeben, so kommen nun die Bilder; die Bibliothek war die erste Liebe — war die erste Liebe — dein festes, legitimes Verhältnis wird die Galerie — wird die Galerie!"

Isinger, der eben anfing, ein „Giardinetto" zu essen, sah auf, als hätte er falsch gehört. „Aber wem lügt er denn das alles vor?" dachte er, zuerst wie vor den Kopf geschlagen: „sich oder uns? — Ich war ja doch damals dabei, 's war in meinem Zimmer, als er meckerte und lachte und sagte: ‚eine eigene Galerie — schrecklicher Gedanke'!"

„Und so fing denn die Sache auch an," fuhr Pillnitz fort, mit einem strahlenden Blick den Tisch entlang, auf seine andächtigen Hörer; „und zwar sogleich fing sie an, fast am ersten Tag! Mein Programm war fertig: jedem Talent freie Bahn, ausgeschlossen wird nur die Ohnmacht. Um aber meinen idealen Standpunkt zu betonen, geh' ich einen bestimmten Weg, einen bestimmten Weg:

zuerst ziehe ich mehr die sogenannten Ideenbilder heran — dann die rein malerischen. Keine Verschwendung, aber offene Hand, denn der Künstler soll leben; was mir gefällt, muß ich haben, kost' es, was es koste! Kost' es, was es koste!"

„Wieviel wollen Sie dran wenden," fragte ich ihn damals — dachte Isinger. „Hundert Mark," sagte er; „die wären doch wohl genug!" — — Er konnte diesen gefälschten Don Quixote nicht mehr so strahlen und lächeln sehn, ohne sich zu rühren. Ein Stück vom Apfel und einen Käseschnitt zusammenspießend, murmelte er so hin: „Das erste Bild, Herr Baron, kauften Sie durch mich. Für einhundert Mark."

„Ganz richtig, ganz richtig! Das erste Bild kaufte ich durch Sie. Für einhundert Mark! Der junge Maler wollte nicht mehr!" — Pillnitz lächelte dem Grafen und den Wiener Malern mit anmutigem Kopfnicken zu: „Es war natürlich nicht sein Schade; er hat dann jahrelang für mich gemalt und durch mich gelebt. Und das war eben auch ein Punkt in meinem Programm: weise Sparsamkeit, damit ich nicht an einen vergeude, was zwei retten kann. Keinen wilden Preis für irgend ein einzelnes Bild, aber für denselben Meister und seine Werke eine offene Hand durch das ganze Jahr, durch das ganze Jahr!"

„Auf diese Weise," sagte Erhart und schaute aus seinem Weinglas auf, in das er die Augen versenkt hatte, — „auf diese Weise kauften Sie viele Bilder und für wenig Geld."

„Gewiß! gewiß!" erwiderte Pillnitz hastig, aber nicht aus der Fassung gebracht. „Ich fühle mich eben als den Verwalter einer ganzen Klasse — einer ganzen Epoche. Ich sagte mir von vornherein: daß ich die Kunst kenne und verstehe — wie ich wohl von mir behaupten konnte — das ist nicht genug; ich muß eine feste und ruhige Hand haben, denn ich lebe für einen großen Zweck. Ich sammle für die Menschheit! Bin ich erst so weit, dann werd' ich meine Thür weit aufmachen: ‚Kommt ihr alle zu mir, die ihr nach dem Schönen lechzt. Ich hab' mir ein kleines Paradies geschaffen, werd' es größer schaffen, für mich und für meine Brüder! und für meine Brüder'!"

Isinger horchte auf. „Mir ist," dachte er, „als hätt' ich ihm einmal so etwas gesagt. Damals, bei mir! — — Ob er das noch weiß? — Es scheint nicht. So großartig und erhaben lächelt er mich an. So ganz überzeugt: das war mein Gedanke! — Ob

er überhaupt von nichts mehr weiß, wie es wirklich war? Ob er im stande wäre, sich dem lieben Gott auf das Knie zu setzen und ihm die Geschichte seiner Galerie ebenso zu erzählen, wie er sie uns jetzt erzählt hat? — Ja, so sieht er aus. Die rosige Unschuld; wie die Kinder Gottes. ‚Lieber Baron Gott,‘ würd' er etwa sagen, ‚die Bilder selber gemalt habe ich wohl nicht, lügen will ich nicht; aber die Geschichte dieser Bildergalerie hat sich so ereignet, darauf geb' ich dir mein freiherrliches Wort‘!“

Unterdessen tranken Prahm und die Wiener — zuletzt aus Höflichkeit auch Waldsee und Erhart — dem edlen Kunstmäcen zu; sie priesen die „Epoche“, in der so ein Mann aufgestanden sei, der die vollkommene Kennerschaft mit der idealsten Gesinnung verbinde. Sie beschworen ihn, seinem Werk nun auch die Krone aufzusetzen und dessen Geschichte niederzuschreiben; dem Publikum ein Bild davon zu geben, das zugleich ein Vorbild sei, das andern Aehnlichgesinnten ein Muster, ein Sporn, und allen kunstliebenden Gebildeten eine Erbauung werden könnte. Der Baron versprach es. Er war in der großmütigsten Laune, in der schönsten Stimmung. Er stieß mit jedem an; er lächelte allen zu. Er war aufgestanden: er stand da wie ein Mann, der seinem angeborenen Beruf gefolgt ist, seine Bestimmung erfüllt hat ...

Jetzt kam endlich auch Brenzel; seine kleine, magere Gestalt, im gewöhnlichen schwarzen Rock — er hatte nur mit Künstlern und Schriftstellern in einer Kneipe gesessen — schob sich etwas schwerfällig heran und nahm nach flüchtiger Begrüßung Platz. Das bartlose, fahle Gesicht, im letzten Jahr noch kahler geworden, hatte einen ernsten, fast düsteren Ausdruck; ein herbes und gleichsam verurteilendes Lächeln mischte sich sonderbar in diesen Ernst hinein. Nachdem er dem Baron gedankt hatte, der ihm aus seiner Flasche einschenkte, sah er plötzlich umher und fragte: „Wissen die Herren das Neueste? Der Falk ist verrückt.“

„Wer ist verrückt?“ fragte Erhart, auffahrend.

„Der Maler; Leo Falk. Man hat mir's eben erzählt. Aus den zerrütteten Nerven ist es ins Gehirn gegangen. Er spricht lauter verkehrtes Zeug. Es sieht aus wie Gehirnerweichung. Seine eigenen Freunde haben es erzählt!“

„Bitte, hier sitzt auch einer,“ ertönte es jetzt aus der Ecke. in der Schwalbe saß. Der Doktor hatte bisher noch kein Wort gesprochen, meist trübsinnig auf den Tisch oder ins Glas geguckt;

es war niemand aufgefallen, weil nach alter Gewohnheit niemand auf ihn achtgab. Sein rötliches, gutmütiges Gesicht beugte sich nun vor; „hier sitzt auch einer!“ wiederholte er. „Und einer, der es wissen muß, da er ihn behandelt. Die Sache ist wesentlich anders: eine Nervenüberreizung, mit gelegentlicher, flüchtiger Störung im Denkapparat — illucida intervalla könnte man es nennen — weiter ist es nichts. Von Gehirnerweichung keine Spur!“

„Nun, Sie müßten es ja wissen, da Sie ihn behandeln,“ entgegnete Brenzel, der sein gewohnheitsmäßiges kritisches Lächeln nicht unterdrücken konnte. „Ich höre aber doch ganz bestimmt —“

„Sie hören es ja noch bestimmter von mir,“ unterbrach ihn Schwalbe. „Darum ist auch noch kein Spezialist, kein Irrenarzt zugezogen worden —“

„Die Frau läßt eben keinen zu!“ fiel Brenzel ihm ins Wort. „Sie behandelte ihn am liebsten allein! — Da geschehen kuriose Dinge, meine Herren, kann ich Ihnen sagen ... Der Herr Doktor Schwalbe sieht es rosig und gottvertrauend an, wie es seine Art ist, wir kennen ihn ja von München her; andre sehn es anders an. Die geben für den Herrn Falk keinen Sechser mehr. ‚Aus ist's,‘ sagen sie. ‚In einem Jahr, einem Monat ist's aus; so oder so‘!“

Dem Hermann Isinger ging ein Stich durch die Brust; aber anders als sonst, wenn er von Leo hörte. „Unsinn!“ murmelte Schwalbe, gereizt. Brenzel nahm aber mit seiner scharfen, gleichsam knochigen Stimme sogleich wieder das Wort: „Meine Herren, seien wir übrigens objektiv; seien wir gerecht! So eine Zerrüttung wie diese kommt ja nicht aus der Luft geflogen; alles auf der Welt hat doch seinen Grund. Man spricht jetzt so gern vom Mechanischen im Gehirn, als wär's eine Maschine; aber populär gesprochen darf man doch wohl noch sagen: wie's einer treibt, so geht's! Aus dem Seelenleben kommt es! Wie es dem Leo Falk ergeht, so wird es wohl nach und nach mehreren ergehn; den geistigen Vagabunden, mein' ich, den Schönheitsduselern, den Feuerbachs und Makarts, die in der Phantasie, im Märchen, im Farbenrausch leben, statt in der Wahrheit und in der Wirklichkeit!“

Franz Erhart, der halb mit dem Rücken gegen Brenzel gesessen hatte — weil er ihn so ungern sah — drehte sich jetzt

herum und blitzte ihn mit den scharfen Feueraugen an. „Wie meinen Sie das?“ fragte er.

„Nun, so wie es ist! Dusel oder Fusel — beides ist ungesund. Wer sich eine Welt zusammenschwindelt, die es nicht gibt, der hat zuletzt auch keine andre mehr im Hirn. Den wirft das Leben dann um. Jeder solche Fall — und es gab schon mehr davon — predigt für jeden, der Ohren hat zu hören: hinaus aus der Kunst mit all diesem veralteten Zeug, mit den Farbenkonzerten, mit der Romantik in Oel, mit dem Schönheitsschwindel — hinein in die Natur, grad' so wie sie ist!“

„Sehr wahr!“ rief Prahms tiefer, dicker Baß. „Hört, hört!“

Erhart lächelte noch; es war aber ein erregtes, beinahe grimmiges Lächeln. „Mich dünkt, Herr Brenzel,“ sagte er langsam, „ich hätt' Sie früher anders sprechen hören. Zum Beispiel im englischen Kaffeehaus in München, wo Sie mit ebensolchen Kraftworten die Wahrheitssimpelei verdammten und Ihren deutschen Brüdern predigten: ‚Schönheit, Schönheit, Schönheit‘!“

„Ja, ich habe einmal, ich habe,“ erwiderte Brenzel kaltblütig. „Jetzt sind andre Zeiten!“

Auch der wieder in sich versunkene Schwalbe richtete sich auf: „Erinnern Sie sich gefälligst, Herr Brenzel, was Sie vor fünf, sechs Jahren über diesen selben Leo Falk in die ‚Allgemeine Zeitung‘ schrieben — wie Sie seinen ‚Frühling‘ priesen — über den roten Klee. Mit solcher Beredsamkeit und mit solchem Feuer, daß mich die Maler vor Freude prellten —“

„Vor fünf, sechs Jahren! nun ja!“ rief Brenzel dazwischen, nachdem er sich gefaßt hatte. „Fünf, sechs Jahre sind heutzutage eine Ewigkeit! Damals durfte er den ‚Frühling‘ malen, damals war es was; jetzt mußte er ein andrer Kerl sein — er mußte den großen Sprung in die Tiefe gethan haben, in den Abgrund des Lebens, in das Ursein, in die harte, nackte, nüchterne Wirklichkeit. Er duselt aber noch immer seinen ‚Frühling‘ weiter; er und seinesgleichen. Er ist ein Pfuscher!“

Prahm hob seinen kurzen, dicken Arm und rief wieder: „Hört, hört!“

„Was wollen Sie mit Ihrem ‚Hört, hört‘?“ sagte Isinger plötzlich, der bis dahin geschwiegen hatte, von allerlei menschlichen Gefühlen hin und her gedrückt. Er sah Prahm und Brenzel an, diese Halbgeschöpfe; er sah im Geist den dritten dazu, den Kircher,

— ihren Einbläser, weil er sonst nichts konnte. Wie sie alle drei damals im flackernden Laternenlicht, in der Münchener Luisenstraße, an ihm vorbeigestapft waren in den pfeifenden Wind hinein, so glaubte er sie jetzt wieder zu sehn, die drei „Wahrheitspriester“ ...

„Ich fühle mich nicht dazu angestellt,“ fuhr er mit anfangs schwerer Zunge fort, „Leo Falks sämtliche Werke zu verteidigen; das ist auch nicht nötig. Wenn aber diese Herren diesen Leo Falk einen Pfuscher nennen, weil er lieber eine schöne Nymphe malt, die allerdings nie gelebt hat, als einen garstigen Misthaufen, der allerdings ‚nackte, nüchterne Wirklichkeit‘ und ein ‚Abgrund des Lebens‘ ist, so fällt mir doch Michelangelo ein — bitte, lachen Sie später — wie den die drei Verschworenen verklagten, als er der Baumeister der Peterskirche war; Sie wissen ja wohl, wer ihn verklagte! Drei von den Leuten, die er beim Bau mitarbeiten ließ: ein Maurer, ein Zimmermeister, ein Steinmetz; die hatten sich eingebildet, auch Baumeister zu sein, und verklagten den großen Michelangelo vor dem Papst, er mache beim Bau dummes Zeug, er verstehe die Sache nicht, kurz, er sei ein Pfuscher! — Der Papst läßt ihn kommen, fragt ihn vor diesen drei Kerlen, was er darauf zu erwidern habe: da sah sich der Alte die Kerle von oben bis unten an und sagte: ‚Heiliger Vater! für diese Leute hab' ich nur die Antwort, sie sollen an ihre Arbeit gehn; der eine ans Mauern, der andre ans Zimmern und der dritte ans Steinhauen. Was ich als Baumeister im Sinn habe, davon werden die drei nie etwas erfahren. Im übrigen bitt' ich Eure Heiligkeit, mit ihnen Mitleid zu haben, da der Neid für gewöhnliche Menschen eine zu große Versuchung ist!“

Brenzel trommelte mit seinen harten Fingern auf den Tisch, aber scheinbar ruhig. „Gewiß eine wunderhübsche Geschichte,“ sagte er dann, noch mehr als sonst durch die Nase sprechend; „ich weiß nur noch nicht, was Sie damit meinen?‘“

„Darüber kann ich Sie aufklären,“ erwiderte Isinger. „Was der alte Michelangelo von den drei Verschworenen sagte, das kann jedes gottbegnadete Talent von — — nun, von den Handwerkern sagen: Sie sollen an ihre Arbeit gehn, mich verstehn sie doch nicht! Wenn ich's nicht so mache, wie es ihnen recht wäre, das beweist noch nichts; und wenn ich scheinbar ins Pfuschen komme, wenn ich etwas anfange, das nicht glücken will, wenn ich etwas ver-

suche, das ich wieder lasse, wenn ich einen andern Gang gehe als die Mamsell Mode, so heißt das alles auf deutsch nur: ich entwickle mich, denn nur der Teufel ist fertig. Die Berufenen, die am Wege stehn, die sollen mir ihre Meinung sagen, wie ich etwa gehn könnte; aber die Pflasterer und die Steinklopfer und die Bettelleut' sollen's ruhig abwarten, sie wissen nicht, wohin ich will, sie kennen meinen Weg nicht!"

Brenzel lächelte. „Sie werden hoffentlich nicht verlangen, daß ich diese etwas dunkle Allegorie verstehe —"

Isinger verlangte es auch nicht, er hielt sie nicht mehr auf; seine Zunge war gelöst, sein Geist hatte Flügel, er war nicht zu hemmen. „‚Hinein in die Natur,'" rief er aus, „‚grad' so, wie sie ist!' Das schreit ihr der Kunst zu; ebensogut könnt ihr der Natur sagen: ‚Madame, Sie sind auf einem falschen Wege, werden Sie gefälligst zur Kunst!' Zwei sind immer zwei, und zwei Verschiedene werden nie dasselbe! — ‚Wahrheit und Wirklichkeit' . . . Eine gemalte Nymphe, die nicht stehn und gehn und sitzen kann, die ist nicht die Leinwand wert, auf die sie gemalt ist, das ist selbstverständlich; eine Nymphe mit unmöglichen Beinen, wer nennt die denn schön? Aber eine Nymphe darum verdammen, weil nicht jeder Zoll Fleisch an ihr nach derselben Kathi oder Mizi gemalt ist — oder weil sie ohne Kleider am späten Abend halb im Wasser sitzt und sich unfehlbar erkältet — das sind Maurer- und Zimmergedanken, darüber lacht die Kunst! — ‚Wahrheit und Wirklichkeit' . . . Alles, was die Großen, die Könner machen, das ist wahr und wirklich; aber riechen kann man's nicht, stinken thut es nicht; es bemüht sich nicht, uns anzuekeln, es will doch immer noch eine gute, schöne Sache sein — ein Stück Paradies!"

„Mein sehr geehrter Herr Doktor," versuchte Brenzel einzuwerfen, „Sie werden —"

Isinger fuhr aber unaufhaltsam fort: „Ich werde parador, wollen Sie sagen (Brenzel wollte etwas andres sagen, es war nun zu spät); damit kommen die Herren so gern, wenn man vor ihren Augen zwei Dinge zusammenbindet, die ihr theoretischer Verstand auseinander reißt; so hier das Wahre und Schöne! Die Kunst thut aber den ganzen Tag und das ganze Jahr gar nichts andres, als daß sie Wahrheit an Schönheit bindet, und Schönheit an Wahrheit; als daß sie das Wirkliche verklärt und das Verklärte verwirklicht! — Ist Ihnen das zu erfreulich, paßt Ihnen

das nicht in das schofle Leben, ziehen Sie das ewig Unangenehme vor — so wollen wir nicht streiten. Ebensogut bestreit' ich dem Eskimo seinen Leberthran; über diesen Nordpol-Markobrunner einigen wir uns doch nicht, der Eskimo und ich!"

„Ah, Sie werden —"

„Witzig!" fiel Jfinger augenblicklich ein (diesmal hatte er es getroffen); „ich bitte um Entschuldigung, beabsichtigt war es nicht. Gestatten Sie mir nur noch folgende Bemerkung: vor jedem kunstverständigen Wahrheitsprediger, der die hohle Phrase hinausjagen, der den echten, goldenen Sonnenstrahl der Kunst in die Tiefe führen will, und noch immer tiefer, vor dem zieh' ich meinen Hut. Die Schönheit soll rasend verliebt in die Wahrheit sein; sie soll sich nicht scheuen, aufs gründlichste und herzhafteste mit ihr anzubinden; und je zärtlicher sie ihr zu Leibe geht — bravo! desto besser! — Was aber die guten Leute betrifft, die nur immer nach Natur schreien, weil sie nichts von der Kunst verstehn — — ich war einmal in Oberwesel am Rhein, in einer Sommernacht. Ich saß vor dem Wirtshaus, bei der Flasche Wein; unten im buschigen Vorland sangen die Nachtigallen; es war eine himmlische Musik in der warmen Schwüle. Aber es war auch ein Sumpf in dem Vorland, für die Herren Frösche; die begannen nun ihre Meinung gleichfalls auszusprechen. Ihre Meinung gefiel mir nicht . . . ‚Aber zum Teufel,' dacht' ich, ‚hört ihr denn nicht, daß die andern singen? Habt ihr keine Andacht? Könnt ihr diesen göttlichen Musikanten nicht zuhören, wie ich?' — Aber der ganze Sumpf fing nun an zu quaken; sie überquakten einander; sie wollten offenbar Herr werden über das Geflöte und das Gedudel. Es war, als quakten sie in die Nacht hinein: ‚wir machen die wahre, reelle, tüchtige, natürliche Musik, das da ist dummes Zeug! das ist leeres, süßliches, windiges Geplapper!' —. — Ich hab' damals wohl eine Stunde lang dem Wettgesang zugehört; wer endlich siegte, das weiß ich nicht, denn ich ging zu Bett. Sehn Sie, dieser ganze Kampf, von dem wir heut' reden — der Kampf der ‚Naturwahren' gegen die ‚Schönheitswahren' — der ist wie das Quaken der Frösche gegen das Flöten der Nachtigallen. Wer in diesem Kampf siegen wird, — meine Herren, ich weiß es nicht; vielleicht werd' ich auch da so früh zu Bett gehn, daß ich's nicht erlebe. Aber ich hoffe zu Gott, meine Landsleute sind so hell, daß die Frösche nicht siegen!" — —

Isinger war zu Ende. Er sah an Brenzel vorbei in die Luft. Er nahm seine Brille ab, um an ihr zu putzen.

„Bravo!" sagte Erhart halblaut. Schwalbe nickte aus seiner Ecke herüber.

Auf Isingers linke Schulter legte sich eine Hand; er wandte sich herum. Jetzt sah er in das Gesicht des Grafen, der aufgestanden und herangetreten war und sich niederbeugte; und sah wieder dieses alte, scheinbar spöttische Lächeln. „War ihm das nicht recht?" dachte er. „Hab' ich ihm zu ‚schneidig' gesprochen? Lächelt er vornehm über meinen Eifer?"

Diesmal irrte er aber ganz. Waldsee drückte auf Hermanns Schulter, daß sie fast hinunterging; zugleich sagte er leise, wie verschämt: „ich mußt' Ihnen nur sagen, wie Sie mir gefallen. — — Isinger!" flüsterte er dann, an dessen Ohr geneigt: „ich würd' Ihnen lieber du sagen; weil Sie mir so sehr — — Wär' es Ihnen recht?"

„Ungeheuer recht," antwortete Isinger, in dem trockenen Ton, in den seine „gottverbotene Keuschheit", wie Erhart sie getauft hatte, nach jeder schönen Erregung verfiel. Er raffte sich aber doch so weit auf, nach seinem Glas zu greifen und an das halbgefüllte anzuklingen, das Waldsee in der linken Hand hielt. Das Gesicht des Grafen sah wieder aus „wie seine Briefe". Hermann stieg nun auf einmal die Freude und das Herz ins Gesicht. „Also du!" sagte er leise.

Unterdessen war Brenzel schweigend aufgestanden; er hatte einen Blick mit Prahm getauscht, der ihm kopfschüttelnd abwinkte; „zahlen!" rief er jetzt. Er suchte es mit der vornehmsten Ruhe in den Saal zu rufen; sein staubblasses Gesicht war aber übertrieben bleich. Der Zahlkellner schritt langsam und majestätisch heran. Auch der Baron stand auf; er lächelte zu Brenzel hinüber: „Ja, mein Lieber, mit dem Doktor Isinger werden Sie nicht fertig. Das hab' ich an mir selber erlebt. Wenn in dem die Schleuse aufgezogen ist, muß der Fluß herunter!"

Brenzel zuckte die Achseln; er murmelte etwas von „Phrasen" und „klarem Wasser", und empfahl sich dem Baron, denn er müsse nun gehn. „Ich gehe auch," sagte Pillnitz, „ich ziehe mich ins Bett zurück . . ." Er hatte einen unklaren, angesäuerten Ausdruck im Gesicht; gegen Isingers ästhetische Gesinnung konnte er nicht streiten, sie war ja (bis jetzt) die seine; ihn verstimmte aber offen-

bar, daß der Abend, der so schön als Verherrlichung seiner Sache und seiner Person begonnen hatte, mit einem so ganz andern Effekt zu Ende ging. Er nahm kurzen Abschied. Allerdings versäumte er nicht, höflich und verbindlich wie immer, dem „gefährlichen Redner“ Doktor Isinger einige schöne Worte über seine ‚Froschrede‘ zu sagen, als Brenzel gegangen war; aber ein gefrorenes Lächeln war die Musik dazu. Es war übrigens, als hätte er das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben; die Herren nahmen ihre Röcke und Hüte, niemand blieb zurück.

Auf der Straße empfing sie weiße Luft, dichter, flatternder Schneefall. Erhart rief einen Wagen an, ihn und Hermann nach Klosterneuburg zu fahren. Geschwind stieg er ein. Hermanns Augen suchten noch seinen neuen „Bruder“; schon halb von den Schneeflocken geblendet, erkannte er ihn beim Laternenlicht, stürzte auf ihn zu und schloß ihn rasch und kurz, aber kräftig in die Arme. Dann lief er, ohne etwas zu sagen, davon und sprang in den Wagen.

Die Räder rasselten auf dem weichen Neuschnee nicht so lärmend wie sonst. Erhart, in seine Ecke gelehnt, müde, wie es schien, streckte doch noch die Hand aus, um die des andern zu drücken. „Das hast du gut gemacht, Alter,“ sagte er mit seiner herzlichen Stimme. „Dein perpetuum mobile da oben kann einen höllisch wild machen, wenn man auch reden will und nicht dazu kommt; aber diesmal war's gut! Diese Brenzel und Prahm und Kircher und Konsorten — das sind elende Kerle, denen die Kunst, das Schöne kein Erlöser ist — darum sehn sie auch in der Welt nichts als Schächer, wollen weiter nichts ... Möcht' übrigens ein bissel schlafen; schlief schon einige Nächte nicht. Bis Klosterneuburg gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ sagte Hermann lächelnd. Ihm war es recht, daß er nicht reden sollte, daß es so still um ihn ward; die Gedanken, die vorhin sein Gehirn wie eine Feueresse ausgeworfen hatte, flogen noch um ihn her, er war warm, erregt, wünschte weiterzudenken. Ja die Erregung fing an, wie schon manchesmal, eine Form zu suchen; ein Netz, um das Durcheinanderfahrende zu fangen und zu halten. Wie draußen die Schneeflocken, flatterten im Wagen bald die Verse herum; sie hängten sich an Erharts letzte Worte von „Schächern“ und „Erlöser“, sie machten ein Bild, ein Gedicht daraus. In seinen Mantel gehüllt, in seinen Winkel

gedrückt — Erhart schien zu schlafen — horchte Hermann so sacht und weltverloren auf das innere Erklingen, nahm jeden Vers gleichsam in die Hand, bis er ihn gewärmt, geformt; staunte und wunderte sich selbst, wie sie aus der inneren Nacht hervorkamen, sich ihm in die Hand setzend, bis sie flügge wurden. Als der Wagen am Klosterneuburg-Weidlinger Bahnhof vorbei und auf die Häuser an der Berglehne zufuhr, waren alle fertig und flogen in seinem Gedächtnis auf, wie die jungen Schwalben:

Zwischen Berg und Thale schritten
Kircher, Brenzel und auch Prahm,
Als von eines Hügels Mitten
Sie ein Bild gefangen nahm.
Hoch am Kreuz die beiden Schächer
Und der Heiland, schmerzverklärt,
Der des Erdenleidens Becher
Aus erhabner Liebe leert.

Und das Holzbild zu beschauen,
Da man just des Weges kam,
Blieben stehn im Abendgrauen
Kircher, Brenzel und auch Prahm.
Prahm begann: Der Schuft zur Rechten,
Der behagt mir; fett und fahl,
Recht ein Bild des gründlich Schlechten,
Fuchsig, widrig — kurz, real!

Mir gefällt der linke mächtig —
Kircher sprach's —: ein Schafsgesicht,
So erbärmlich niederträchtig,
Sah ich noch mein Lebtag' nicht.
Todesangst, die urgemeine,
Macht ihn plötzlich fromm und zahm . . .
O wie wahr! sprach die Gemeine,
Kircher, Brenzel und auch Prahm.

Nur der Heil'ge in der Mitte —
Brenzel sprach's, verzog den Mund —
Dieser schön verklärte Dritte
Stört mich; traumhaft, nicht gesund.
Schönheit, Hoheit, Himmelsstrahlen —
Wer das Zeug nur ausgeheckt!
Weg den Edlen, Idealen,
Und die Gruppe ist perfekt!

Und sie nickten, ernst und heiter,
Weil das Wort, das rechte, kam,
Gingen ihres Weges weiter,
Kircher, Brenzel und auch Prahm.
Sangen wie vergnügte Zecher:
Hoch die Wahrheit, nackt und bloß!
Wahr und wirklich sind die Schächer,
Den Erlöser sind wir los!

VI.

Dieser Abend im Hotel Impérial war für Ifinger wohl nicht eigentlich ermutigend, sich in die Welt zu stürzen; dennoch fuhr er nun darin fort, um sich zu „zerstreuen", um dem häuslichen Grübeln und Träumen zu entrinnen. Schon am nächsten Tag erhob sich ein südlicher Wind, der den Schnee hinwegschmolz; die laue Luft täuschte in einen Frühling hinein, der freilich um ein Vierteljahr zu früh kam. Ifinger verließ sein Laboratorium, wie ein Schüler hinter die Schule geht, und wanderte zu Fuß an der Donau nach Wien. Er zog durch die Straßen, als wäre er auf der Reise, betrachtete die neuen Häuser und Plätze, die Prachtgebäude, das menschliche Gewimmel, suchte seine alte Freundin, die Kirche Maria-Stiegen mit dem zierlichen Kuppelturm, auf, verrichtete seine ketzerische, aber fromme Andacht in der herrlichen Dämmerung des Stephansdoms; und versenkte sich im „Belvedere" in die Bilder der alten Meister, die ihn freilich doch auch wieder an Christel und Erhart erinnerten, was sie gar nicht sollten: hier hatte Erhart dem Mädchen „alles Schönste gezeigt und erklärt" ... Auch ins Theater ging er; und am nächsten Morgen zog er wieder ebenso aus. Er irrte in der innern Stadt herum, in den engen Gassen. Seine alte Gewohnheit und Liebe, „Entdeckungsreisen" zu machen, tauchte wieder auf; wobei er sich wunderte, wie viele dieser Gassen und Gäßchen er nicht kannte, wie mancher stimmungsvolle Platz oder Winkel ihn in sein halbverborgenes, halbstilles Leben zog. Nur dauerte diese alte Liebe heute doch nicht lange; immer ertappte er sich wieder, wie er weiterschlenderte, ohne etwas zu sehn, die Hände nach seiner Art auf den Rücken gelegt, den Kopf vorgeneigt, die Augen auf dem Pflaster, und die Gedanken weiter aufwärts an der Donau, von wo er sie am Morgen in die Welt entführt hatte.

So kam er durch die Augustinerstraße wieder in den neuen Stadtteil; die gewaltige, kalksteingraue Masse des Opernhauses stieg vor ihm auf. Er hob mechanisch den Kopf . . . Was war das in diesem Augenblick? Träumte er im Gehn? Ihm war, als hätte er einen Wagen gesehn, der vorüberfuhr; und als hätte durch dessen offenes Fenster Leo Falks Gesicht ihn angeschaut, ihm zugelächelt, ihn mit einem Nicken begrüßt. „Mir scheint, ich hab' wirklich geträumt," dachte er. „Vielleicht weil mir das Opernhaus in die Augen fiel, in dem ich den Leo damals zuerst wiedersah, hatte ich auf einmal diese verrückte Vision! — Uebrigens, wenn's ein wirklicher Wagen war, so müßt' er ja noch dasein . . ."

Er drehte sich um. Da fuhr allerdings ein Fiaker; — aber nun hielt er an. Eine kleine, schlanke Gestalt stieg aus. Es war Leo Falk. Er konnte gar nicht zweifeln. In einem braunen Mantel, einen weichen Hut von derselben Farbe auf dem Kopf, kam der Maler herangeschritten, grade auf Ifinger zu — als wär's eine Phantasie, ein Gespenst. Die erschreckende Farblosigkeit seines Gesichts widersprach dem nicht; auch nicht sein etwas schlotternder Gang, in dem der leichte, elastische Schritt aus Leos früheren Zeiten nicht zu erkennen war. Ifinger starrte ihn an. Das Nicken, das Lächeln, das er vorhin gesehn hatte, wiederholte sich. Auch grüßte Leo einmal, flüchtig, mit der Hand. Das Lächeln aber blieb; ein unheimliches, ja grauenhaftes Lächeln, da er nun herankam. Es war nicht sinnlos, nicht eigentlich verrückt, aber wie aus Verstand und Unverstand zusammengemengt; wie wenn ein Teil dieses Geistes lebendig, ein andrer tot sei. Mit etwas schleifenden Füßen ging der Maler von der Straße auf den Fußweg, stand vor Hermann, der sich noch immer nicht rührte, so hielt ihn das Grauen fest, — und reichte dem fast Entsetzten die Hand.

„Guten Morgen, Doktor," sagte eine schwache, klanglose, hohle Stimme. „Man sieht sich ja so wenig. Ich hab' Sie, wer weiß wie lange, nicht gesehn . . . Ich war übrigens ziemlich krank; werde jetzt allmählich gesund. Fahr' auch deshalb spazieren; — wohin? Ich weiß selbst nicht, wohin." — Er lachte: „Ich sag' dem Fiaker, fahr' mich irgendwohin; und dann fährt er irgendwohin! — Aber Sie sollten mich doch — — Man sieht sich ja so wenig. Ich hab' Sie nicht gesehn, weiß der Teufel, wie lange nicht. Sie sollten mich doch besuchen, Doktor Ifinger. Ich wohne jetzt — —"

Er starrte in die Luft, und auf Hermanns Rock. „Ich wohne jetzt — — Ja, wo wohn' ich denn. — Warten Sie einen Augenblick . . ." Er hob seine magere Hand und ergriff Isingers Rockknöpfe, einen nach dem andern, als helfe ihm das suchen. Isinger regte sich nicht; wie gebannt sah er in das blutlose, abgezehrte, verkleinerte Gesicht, das nun wieder zu lächeln suchte, aber ängstlich, verlegen, und aus dessen Augen zwei Gespenster auf einmal hervorgrinsten: der Wahnsinn und der Tod. Der Unglückliche zog die Brauen zusammen, als schmerze ihn das Denken. „Ja, wo wohn' ich denn . . . Ja, wo wohn' ich denn . . ." Endlich sagte er in einem Ton, wie wenn Häns chen spräche, mit einem schauerlichen kindlichen Ausdruck: „In der Augustenstraße vielleicht?"

„Vielleicht," murmelte Isinger, um etwas zu sagen.

Leo horchte auf. Die Stimme, obwohl sie nur zwei Silben gesprochen hatte, schien ihn an irgendwas zu erinnern. Er heftete die dunklen Augen auf Hermann; sie vergrößerten sich, es war auch, als belebten sie sich. „Augustenstraße — Augustenstraße —" wiederholte er. Ihm schien etwas aufzudämmern, das er in der Augustenstraße erlebt hatte . . .

Plötzlich begann er zu zittern. Seine Kniee bewegten sich, und sanken nach vorn; die Finger wurden unruhig und rieben an den inneren Handflächen, daß es knisterte. Dann nahm er seinen Hut vom Kopf. „Entschuldigen Sie," stammelte er; es war kaum zu hören. „Ich hatte — — ich — —"

Er brachte nichts mehr hervor; ob ihm nun die Zunge versagte, oder ob die aufgestiegenen Gedanken doch schon wieder vergingen. Die Beklommenheit, der starre, eingeschüchterte Blick verließen ihn aber nicht. Ein sinnloses Lächeln, das er noch versuchte, verschwand sogleich wieder aus dem kindlich ernsten, kläglichen Gesicht. Endlich ging er einige Schritte rückwärts; dann wandte er sich, und den Hut in der Hand schwankte er, rascher als Hermann gedacht hätte, auf seinen Wagen zu, der auf der Straße hielt. Er stieg wieder ein; der Fiaker rollte davon.

Isinger stand noch lange; in Gefühlen, die er nicht gekannt hatte, die zum erstenmal in sein Leben traten. Das war sein „Feind" Leo Falk! Eine wandelnde Leiche; ein hin und her flackernder Geist, während der Leib verging. Hatte er noch ganz begriffen, wen er eben begrüßt hatte? War nur eine Ahnung in ihm angezündet worden? Indem er nun weiterfuhr, wußte er

noch, was er eben auf dieser Stelle erlebt, gedacht, gefühlt hatte? Wohin fuhr er nun? Zu langer geistiger Umnachtung, oder in den bald befreienden Tod? — Es sah aus nach Tod. Auf dem verzehrten, ausgesogenen Gesicht lagen schon seine bläulichen Schatten. Noch ein Stoß, und die lächelnde junge Leiche fällt hin . . .

Es trieb Isinger aus der Stadt; er hatte genug. Er fuhr zum Bahnhof, und so nach Klosterneuburg zurück. Still und gleichsam verstohlen ging er in seine Zimmer und an seine Arbeit; ihm widerstrebte, von dieser Begegnung zu sprechen; nur zu Christel hätte er gern — — doch das „schickte sich nicht", wenn er vor den Freunden schwieg. Wie er sich ins Leben gestürzt hatte, so stürzte er sich nun wieder in die Einsamkeit; wie ein Wetterhahn hin und her, wenn die Winde wechseln. Er kannte sich selber nicht mehr . . . War es ihm dann gelungen, bei der Arbeit, über guten Büchern dieses Gespenst Leo Falks, die aufgewühlten Erinnerungen und sein eigenes Ich zu vergessen, so kam gleich die Unruhe wieder, wenn er unten zur Mahlzeit erschien und Erharts Heiterkeit, Erharts Scherze mit Christel ihm das Blut erregten, wie sehr er sich auch sträubte. Sie führten ihn in die alten Zigeunerzeiten, in die Augustenstraße zurück; sie gemahnten ihn an Dinge, die sein Leben verstört und vergiftet hatten; und vor allem, sie gefielen ihm nicht . . . Warum diese Scherze? Wie weit gehen die, und wo enden sie? Wozu dieser vertrauliche, freundschaftliche Verkehr des „Zigeuners" mit dieser Christel, mit einem — — Ja, mit was für einem? Was ist sie? Wie soll man sie nennen? — Sprach nicht auch Waldsee wie ein Freund mit ihr? Und er selber auch? Warum sollte denn nur E r h a r t nicht? Vergaß er denn die Achtung vor ihr? oder die gute Sitte? War er nicht harmlos heiter mit ihr, liebenswürdig nach angeborener Art, ritterlich wie — — Ja, ritterlich wie einst Leo Falk gegen die Porzelläne! — Da waren die Gespenster wieder, vor denen er floh: die blasse junge Frau in dem Krankenhaus, der wahnsinnig lächelnde Falk — und das Schlimmste, Schaurigste, weil noch Unsichtbare, das noch keinen Namen trug, das er kommen sah, vor dem ihm das Herz erbebte wie vor einem tödlichen Unglück — — und warum? warum?

Ein Unglück kam denn auch, nach jener Begegnung am zwölften Tag; aber nicht das, vor dem er sich fürchtete. Sie hatten mit-

einander getafelt, Waldsee, Erhart und er; Erhart in besonders fröhlicher, übermütiger Laune, trinklustiger als sonst, und gegen die aufwartende Christel voll von Neckereien, die, obwohl von der unschuldigsten Art, Hermann nicht erfreuten. Man saß schon beim Nachtisch; Christel ging ins andre Zimmer, doch die Thür blieb offen. Der Graf schälte noch eine Orange, dann wollte er nach Wien zurück. Erhart führte das Wort; er erzählte von einem Brief, den ihm Baron Pillnitz geschrieben, der, nach „Bieranien" heimgekehrt, seinen Beistand wünschte, um in seine Galerie auch einige verstorbene Meister dieses Jahrhunderts aufzunehmen: damit sie so mehr und mehr „die Galerie des neunzehnten Jahrhunderts werde" — und weil „diese vom Zeitgeschmack vernachlässigten Toten gewiß billig zu haben sind!" — „Der Nußknacker!" rief Erhart aus. „Er muß alles billig haben, denn ‚er sammelt ja für die Menschheit', wie er neulich sagte. Er wußte ja von vornherein: ich, der freiherrliche Knabe Pillnitz, glühe für die Kunst. Ich werd' eines Morgens als Kenner aufwachen und dann nach einem tief durchdachten Plan meine ideale Schöpfung beginnen! — Na, ich hoffe, seine kleine Baronin hat auch ihren ‚tief durchdachten Plan' und sammelt so nach und nach eine hübsche, lebendige Antipillnitzothek; Galerie gegen Galerie!"

Waldsee stand auf und seine Orange rollte über den Tisch. Er war rot und bleich. Sie sind ein alter Cyniker, das weiß ich," sagte er mißvergnügt; „Sie sollten aber über eine Frau wie die Baronin lieber keine Scherze machen. Dazu fehlt Ihnen doch wohl — —"

Er brach noch rechtzeitig ab. „Guten Abend!" sagte er nur noch. „Ich muß fort!" — Er ging aus der Thür, zum Vorplatz. Gleich darauf verließ er das Haus.

Erhart sah die ungegessene Orange und dann Ifinger an. „Was ist das?" fragte er, noch in seiner Weinlaune. „Was heißt das? Waldsee so tragisch fort? Ist der etwa auch in Donna Clara verliebt?"

Hermann blickte nach der offenen Thür; er glaubte im Nebenzimmer Christel noch zu hören. „Schweig doch, du Lästermaul," sagte er plötzlich gereizt. „Wenn das Späße sind, so sind sie zu schlecht. Und im Ernst, muß ich dir sagen, lass' ich so nicht reden. Weder über die Baronin, noch über Waldsee, noch auch über mich!"

„Bist du auf einmal närrisch geworden?" fragte Erhart, der

noch wieder zu lächeln anfing. „Was ist dir geschehn? Ich stell' eine Frage an das Schicksal, ob Waldsee etwa auch in sie verliebt ist, und darauf fährst du mich an? Ist er denn etwa mehr als in sie verliebt? Hat er sie dir gar schon aus der Hand genommen? Bist du eifersüchtig? Gehört er bereits in die Antipillnitzothek?"

Ifingern schoß das Blut zum Herzen und ins Gesicht. Er sah in den großen Wandspiegel, dem er gegenübersaß; er erblickte Christel darin, die wirklich noch mitten im andern Zimmer stand. Sie schien auch zu erröten. Auf einmal hielt er sich nicht mehr; es war ihm, als wenn er von einer unerträglichen Last sich befreien müsse. Aufspringend und den Stuhl zurückstoßend preßte er zwischen den Zähnen hervor: „Verstehst du denn nicht — du Zigeuner du. Du weißt nicht, von wem du sprichst, weil du nur die Linas kennst — — und auch nicht, zu wem du sprichst. Mir gefällt das nicht. Ich nehme das nicht mehr hin. Ich wünsch' in meinem Haus reine Luft zu haben. Bitte, nimm das wörtlich. Schone deine Zunge — und mich — und uns alle! alle!"

Er warf die Orange zurück, die ihm in die Hand rollte — denn der auffahrende Erhart hatte an den Tisch gestoßen — und auf demselben Weg wie Waldsee ging er aus der Thür.

Erhart starrte ihm nach. Er war bleich geworden; aber er verstand noch nicht, suchte noch zu fassen. „Du Zigeuner du," wiederholte er vor sich hin. „Nun ja; ein Zigeuner . . . Was will er? Was ist denn geschehn? — ‚Weil ich nur die Linas kenne' — — Woher weiß er das? Wenn ich auch ‚ein Zigeuner' bin; was ihm ja bekannt war . . . Wird man denn in diesem Haus verrückt? Ist er toll geworden? ‚Ich wünsch' in meinem Haus reine Luft zu haben . . . Bitte, nimm das wörtlich.'" . . .

Die Wut brach nun endlich in ihm aus, wie von der Kette losgerissen; er stürmte aus dem Zimmer und in sein Haus hinauf. Er stieg nicht die Treppe hinan, zum Atelier, er rannte gleich unten in seine Wohnstube, die er zu einem Museum gemacht hatte, und hier hin und her, zwischen Thür und Fenster. Unter seinen Augen, auf den Backenknochen erschien eine flammende, grimmige Röte: ein geschnitzter Stuhl stand ihm im Weg, er schleuderte ihn mit einem Fußtritt von sich, daß er niederschlug und in Stücke brach. „Reine Luft! Reine Luft!" rief er aus, nachdem er eine Weile wortlos, dann und wann mit einer Art von wildem Knurren, gerast hatte; „gut! die soll er haben! Wenn das ‚Lästermaul',

der ‚Zigeuner‘ ihm und seinem neuen Duzbruder, dem Herrn Grafen, zur Last wird — gut, dann machen wir euch Platz! Franz Erhart war noch nie der Mann, jemand zur Last zu fallen!“

Er warf sich auf einen Stuhl, der am Schreibtisch stand, und tauchte die Feder ein; vor ihm lag Papier. Er sann einen Augenblick nach; dann tauchte er sie zum zweitenmal ein, sich den Anfang denkend:

„Mein lieber Hermann! Dein heutiges Benehmen zeigt mir, daß es offenbar besser ist, wenn ich weiterziehe. Ich werde“ —

„Was werde ich?“ dachte er. „Santo diavolo, das findet sich! — Schreiben wir's nur erst hin!“

Er fing an zu schreiben: „Mein lieber Hermann! Dein“ —

Es klopfte jemand an die Thür. Erhart wandte grimmig den Kopf. Er dachte, es sei die Aufwärterin, die sein Häuschen in Ordnung hielt. Mit voller Stimme schrie er: „Hinaus!“

Die Thür öffnete sich aber doch, und — Christel trat ein. Noch die Hand auf dem Drücker, blieb sie ruhig stehn. Sie war nicht verlegen, aber schüchtern; in ihrem schwarzen Wollenkleid, das sie zur Winterszeit trug, stand sie gar sanft und ergeben da. Dennoch zeigte sich in irgendwas — vielleicht in dem graden, unverwandten Blick, oder in dem festgeschlossenen Mund — daß sie in sich entschieden war, nicht vom Platz zu gehn, eh' sie diesen aufgebrachten, wilden Mann nicht gebändigt hätte.

Erhart stand auf. „Was wünschen Sie?“ fragte er höflich, als ahne er nicht, was sie herführe; aber doch mit Mißtrauen in dem scharfen und noch glühenden Blick.

„Lieber, guter Herr Erhart!“ sagte sie weich. „Etwas bitten komm' ich. Nicht für mich; für meinen Herrn Doktor. Daß Sie nicht zu hart mit ihm ins Gericht gehn; Sie wissen ja, die Worte sind's nicht, sondern der sie sagt. Ich hab' vorhin alles gehört . . . Kurz, daß Sie nichts Uebereiltes thun, sondern an ihn denken, wie er ist, und dann ihm verzeihn!“

Erhart zog die Brauen hoch hinauf und lächelte sehr erstaunt. „Sie sind drollig, Christel. Ich soll so ohne weiteres — — Uebrigens, mit welchem Recht mengen sich Euer Wohlgeboren —“

„Ach, sagen Sie mir so was nicht,“ unterbrach sie ihn und legte die Finger ihrer Hände gegeneinander, ohne sie zu falten; „dann bin ich natürlich gleich wieder aus der Thür. Ich hab' gar kein Recht . . . Aber ich nehm' mir's halt — weil ich Ihnen zufällig sagen kann, wie — — wie die Sache steht. Denn erstens,

mein guter Herr Erhart, müssen Sie bedenken — — Warum schauen Sie mich gar so zweifelhaft und durchbohrend an?"

„Hol's der Teufel," dachte Erhart, „das ist doch die verwünschteste Mischung von Dienerin und Dame, die es geben kann! Da wird einer ja perplex! — Wie sie nun wieder dasteht ..."

„Zweifelhaft?" sagte er laut, etwas ungelenk. „Zweifelhaft? Das nicht. Ich schau' Sie halt an; als Maler. Sie haben so ein sonderbar braunes Rot auf den Wangen; als wär's gemalt. Ich weiß schon, das ist's nicht ... Also ‚erstens'! — Bitte!"

Er lud sie ein, sich zu setzen; es schien ihm unmöglich, daß sie länger so dastünde. Sie that aber, als bemerkte sie es nicht, und blieb ruhig stehn.

„Also erstens, Herr Erhart: mein Doktor — — Sie sind gesund, er nicht! — Nein, glauben Sie mir's, er ist nicht gesund! Wenn er auch herumgeht — — Ich leb' nun schon so lange mit ihm, zweieinhalb Jahr'; da bekommt man Augen ... Seine Unrast, als jagt' ihn was; und wie er morgens kommt, nach dem Schlaf; nach dem schlechten Schlaf; und dann, wie er ißt — alle Tag' zu wenig. Das legt sich ihm dann aufs Gemüt; das ist ja natürlich. Man wird reizbar, aufbrausend; man sieht alles größer oder häßlicher, als es ist. Lieber, guter Herr Erhart, Sie sind ebenso klug und ebenso gut, wie mein Herr Doktor; (sie lächelte) das ist aber heut' nicht genug! Da er nicht gesund ist, müssen Sie noch klüger und noch besser sein!"

„Hm!" stieß er so heraus, daß der Ton in die Höhe ging. „Alle Wetter — das ist viel verlangt. Das stellen Sie sich doch wohl leichter vor, als es ist! — Aber sonst gefällt mir's. Es hebt mich. Sie trauen mir doch was zu!" — — Er sah sie aber forschend an. „Nicht gesund, sagen Sie ... W a r u m ist er denn nicht gesund?"

Sie zuckte unschuldig die Achseln. — „Das weiß ich nicht ..."

„Gut, dann lassen wir's. — Das war ‚e r s t e n s', Christel. Also was dann ‚zweitens'?"

Auf ihrem Gesicht ging jetzt etwas Sonderbares vor: nachdem es sich fast entfärbt hatte, verbreitete sich langsam, ganz allmählich eine weiche Röte, die aber zuletzt bis zur Stirn hinaufwuchs. Es kostete sie eine sichtbare Anstrengung — und eine jungfräuliche Umschleierung lag auf ihrem Blick — endlich zu erwidern: „Zweitens haben Sie ihm unrecht gethan!"

„Ach! Ich i h m? — Womit?"

„Mit Ihrer Meinung, daß er — — daß er dieser Frau zu nah steht; anders, als er sollte. — O Herr Erhart, wie falsch haben Sie das gedacht!“

Erhart lächelte. — „Meine gute Christel —“

„Ich weiß,“ sagte sie rasch: „von so was spricht man nicht, wenn man nicht beweisen kann. Ich kann's aber beweisen ... Und so unaussprechlich schwer es mir wird, muß ich es doch thun; damit Sie nicht länger — — Wenn Sie mir nur heilig versprechen, auf Ihr Ehrenwort, meinem Doktor nie zu sagen, was ich Ihnen jetzt sage; denn sonst sterb' ich lieber, als daß ich davon spreche!“

Immer verwunderter, mit auf und nieder gehenden Brauen, sah der Maler dieses immer wieder neu merkwürdige Mädchen an. Es lächerte ihn aber doch: „Sie können das beweisen, Christel? Nu, das muß ich sagen — — Aber ich sag' noch nichts. Hier geb' ich Ihnen mein Ehrenwort. Geben Sie mir Ihren Beweis!“

Sie griff in ihre Kleidtasche, zog zwei zusammengekniffte Blätter hervor und entfaltete sie. Es waren Quartblätter, wie aus einem Schreibheft genommen; von geringem, etwas bläulichem Papier; Verse standen darauf. „Das ist meine Handschrift,“ sagte sie; „ich hab's abgeschrieben. Ein Gedicht vom Herrn Doktor Ifinger ... Glauben Sie nicht, daß ich in seinen Papieren herumschnüffele; das Gedicht lag früher einmal wochenlang auf seinem Schreibtisch — so wie jetzt das neue von den Schächern, das der Herr Doktor den beiden Herren neulich beim Nachtisch vorlas. Und da mir's so zu Herzen ging —“

„Geben Sie nur her!“ sagte Erhart. Sie legte die Blätter in seine Hand. Er fing an zu lesen. Es war das Gedicht von dem Geist, der nachts den seufzenden „Menschensohn“ besucht. Christel las leise mit, von der Seite hineinblickend, zuweilen seinen Augen folgend. Auf einmal legte sie einen Finger aufs Blatt. „Bitte, jetzt!“ sagte sie. „Hier kommt's!“

Erhart las nun laut, mit gedämpfter Stimme; die Klage des Menschensohns:

> Du kannst nicht leiden wie ich.
> Meine Seele hängt an einer andern Seele;
> Wie eine Wurzel, die in der Luft schwebt,
> So fühl' ich mich ohne sie.
> Aber wo bleibt sie? Einem andern folgt sie.

Die süße Menschengestalt,
Nie darf ich sie fassen, nie darf ich sie halten.
Darum lieg' ich so bleich,
Wie nicht die Lebenden sind,
Darum seufz' ich so tief,
Wie nicht die Toten mehr thun,
Und ihr nicht, ihr nicht,
Die ich so beneide!

„Das war's!“ flüsterte sie, tiefen Atem holend.

Erhart starrte betroffen auf das Blatt; dann in ihr Gesicht. Er sagte aber noch nichts. Er las weiter. Christel las wieder leise mit.

Als sie sah, daß er zu Ende war, deutete sie wieder mit dem Finger hin: „Sehn Sie, hier unten das Datum. So stand's auch unter dem Gedicht. Das ist der Tag, an dem er von Wien zum erstenmal hierher kam, nach der großen Krankheit; — hier, in Ihrem Häuschen, hat er es geschrieben. — — Das ist doch keine glückliche Liebe, nicht wahr?“

„Nein, das ist es nicht,“ murmelte Erhart. — Er sah wieder auf das zweite Blatt, ganz oben. „Einem andern folgt sie,“ wiederholte er mit halber Stimme. „Was für einem andern?“

Christel blickte unverwandt auf die Verse. „Ich weiß es nicht,“ hauchte sie.

„Hm!“ — —

Mit einem neuen Anlauf, und neuem, heftigem Erröten setzte sie dann hinzu: „Ich muß noch was sagen ... Sie denken vielleicht: dann war diese Frau aber hier; hat ihn alle Tage besucht; da ist er glücklich geworden ... Lieber, guter Herr Erhart, glauben Sie das nicht. Da war sie ja mehr mit mir als mit ihm. War so himmlisch gut zu mir; ich kann's nie vergessen. Mit ihm war sie nie allein als beim ersten Kommen ... O nein! glauben Sie das nicht!“

„Ich glaub's also nicht,“ murmelte er wieder. Er war ganz verwirrt. Das Mädchen verwirrte ihn fast noch mehr als die Verse, die Aufklärung. Christel Schellenberg, mit dieser Stimme, mit diesem Gespräch und mit dem Geistergedicht ... „Warum haben Sie das Gedicht abgeschrieben?“ fragte er sie plötzlich.

Sie sah vor sich hin. — „Warum? Es gefiel mir so. Es that mir selber so gut. — Es hat mir schon manchesmal — —“

„Wozu reden wir aber von mir,“ sagte sie dann abbrechend.

„Ich wollt' nur noch sagen: es mußt' ihm wohl doppelt und dreifach weh thun, was Sie von ihm und seiner Freundin dachten — denn es war ja die schönste, himmlischste Freundschaft, die es geben kann — ich hab's ja gesehn! Wenn ein Mann sich so überwindet, so wie mein Herr Doktor, und aus all dem Kummer und Leid, das ihn wohl auch krank machte, so was Heiliges, Verklärtes wird — dann kann man's nicht gut hören, nicht wahr, daß der allerbeste Freund so ganz anders denkt. Darum kam es so . . . Und darum wird der allerbeste Freund sich gewiß auch sagen: gut und klug ist hier nicht genug; sondern klüger und besser!" — —

Sie stand und wartete auf seine Antwort, eine gute Weile; er sprach aber noch immer nicht. Er nahm ihre Hand. Sie war so voll Leben, so warm; und, obwohl nicht klein, charaktervoll schön geformt. Er betrachtete sie mit großem Ernst. Dann konnte er sich nicht enthalten, sie sanft zu drücken, und ebenso sanft über sie hin zu streichen. Christel ließ ihn eine Weile gewähren, um ihn nicht zu kränken; darauf zog sie sie leise hinweg.

Jetzt betrachtete er ihr Gesicht; mit demselben Ernst. „Ich muß Sie malen," sagte er nach einer tiefen Stille. „Sie haben eigentlich malerische Farben, Christel; und — — und überhaupt einen guten Kopf!"

„Ach!" seufzte sie. „Reden Sie doch nicht von solchen Dingen; denken Sie nicht von der Hauptsache weg. Mein Doktor!"

„Die Hauptsache?" sagte er, nur so obenhin. „Die ist abgemacht. Wenn ich auch nicht so antilopenhaft geschwind wie Ihr Doktor denke — fix bin ich doch auch. Das werd' ich schon machen. Gehn Sie nur; das ist alles in Ordnung. Sowie Sie draußen sind, schick' ich ihm einen Brief!"

Er schob sie sanft aus der Thür — sie bekam sein Gesicht gar nicht mehr zu sehn — und machte dann leise zu. Er horchte, wie sie fortging. Darauf fuhr er sich einmal mit der Hand über die Augen; ging aber, ohne sich weiter aufzuhalten, an den Schreibtisch zurück. „Was hatte ich denn geschrieben?" sprach er vor sich hin, und nahm den angefangenen Brief in die Hand. Er las:

„Mein lieber Hermann! Dein" —

„Das kann ich ja brauchen," sagte er; setzte sich, nahm die Feder, und fuhr in der Zeile fort:

„Mein lieber Hermann! Dein alter Esel Franz Erhart" —

In diesem Sinn schrieb er weiter. Dann faltete er den Brief, wie gewöhnlich, eh' er trocken war, und klingelte der Aufwärterin, damit sie ihn ins Unterhaus zum Herrn Doktor trüge.

VII.

Gegen Mittag des folgenden Tages saß Isinger allein im Laboratorium, an seinem Arbeitstisch; Waldsee war nicht gekommen. Der kleine Hans klopfte an die Thür; Isinger kannte sein Pochen. Auf das laute „Herein" trat Christel in die Thür, den Buben an der Hand, Gretchen am Kleid. „Entschuldigen Sie die Störung, Herr Doktor," sagte das Mädchen; „ich muß nur was fragen. Der Herr Erhart kommt doch wieder zu Tisch?"

„Freilich," antwortete Hermann. „Warum nicht? Alles ist ja gut. Er hat mir gestern nachmittag geschrieben, ich bin dann zu ihm hinaufgegangen. Nun ist's — wie es war. Natürlich kommt er zu Tisch!"

„Ich danke," sagte Christel, scheinbar bereit, zu gehn. Nach einer halben Wendung stand sie aber still. „Verzeihen Sie, Herr Doktor . . . ‚Alles ist ja gut,' sagen Sie doch selbst. Warum sind Sie dann doch noch so ernst? so — finster?"

Hermann sah sie schweigend an. Er zögerte offenbar; dann stand er auf, und mit etwas schwerem, schleppendem Gang kam er bis zu ihr. Nicht weit von ihrem Ohr sagte er tonlos, als wär' es etwas Geschäftliches, aber die Stimme fing unversehens an zu beben: „Warum waren Sie gestern wieder beim Herrn Erhart? — Gestern nachmittag. Ich hab's gesehn!"

Christel erschrak heftig, über die Frage wie über den Ton. Sie ward blaß vor Kränkung. Der kleine Hans schaute verwundert an ihr hinauf, da die Hand, in der sie sein Händchen hielt, sich so zitternd bewegte. Sie bemerkte das. Mit dem Kopf und dem Blick hinabdeutend, sagte sie ebenso tonlos und leise wie Hermann: „Erlauben Sie, Herr Doktor! Vor den Kleinen sollten wir doch lieber nicht von so was reden . . . Häuschen wird schon so klug. Ich — — ich sag's Ihnen ein andermal!"

Ohne abzuwarten, ob sie noch etwas zu erwidern habe, wandte sie sich vollends und ging mit den Kindern aus der Thür. Ihre Haltung war aufrecht und stolz; über ihre Schultern aber, wie es schien, lief ein leichtes Zittern.

Isinger sah ihr nach, noch finsterer als vorhin. Er schloß die Augen vor Unmut und Verstimmung; Verstimmung gegen das Mädchen, Unmut gegen sich selbst. Wohin kam er denn, wenn er sich selber nicht mehr in der Hand hatte, wenn er die Ruhe, die Fassung, die Würde, wenn er die allernotwendigste Haltung als Mann und Hausherr verlor? Gestern gegen Erhart, heute gegen *sie* ... Er lehnte sich gegen die Thür. Vor seiner Seele ward es dunkler als vor seinen Augen; denn durch die geschlossenen Lider kam doch immer noch eine rötliche Dämmerung herein, in seinem Innern war tiefe Nacht. Was half ihm die Versöhnung mit Erhart, und Erharts verbesserte Meinung von der Donna Clara. Das Andre, das Ungestehbare, das Unsinnige blieb; ihm war nicht zu helfen ...

Es klopfte wieder jemand; er beachtete es nicht, oder vernahm's auch nicht. Nun schob ihn etwas ziemlich unsanft von der Thür hinweg. Er öffnete die Augen und sah, sie war aufgemacht. Erhart trat herein; das braunrote Fez auf dem Kopf, das er sonst, wenn er herunterkam, mit dem Hut zu vertauschen pflegte. „Legst du dich denn jetzt selber gegen die Thür, um sie abzusperren?“ fragte der Maler heiter, mit der Harmlosigkeit der alten Zeiten. „Das ist ein etwas umständliches Verfahren ... Störe ich dich sehr?“

Hermann schüttelte den Kopf. — „Was gibt's?“

„Ich muß dir durchaus etwas zeigen, Alter; und bei Tisch kann ich's nicht. Darum komm' ich *jetzt*! — Gestern abend, als du zu mir hinaufstiegst und wir dummen Kerle uns aussprachen, da hatt' ich einen komischen Tick: wollte nichts drittes zwischen uns haben — oder wollte vielleicht auch ein bissel großthun, als hätt' ich mich *ganz allein* so zurechtgefunden — — na, item, ich weiß es nicht. Nun hab' ich hier aber einen Brief; den mußt du doch sehn. Das bin ich dir schuldig. Mann, du mußt doch mit deinen eigenen gelehrten Augen sehen und begreifen, was du unter deinem Dach hast ... Also dieser Brief! (Er zog ihn aus der Tasche.) Den hat sie noch gestern abend geschrieben, eh' sie schlafen ging; und durch das kleine Laufmädchen hat sie ihn mir heute morgen geschickt.“

„Wer? Wer?“ fragte Isinger.

„Wer? — Du bist noch naiv, Alter. — Nimm ihn doch und lies!“

Es war ein kleiner, dünner Briefbogen ohne Couvert, von dem achtlosen Erhart in der Tasche zerfaltet und zerdrückt. Isinger nahm ihn, strich ihn ein wenig glatt und las. Es war Christels Hand, er erkannte sie:

„Hochverehrter und lieber Herr Erhart! Sie verzeihen gewiß, wenn ich es wage, Ihnen in meiner großen Freude, ehe ich mich niederlege, diese Zeilen zu schreiben; es drängt mich so sehr, Ihnen heute noch zu sagen: tausend herzlichen Dank! Sie waren immer freundlich und gut zu mir, aber noch nie so wie heut': denn in all Ihrem Zorn und Unmut haben Sie mich sanft, geduldig, nachsichtig angehört, auch als ich Ihnen Ihr Unrecht zu beweisen wagte — und dann haben Sie nur genickt, als verstünde sich das alles von selbst, und noch in derselben Minute haben Sie gehandelt als der, der Sie sind, der allerbeste Freund! Sie haben meinen guten Herrn Doktor mit Ihrer Liebe und Freundschaft entwaffnet; und nachdem Sie ihm wehgethan hatten, haben Sie ihm doppelt wohlgethan. Das trifft mich alles mit, das wissen Sie, darum verstehen Sie auch meine Freude, meine Dankbarkeit; wenn ich auch nichts bin, als

in Verehrung und treuer Ergebenheit
die alte Christel."

Isinger wandte den Brief wohl ein halbdutzendmal hin und her — „Das hat sie an dich geschrieben?" fragte er, noch ganz aus der Fassung.

„Ich denke doch," antwortete Erhart. „Oben steht mein Name."

„Also in dieser Sache — um uns zu versöhnen — kam sie gestern zu dir?"

„Kerl, in welcher denn sonst? — Dein Erstaunen ist komisch, und beinah bedenklich. Auf die Gefahr, dich wieder zu ärgern, muß ich dir doch sagen: du scheinst dieses merkwürdige Geschöpf weniger gut zu kennen als deine Bacillen, die ja auch sehr interessant sein mögen; aber ich glaube, mit ihrer Entwickelung sind sie schneller fertig! Du scheinst noch nicht recht zu begreifen, was für eine Perle — — Was suchst du da in ihrem Brief?"

„Ich?" fragte Hermann zurück. „Ich wundere mich nur ... Eine hübsche Handschrift. Wie die sich entwickelt hat; — du sprachst ja wohl eben von Entwickelung. — Nur macht sie noch immer komische, kleine L's; sie zieht sie nicht ganz herunter ..."

„Ja, die L's sind komisch. — Nun weißt du also, altes Haus, wer unsre männliche Dummheit wieder gut gemacht hat; nun gib mir mein Schriftstück wieder, und dann will ich gehn!"

„Bitte! Halt!" sagte Isinger, der den Brief noch festhielt. „‚Als ich Ihnen Ihr Unrecht zu beweisen wagte,' schreibt sie. Wie konnte sie denn das? Wie hat sie denn das gemacht?"

„Das erzähl' ich dir ein andermal," erwiderte Erhart rasch. „Oder auch nicht — was liegt daran — kurz, ich hab's begriffen! — — Will dir nur geschwind noch sagen: es thut mir ganz kannibalisch wohl, daß wir wieder gut sind ... Mein Herz ist etwas eng, weißt du, und nicht sehr zahlreich bewohnt; aber wen es hat, den hat es. An dem vielhalsigen Publikum — Köpfe sind nicht viele da — liegt mir ziemlich wenig; ohne dich kann ich nicht gut leben, Alter. Du hast dem lieben Gott so redlich geholfen, was aus mir zu machen! — Na, den Teufel auch, wir haben dir auch nicht geschadet; daß du so viel mit uns Künstlern lebtest, hat dir doch gut gethan. Schau, du bist nicht wie diese eingekapselten Gedankendenker, die sich ihre eigene Welt machen, weil sie die andre nicht sehn! Aber zum Glück auch nicht wie so manche Naturforscher, die vor lauter ‚Sehn' nicht einen philosophischen Gedanken mitdenken können; die sich die Welt nur noch wie eine große Fabrik vorstellen, in der aus Molekülen zuletzt Geist gemacht wird, wie in der Papierfabrik aus Lumpen Papier! — Du kannst an der Erde herumkriechen, aber du kannst auch fliegen. Wirst mit deinem gräflichen Helfershelfer noch allerlei zu stande bringen, worüber man sich wundern wird ... Soll mich freuen, Alter. Gib mir meinen Brief wieder von dieser sonderbaren Pflanze, die so emporgeschossen ist wie ein Eukalyptus. Die gehört auch mit dazu; wird uns noch allerlei ‚Entwickelung' vorzaubern ... Bis zur Suppe Addio!"

Er nahm ihm Christels Brief aus der Hand und ging aus dem Zimmer.

„Warum läßt er mir den nicht?" dachte Isinger. „Was will er denn durchaus mit dem Brief?" — — Ein gewisses argwöhnisches Gefühl stieg wieder in ihm auf; er schämte sich aber, als er es entdeckte. Wie konnte er jetzt etwas andres sein, als zerknirscht, dankbar, glücklich ... Er sah alle Wände an, als wär' ihm hier etwas ganz Besonderes geschehn. Er drehte sich auf dem Absatz herum. Auf einmal schien es ihm ganz notwendig, Christel

zu sehn und mit ihr zu sprechen. Er ging die Treppe hinunter, sie und die Kinder zu suchen.

Die Wohnzimmer zu ebener Erde waren aber leer; auch auf der Terrasse, im Garten war kein Mensch zu erblicken. Seine Ungeduld wuchs. Das Wetter war weich und mild; sollte sie die Kleinen auf der Landstraße oder an der Donau spazieren führen? Oder säßen sie in Christels Kammer mit ihr, wie sie es von Zeit zu Zeit, zur Veränderung, liebten? — Die Kammer stieß an das Kinderzimmer; er hatte sie fast noch nie betreten. Jetzt ging er hin, horchte eine Weile an der Thür. Er meinte Geflüster zu hören. Er klopfte. Niemand rief herein. Dennoch zog es ihn; ein unbestimmtes, weiches Verlangen in ihm legte seine Hand auf den Drücker, er öffnete und trat ein.

Die Kammer war wirklich leer. Durch das einzige Fenster sah er zum Bisamberg hinüber und auf die nun kahlen, durchlichteten Wälder diesseits der Donau; dort schien sich eine große Gestalt mit zwei kleinen zu bewegen; sein Blick war aber nicht scharf genug, um sie zu erkennen. Jedenfalls waren sie nicht hier ... Sollte er wieder gehn? Sollte er diesen Raum, der ihm jetzt merkwürdig und fast rührend war, so kaum gesehen verlassen? — Auf dem einfachen, braun gestrichenen Tisch lag ein dickes Schreibheft, in einem Umschlag von blauer Pappe, aus dem ein paar lose Blätter hervorguckten; ein Fläschchen mit flüssigem Leim stand daneben. „Sie wollte offenbar etwas buchbindern," dachte er; „ward wohl unterbrochen. Was stehen denn da für Verse auf den losen Blättern?" — Er beugte den Kopf hinunter und las:

„Menschensohn, warum
Seufzest du doch so tief,
Wie nicht die Toten mehr thun?" — —

„Das versteh' ich nicht," dachte er, die Hand in sein kurzes Haar legend, dann die Schläfe reibend. „Das sind ja Verse von mir. Wie kommen die hierher? — Abgeschrieben — von Christel. — Wie kommen sie in dieses Buch? Was ist das für ein Buch?"

Er nahm die beiden Blätter heraus und öffnete das Schreibheft. Wieder ein Gedicht; wieder von ihm: das von den ‚Schächern' — das jüngste. Abgeschrieben von Christel ... Ein leiser Taumel stieg ihm ins Gehirn. Er nahm das Heft in die Hand, ließ sich die weißen Blätter durch die Finger laufen; jetzt sah

er, die zweite Hälfte des Buchs war wieder beschrieben — und zwar Blatt für Blatt. Aber nicht mit Versen; diese Zeilen waren gleichmäßig gefüllt. Der Anfang eines Abschnitts fiel ihm in die Augen: „Gespräch mit dem Herrn Doktor am 15. September" ... Auf der nächsten Seite: „Heute sagte der Herr Doktor über die Leiden der Welt folgendes zu mir" ...

Er griff wieder an seinen Kopf. Er hielt das Buch, las mit den Augen weiter; zuerst fast ohne Verstand. Alles Gespräche mit ihm; oder Worte von ihm, wie in einem Tagebuch nach und nach gesammelt, mit wechselnder Feder — das bemerkte er — und mit blasser oder dunklerer Schrift. Allmählich kam ihm die Klarheit des Geistes wieder; die Augen flogen nicht mehr, er las ruhiger; nur in seiner Brust schlug es wie ein Hammer ... Das alles von Christels Hand! Jedes ernstere Gespräch, das er mit ihr geführt, seit zwei Jahren und mehr, von ihr aufgefangen; bald kurz, nur die auffallenden, die anregenden, die besondren Worte, bald in Rede und Gegenrede, mit ihren schüchternen Bemerkungen, ihren klugen Einwürfen, ihren tiefsinnigen Fragen. Er staunte, wie in ein tiefes Wasser hinein, in das die Sonne hinableuchtet: wohin hatten ihn so nach und nach ihre Fragen geführt; was hatte er so nach und nach an sie hingeredet, vor ihr ausgeschüttet! Alles, alles, schien ihm. Wie einst vor der Baronin ... Und wie hatte sie das alles eingesogen, dieses wunderliche Wesen; wie hatte sie es auf diesen Blättern festgehalten, als wären es die Blätter der geistigen Blume, die sich entfaltete; mit welcher lebendigen, wunderbaren, liebevollen Treue ...

Er konnte endlich nicht mehr lesen; seine Augen tropften. Aber seine Lippen lachten. Er war in der sonderbarsten, gerührtesten Bewegung seines ganzen Lebens. Wie man wohl im Traum auf einmal in einer Höhle steht, zwischen Haufen von gemünztem Gold und Schalen voll Juwelen, und zu wachen meint und sich sagt: „das hab' ich gefunden; und man denkt immer, so was kommt nicht vor, das gibt's nicht — und doch ist es möglich — und doch ist es möglich!" — so stand Ifinger da, das Buch in der Hand, das er in der Luft bewegte, damit er daran glauben müsse, und sprach vor sich hin: „Wie kann das sein. Das kann ja nicht sein. Und doch ist's! Da hab' ich's!"

Er trocknete sich die Augen, um noch mehr zu lesen; er hoffte jetzt, sie möchte noch draußen bleiben, noch nicht wiederkommen ...

Auf dem Vorplatz hörte er seinen Namen rufen. Ungern, widerwillig legte er das Buch — dieses unscheinbare, in den ärmlichen Umschlag mit so grobem Faden eingenähte Buch — auf den Tisch zurück. Er antwortete mit lauter Stimme, ging und öffnete die Thür.

Draußen stand Sali, die Köchin. „Vom Herrn Erhart,“ sagte sie und hielt ihm einen zusammengelegten, unverschlossenen Zettel hin. Er öffnete ihn und las:

„Soeben telegraphiert mir Schwalbe: Leo liegt im Sterben. Ich fahre nach Wien, kann nicht mit Dir essen. Erhart.“

VIII.

Lieschen Goldperl saß nachmittags — es begann zu dämmern — von auszubessernder Wäsche umgeben an ihrem einsamen Nähtisch; in der neuen Falkschen Wohnung in der Alleegasse. Sie war aber doch nicht allein, denn die Thüren standen alle offen; Lina, die junge Frau, der nichts so unheimlich war wie ein Sterbezimmer, wollte durch die ganze Reihe der Gemächer sehn, und von Zeit zu Zeit ging sie hin und her, um ein Wort mit Lieschen zu reden, um andre Luft zu atmen, um wieder in diesem oder jenem Zimmer ein Räucherkerzchen anzuzünden, oder Riechwasser umherzustäuben. Im dritten Zimmer lag Leo; Schwalbe saß schon lange an seinem Bett, Erhart seit einer Stunde. Die kleine Goldperl konnte die Männer zuweilen sprechen oder flüstern hören; verstehn that sie nichts; daran lag ihr auch nichts. Es war ihr nur ein wohlthuendes, angenehmes Gefühl, dann und wann so eine tiefe, männliche Stimme zu vernehmen, während sie, nach ihrer Gewohnheit als alleinsitzende Näherin, sich denken konnte, was ihr beliebte. Sie saß bei der „Jause“ oder dem Vesperbrot. Von Zeit zu Zeit nahm sie einen Schluck aus der Kaffeetasse, und biß ein Stück von ihrem Butterbrot ab. In ihrem schmalen, vertrockneten Köpfchen stiegen bei diesem behaglichen Genuß die langsamen Gedanken auf, wie große und schwere Luftblasen, die sich aus einer sumpfigen Tiefe erheben; sie blieben dann eine Weile stehn, bis eine neue Luftblase kam und von unten her an sie anstieß, so daß sie zerplatzten. „Die Herren sitzen noch immer da!“ dachte sie und horchte. „Die Frau will ja doch lieber, hat sie mir gesagt, daß sie wieder fortgehn. — Das Butterbrot

ist heut' gut beschmiert! — Sonst mag ich die Köchin nicht. Sie thut so stolz gegen mich. — Ich war auch mal was; als ich zum Theater gehn wollte ... Ich glaub', da war ich auch stolz. — Es riecht gar so stark nach den Räucherkerzen. Zuerst hat man sie gern; aber wenn immer wieder neue kommen, dann hab' ich sie nicht mehr gern. — Ob er heut' noch stirbt? — Die Herren gehn gar nicht fort! — So hab' ich den Kaffee gern; wenn er nicht zu braun ist. Aber die kurzen Tag'; nun kommt schon bald wieder die Lampe. — Was die Christel wohl der Lina gethan hat? Neulich spuckte sie auf die Erde, als sie von ihr sprach! — Ach Gott, er röchelt ja wohl. Schad' um den Mann; so ein junger Mann! — Ob wohl viel zurückbleibt? — Na, ich könnt' davon leben. — Wie gut das Butterbrot ist. — Sie will ja aber doch lieber, daß die Herren fortgehn, und sie gehn nicht fort!"

Indessen sie standen nun auf; Lieschen sah, wie sie mit der jungen Frau aus dem dritten Zimmer ins zweite kamen; Schwalbe sehr gebückt und, wie es schien, mit Thränen in den Augen, Erhart steif aufgerichtet, mit einem erschreckend düsteren Gesicht („wie der grimmig aussieht!" dachte die Goldperl) und mit finstern Blicken auf Lina, die aber dem Anschein nach nichts davon bemerkte. „Die Herren sehn es ja ein," sagte sie leise, während die Schleppe ihres Schlafrocks mit gedämpftem Knistern über den Teppich rauschte. „Wozu sollen Sie sich hier länger quälen; und ihm ist es besser, wenn er jetzt allein ist. Die Frau bleibt ja bei ihm. — Kann es noch lange dauern, Doktor?"

„Kann wohl noch ziemlich lange dauern," flüsterte Schwalbe, in seinem kleinlauten Kummer mit den Achseln zuckend. „Ich hab' ihm noch eine Einspritzung gemacht; zur Erleichterung ... Sie lassen es uns also sagen, wenn es sichtbar anders wird ... Herr Erhart geht mit zu mir."

„Ich lass' es Ihnen sagen; natürlich." — Die junge Frau bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch, als wollte sie ihre Thränen verbergen. Sie winkte nur noch mit der Hand zum Abschied. Lieschen Goldperl sah die Männer verschwinden, nach dem Vorplatz zu. Die Thür schloß sich hinter ihnen, kaum hörbar. Lina zog das kleine, feine Tuch von dem trockenen Gesicht.

„Fällt mir gar nicht ein," sagte sie kurz und in anderm Ton hinter den Verschwundenen her. „Fällt mir gar nicht ein. Was sollen die Schnüffler hier. Das mach' ich allein!" — Sie trat zu Lieschen

ins Zimmer; ihr Gesicht hatte eine nervöse Blässe, und auf der kurzen, schmalen Stirn standen einige helle Tropfen; aber sie lächelte.

„Haben Sie den gesehn?" fragte sie halblaut, mit dem Kopf hinausdeutend.

„Wen?" fragte das piepende Stimmchen der Goldperl.

„Dummer Kerl! den Herrn Erhart. — Vor dem fürcht' ich mich. Der sah mich doch zuweilen so an, als möcht' er mir gleich an die Gurgel springen. Ich bin froh, daß er jetzt fort ist; — wahrhaftig; ich bin eine feige Canaille ... Sie! Lieschen Goldperl! Und der hat mich auch einmal geliebt."

„Der Herr Erhart?"

„Ja freilich. Heftig. In dem schönen Salzburg an der grauen Salzach. — — Jetzt haßt er mich. Das ist auch 'ne Nummer!"

„Und der Doktor Schwalbe," flüsterte Lieschens Diskant, „hat der Sie auch geliebt?"

Lina, die die innere Unruhe umhertrieb, stand still, hob ihren rechten Fuß ein wenig und warf ihn in die Luft. „Der? Das weiß ich nicht. — Daran hab' ich nie gedacht. — Der ist gar kein Mann. — Das heißt, ob er ein Mann ist, daran hab' ich nie gedacht. Der ist nur so überhaupt!"

Sie ging wieder auf und ab; von einem Spiegeltisch nahm sie ein Fläschchen mit kölnischem Wasser, drückte auf den Deckel und spritzte den feinen Staub in die Luft. „Mir ist, als röch' ich's schon," murmelte sie vor sich hin, und es schüttelte sie. „Da! Er hustet wieder. — Er kann gar nicht mehr. Es ist nur noch so ein Hüsteln. — Abzehrung; Auszehrung. Pfui! — — Sie, Lieschen Goldperl: fürchten Sie sich auch vor dem Tod? und wenn jemand stirbt?"

Das hagere Geschöpfchen dachte einen Augenblick nach, dann schüttelte sie den Kopf. „Es kommt ja doch an einen jeden," sagte sie, einen neuen Faden durch die Nadel ziehend; denn ihr Mahl war zu Ende. „Meine Schwester, die Schauspielerin, hab' ich hundertmal sterben sehn; da hab' ich mich dran gewöhnt!"

Lina lachte etwas krampfhaft auf: „Sie sind furchtbar komisch! Wenn einer auf dem Theater stirbt, das ist mir auch ‚pomade', wie sie in Berlin sagen. Aber so in der Wirklichkeit ..." Sie ging auf die Alte zu, und wie um ihre nervöse Aufregung loszuwerden, griff sie ihr neben dem Ohr in die dünnen, angegrauten

Haare. „Jetzt könnt' ich Ihnen den ganzen Buschen ausreißen; — ja, mein Herz, das könnt' ich. Nun sagen Sie mal ehrlich, Sie altes Kind: haben Sie nicht geschwatzt?"

„Geschwatzt? Wieso?" fragte Lieschen, bei dem starken Zupfen das winzige Gesicht verziehend.

„Nu, ausgeschwatzt, aus dem Haus geschwatzt! An die Veit, die Christel! Woher hätt' die mir sonst damals das alles —"

„Ich? Nicht ein Wort!" beteuerte die Alte. „Nein; was denken Sie. Was Sie mir im Vertrauen erzählen, das ruht hier ja wie im Grab —"

„Ich trau' dir nicht, alte Mumie!" fiel ihr Lina ins Wort. Sie hielt noch immer den Haarbüschel fest und betrachtete sie forschend mit den katzenhaft eingekniffenen Augen. Plötzlich ließ sie sie aber los und horchte. Ein dumpfes, röchelndes Stöhnen kam aus dem dritten Zimmer. Es überlief sie wieder; es war, als säße jemand in dieser jungen Gestalt, der sie zittern oder erschauern lassen konnte, wann er wollte. Langsam, zögernd ging sie durch beide Gemächer bis an seine Thür. Sie schaute eine Weile hinein. Es war wieder still; nur sein hastiger Atem war dann und wann zu hören. Den Kopf leise schüttelnd kam sie zu Lieschen zurück.

„Es ist wohl bald aus?" flüsterte die Alte.

„Ich weiß nicht. — — Goldperlchen, sagen Sie. Wenn Ihnen jemand was angethan hat, können Sie das vergessen?"

„Ich? Ach du lieber Gott. Das kann ich sehr gut. Wie oft hab' ich das gethan."

„Ich nie!"

Die junge Frau setzte sich auf Lieschens Tisch; ihre beiden Fußspitzen gingen hin und her. „Ich will Ihnen was sagen, Lieschen: ich war schlimm mit ihm. Ich hab' ihn nicht gesund werden lassen ... Wenn du mich ganz allein haben willst, hab' ich ihm gesagt, wenn du's nicht so halten willst wie mein dicker Ansbach, der sich mit Eifersucht und so was nicht plagte — dann mußt du mir auch die andern ersetzen, mein Bubi; dann will ich dir treu sein! — Er war aber noch nicht gesund ... Da hustet er sich nun tot. Ich hatt' ihn gewarnt. Ich hab' ihm einmal ins Gesicht gesagt: ich heirat' dich nur, weil ich mich für die Ohrfeig' von damals an dir rächen will. Da hat er gelacht. Und dann hat er gesagt: haben muß ich dich! — — Na ja; so

ist die Geschicht' geschehn. Die kleine „Kröt" Lina Schellenberg hat den großen Mann — wie sagt man —"

Sie sagte es doch nicht zu Ende; es schüttelte sie wieder. Sie stieg herunter vom Tisch. Mit dem kleinen Tuch fuhr sie über ihre Schläfen. „Wär's nur erst aus!" flüsterte sie. — Etwas lauter sagte sie nach einer Weile: „Sie! Lieschen Goldperl!"

„Gnädige Frau befehlen?"

„Ist das wirklich wahr? Sie mit Ihrem Stimmchen wollten auch einmal zum Theater gehn?"

Die Kleine nickte sehr ernsthaft, wenn auch etwas schüchtern. „Das war ja damals anders: damals hatt' ich Stimme! Und meiner Schwester ging's gut beim Theater; sie spielte alles in Grund und Boden; sie kriegte Kränze, und alles. Da ging ich zu einem, der mich's lehrte; und dann wollt' ich auch spielen. Aber die Schwester — —"

Sie bekam einen kleinen Zorn, so daß ihr dürres Händchen sich ballte und zu zittern anfing, und sprach nicht weiter.

„Nun, was war mit der Schwester?" fragte Lina, der das heimliche Lachen schon um die Lippen saß.

„Die Schwester war eifersüchtig auf mich," piepte die kleine Stimme. „Sie hat mich nicht aufkommen lassen. Sie hat mir's vereitelt. Ich hab' die Jungfrau von Orleans spielen wollen —"

Jetzt hielt sich Lina nicht länger; sie brach in ein helles, schallendes Lachen aus. — „Die Jungfrau von Orleans! Sie!" rief ihre fast erstickte Stimme in das Gelächter hinein. „Das ist göttlich, Lieschen!"

Ein schrecklicher, hohler Husten, aus der erschöpften Brust hervorgepreßt, kam wie ein letztes Röcheln aus dem dritten Zimmer. Lina hörte es; plötzlich starb ihr Lachen. Die Beiden fuhren auseinander wie ertappte Verbrecher. Die kleine Alte ward rot; Linas Mund blieb halb offen stehn. So horchten sie eine Weile, ohne sich zu rühren. Es war ganz still in der Welt, nur Leo Falks Husten erschütterte noch die Luft; aber immer schwächer und schwächer. Er losch gleichsam aus, wie eine Flamme, der die Nahrung fehlt. Endlich hörte man wieder nur das kurze, jagende, fliegende, zuweilen pfeifende Atmen; auch das schien zu ermatten, zu schwinden; auch fuhr jetzt auf der Straße ein Wagen, der es überschallte.

Lina regte sich noch nicht, und sprach nicht; sie sagte nur mit den Augen: jetzt stirbt er. Die Alte schüttelte aber das Köpfchen; ihre blaßgrauen Augen antworteten: noch nicht! — Nach einem neuen Horchen hielt die Junge es nicht mehr aus; sie ging leise durchs Zimmer, und weiter, und zu ihm hinein. Da lag dieses fremde, ausgehöhlte, totenhafte Gesicht auf dem weißen Kissen; der Maler Leo Falk, ihr Mann. Die Lippen, die sie einmal wund geküßt hatten, waren ganz vergangen, in dem schwarzen Bart sah man sie nicht mehr. Sie sah aber den offenen Mund, der noch atmete; unbegreiflich schnell: sie zählte seine Atemzüge, horchte auf ihre eignen; sechs, während sie einen that! — „Wie ist denn das möglich," dachte sie, sich zusammenziehend, „kann man so noch leben?" — Und er lebte noch, wußte noch von sich; mit dem Reden war's aus, aber die Augensterne in den tiefen Höhlen folgten ihr durchs Zimmer. Sie ruhten fest auf ihr, so sonderbar, so unheimlich; als sprächen sie zu ihr, und nichts Freundliches ...

Es überlief sie wieder, und sie ging hinaus; diesmal ins vierte Zimmer, ihr Toilettenzimmer, in dem sie jetzt schlief. Leo horchte, wohin sie ginge; der Kopf, den er heben wollte, um ihr nachzuschauen, war ihm schon zu schwer. Sein Geist war in halbem Schlummer, durch das Morphium und den nahen Tod; was aber vor seinem Blick erschien, konnte er noch fassen; auch innere, matt leuchtende Bilder, dämmernde Gedanken, wie durch einen Schleier gesehn, tauchten noch in seinem Sterbetraum auf. Es kam ihm wunderbar vor, daß er ganz allein war; daß von all den Freunden, den Verehrern, den vornehmen und schönen Frauen niemand, niemand sich sehen ließ, ihm die Hand zu drücken ... Auch nicht die Fliegen, die ihn quälten, jagte man ihm weg; sein Arm war zu matt — „und die Frau," dachte er, „die sieht's nicht; die thut's nicht" ... Da erschien sie wieder. Aber nicht an seinem Bett, sondern nur im Spiegel: in dem großen Stehspiegel, der schräg in seinem Zimmer stand, sah er ihre große, blühende, gesunde, sich langsam vorüberbewegende Gestalt. Also in ihrem Schlafzimmer war sie ... Ein schönes, verruchtes Weib. Sie stand vor ihrem eigenen Spiegel, den Puderquast in der Hand; dann fuhr sie sich damit, langsam und mehrmals, über die Wangen hin. Er verstand, was sie wollte; er war noch nicht tot, er verstand noch alles. Sie puderte sich weiß, um bleich und abgehärmt auszusehen; denn von selber kam's

nicht ... Sie legte den Kopf auf die Seite, in den Spiegel blickend, und machte ein schmerzliches, tragisches Gesicht; und dann ein andres, noch verzweiflungsvoller; — „sie studiert sich die Trauer ein,“ dachte er. „Für morgen oder übermorgen, wenn ich endlich tot bin! — O wie ich sie hasse ...“

Er sah ihr unverwandt zu, solange es dauerte; zuletzt ward's ihr langweilig, sie verschwand, kam wieder, mit einem vergilbten Lorbeerkranz, den sie sich ins Toilettenzimmer gehängt hatte (von ihrem Abschiedsabend in der großen Oper), und vor ihrem Spiegel setzte sie ihn sich auf. Sie verneigte sich. Sie lächelte. Sie warf Kußhändchen. Leo sah ihr zu. „Sie will wieder tanzen,“ dachte er, „wenn ich lange genug in der Erde liege ...“

„Gott sei Dank!“ sagte er zu sich, „ich bin so im Dusel, es thut kaum mehr weh. — Ja, die Porzelläne ...“ Wie kam er auf einmal auf die Porzelläne; das that doch noch weh. Er sah sie im grauen Federhut und in der faltigen, behängten Jacke, wie Rubens' zweite Frau; wie damals, als sie bei ihm — — „Die hätt' ich heiraten sollen,“ dachte er in seinem einschlafenden Hirn; „statt der mit den Kußhändchen. — — Nun ist alles eins ...“

Seine Gefühle vergingen; dann auch die Gedanken. Die Augen blieben offen, aber sie sahen nicht mehr. Das hastige, ruhelose Atmen hatte aufgehört; langsam, immer langsamer — viel langsamer als bei der horchenden Lina — senkte und hob sich die Brust. Endlich stand sie still. Es schien aus zu sein; — nach einer Ewigkeit kam doch noch ein letzter, in den Nüstern zitternder, leben wollender Atemzug. Dann kam keiner mehr. Lina Falk war Witwe.

IX.

Am zweiten Tag nach dieser Sterbestunde saß Isinger mit seinen unerwarteten Gästen, Waldsee und Donna Clara, in seinem Speisezimmer am Tisch. Waldsee war früher gekommen, allein, die Baronin später, vom Wiener Westbahnhof, gradeswegs von München. Es war Nachmittag, nach ein Uhr; sie hatten ein leichtes, warmes Frühstück eingenommen, der Wein stand noch auf der Tafel. Isinger, der blaß und still, nur zuweilen aufgeregt heiter war, saß den beiden gegenüber; er schien noch nicht recht zu fassen, daß die Zeit der Prüfung, der Entsagung nun aus sei,

daß diese beiden nun das Recht haben sollten, sich auf Leben und Tod zu verbinden. „Mann, sieh doch nicht so geisterhaft aus," sagte der vom Glück trunkene Waldsee, zu ihm hinüberlächelnd. „Nun hast du uns endlich so weit. Wir sehen dich ja alle als das Schicksal an, mehr oder weniger: der Baron verdankt dir seine Galerie, Clara verdankt dir mich, ich verdank' dir Clara. Hochverehrtes Schicksal, so lache doch!"

Hermann lächelte nur, aber die Baronin lachte; es war ein feines, silbernes, reizend verwundertes Lachen: ihr war es noch so neu, drollig und beglückend, den Grafen zu Isinger „du" sagen zu hören. Im stillen beobachtete sie aber den blassen Freund mit ihrem Frauenblick, oder mit dem „sechsten Sinn". Sie schien zu verstehn, was ihn in seinem verschlossenen Innern bewegte ... Eben wollte sie etwas sagen, um den glückseligen Uebermut Waldsees von ihm abzulenken, als Christel ins Zimmer trat. Das Wort blieb ihr jetzt unwillkürlich auf der Lippe liegen. Sie nickte nur dem Mädchen zu, herzlich, freundschaftlich. Sie hatten sich schon gesehn. Christel ging zur Kredenz, als wolle sie etwas holen. Sie kam dabei hinter Hermanns Stuhl. Im Vorübergehn sagte sie halblaut — man wußte nicht, zu wem sie sprach —: „Um drei ist die Beerdigung!"

„Wessen Beerdigung?" fragte Waldsee, der es auch gehört hatte. Christel schien seine Frage nicht bemerkt zu haben: sie nahm ein paar Gläser aus der Kredenz und ging so geräuschlos, wie sie gekommen war, wieder hinaus. „Ah ja!" sagte nun der Graf und ward ernst. „Leo Falk wird begraben ... Schade um den Mann. Das Talent hat ihm nicht gefehlt; nur sonst allerlei. Ein Geschöpf wie diese Lina — so was heiratet man doch nicht. Man sagt, sie hat ihn —"

„Lassen wir diese Lina!" unterbrach ihn die Baronin. „Reden wir lieber von uns; das ist doch noch besser! Lieber guter Freund ..." Ueber den Tisch hinüber gab sie dem Isinger ihre zarte Hand. „Sie sollen nun sehn, wenn ich diesen Mann heirate — er will es ja durchaus — da sollen Sie sehn, wie gut wir alle dann miteinander leben! ‚Sei heute nicht aristokratisch,' sagte er vorhin; das bin ich schon lange nicht mehr — und das weiß er auch. Was liegt uns an die Junker und die Junkerinnen," fuhr sie mit drollig dramatischem Gebärdenspiel fort; „wir wollen nur Menschen sein, und wir suchen Menschen! Sie haben mir

einst so schön gesagt, was der Geist und Sinn von diese neue Zeit ist — die nicht erst kommen soll, wie die jungen Phantasten sagen, sie hat schon begonnen —: Jeder bildet sein Wesen und sein Dasein aus so weit und hoch, wie er kann, jeder hat seine eigene Religion, seinen eigenen Gott — aber für den Staat, für das Vaterland, für die Menschheit stehn alle wie einer zusammen! — Meinten Sie es nicht so? Hab' ich's falsch verstanden?"

„O nein," sagte Isinger. „Ungefähr so war's —"

„Und die so denken und fühlen, die sollen sich zunächst fest zusammenschließen . . ."

„Um drei ist die Beerdigung!" — Isinger war auf einmal, als hörte er Christels Stimme wieder diese Worte sagen. Er ward unruhig auf seinem Stuhl. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Die Baronin bemerkte seine Aufregung und sah ihn befremdet an.

„Fest zusammenschließen," wiederholte er laut, mechanisch, ihre letzten Worte. „Ja, ja," sagte sie und nahm langsam wieder das Wort. „Die Gleichgesinnten sollen sich zunächst fest zusammenschließen; — und das wollen wir thun! Ich hab' Ihnen noch nicht gesagt: der Baron zieht mit seine Galerie nach Rom, die ‚Schackothek' ärgert ihn zu sehr; und wir — wir kommen zu Ihnen. Wir ziehen auch in dieses Städtchen heraus, wenn es Ihnen recht ist; ich hab' ihn schon gern; und der Graf will ja mit Ihnen arbeiten, das ist all sein Ehrgeiz. Und wir drei mit unserm Maler, Herrn Erhart, und mit — und mit — —"

Sie verstummte. Sie sah Isinger an; er erwiderte nichts. Etwas verlegen streckte sie die Hand nach ihrem Glas aus, nur um etwas zu thun, und trommelte mit ihren zierlichen Fingernägeln auf dem Rand herum. Plötzlich sprang Isinger auf.

„Um drei ist die Beerdigung," glaubte er zum drittenmal zu hören . . .

„Sie entschuldigen," sagte er, hastig und etwas übertrieben lächelnd. „Ich hab' noch einen Gang; ich lasse die Herrschaften allein. Donna Clara bleibt ja bis zum Abend hier. In einer oder zwei — — Ich bin bald zurück!"

Er grüßte mit der Hand und ging. Draußen suchte er in Eile seinen schwarzen Mantel und Hut; stahl sich aus der Thür, als habe er etwas Heimliches, zu Verbergendes vor, und ging den kleinen Hohlweg neben dem Garten hinab, damit man ihn womöglich nicht sehe. Unten auf der Landstraße fiel er in seinen

Geschwindschritt, gegen den Bahnhof zu; ein Fiaker fuhr aber hinter ihm heran, er sah, daß er leer war, rief den Kutscher an und stieg ein. „Nach Wien, in die Alleegasse!“ rief er; „zu dem Haus, wo begraben wird. Eh' wir hinkommen, steig' ich aus. Aber fahren Sie gut!“ — Es war ein echter Wiener Fiaker, er fuhr ehrgeizig gut. Sie sausten an der Donau hin, dann durch die Stadt hindurch. Als sie das Sterbehaus erreicht hatten und Isinger ausgestiegen war, sah er schon den schwarzen Wagen vor dem Hause halten; mehr als hundert junge und ältere Männer, fast alle von der Wiener Künstlerschaft, hatten sich mit mächtigen Kerzen aufgestellt, an denen schwarze Flore hingen. Die Kerzen wurden eben angezündet, eine an der andern. Hermann sah Schwalbe vor dem Haufen stehn, einige der Maler mit ihm. Auf dem rötlichen Gesicht des kleinen Doktors war eine gewisse nüchterne Ruhe; vor lauter Geschäftigkeit, da er alles zu besorgen übernommen hatte, kam er nicht dazu, seinen Schmerz zu fühlen. Isinger ging auf ihn zu. „Können Sie mir auch so eine Kerze geben?“ fragte er mit gedämpfter Stimme. „Ich möchte nämlich auch —!“

Schwalbe sah ihm verblüfft ins Gesicht. Auch die Maler neben ihm staunten Isinger fast verlegen an; sie wußten alle, daß er den Falk nicht mehr kannte, weil eine böse Frauengeschichte sie einmal entzweit hatte ... Mit ruhigem, stillem Ernst erwiderte aber Isinger alle ihre Blicke. „Haben Sie noch eine Fackel für mich?“ wiederholte er.

„O ja, da ist eine,“ antwortete Schwalbe, der noch drei oder vier in der Linken hielt. Er wollte noch etwas sagen; mit einer raschen Bewegung streckte er aber nur seine Rechte aus, in dem schwarzen Handschuh, und drückte Hermann die Hand. Eine geschäftliche Frage eines andern rief ihn wieder ab ... Isinger stand mit der Kerze da; jemand trat heran, sie ihm anzünden zu helfen. „Danke,“ flüsterte er, ohne ihn zu sehn; denn seine Augen umflorten sich jetzt. Alles war voll Menschen; Berge von Blumen, Palmzweigen und Kränzen wurden auf den zweiten Wagen gehäuft, der dem Sargwagen folgte; feierliche Musik begann. Es war ein Trauertag für das lebensfrohe, kunstfrohe Wien: so ein Zauberer üppigster Farbenseligkeit, so ein Wunder von rascher, fruchtbarster Entfaltung, so ein glänzender Stern so viel vor der Zeit erloschen. Wie viele hatten ihn wie einen „dritten Rubens“,

einen „zweiten Makart“ gefeiert, bewundert, und wohl auch geliebt; — „auch ich!“ dachte Isinger. „Nun ist er ja tot; nun kann ich ihn feiern, bewundern und auch lieben; warum ich denn nicht? O ja, Christel hat recht. Das ist der Maler des ‚Frühlings‘, den sie da jetzt bringen; dem werd' ich nun folgen. Seine Fehler und Sünden folgen nicht mit. Ich seh' sie nicht. Ich seh' nur den Tod!“

Wie lange sie noch so standen, war ihm nicht bewußt; endlich gingen alle, er mit. Zwei und zwei zusammen, jeder nach außen hin die tropfende Kerze haltend; neben ihm ging Erhart, er hatte bis dahin weder ihn noch irgend einen andern gesehn. Die klagende Musik zog vorauf; rechts und links an der Straße brannten die umflorten Gaslaternen, mit schwachem, vom Tag gedämpften und eben darum so eigen feierlichen Licht. Die Luft war ganz still und der Himmel bedeckt; es sah aus, als wolle Schnee aus dem grauen Gewölk fallen, aber er kam nicht herab. Man hörte die Glocken läuten, als der Trauermarsch schwieg. Es klang aus der Höhe herab, als riefen oder summten sie: „Ihr Menschenkinder, die das Leben trennt, euch versöhnt der Tod! Der da unten im Sarg, der hat viel gebüßt, der hat viel gesühnt!“ — Isinger sah in die graue Luft, ihm war's wunderlich: als ginge die Welt, in der wir leben, vor ihm auseinander, als zeige sich dahinter das andre, das Unbekannte, das wir sonst nicht sehn — freilich nicht deutlich, nicht hell, ungestalt, verschleiert — aber es zeige sich doch, für einen Augenblick ... „O wie wir dahinleben,“ dachte er, „in unsrem großen Käfig, der Welt. Wie die Menschenkinder sich im Leben so oft überstürzen, übereilen, weil sie die Geheimnisse des andern, des Unbekannten nicht kennen. O seht nur immer hin! seht hin! Vor dem ewigen Rätsel schwebt etwas wie ein ungeheurer Vorhang, in der Mitte geteilt; den einen Teil lüftet das Leben, ihn nach links emporhebend, den andern, nach rechts, der Tod. So jetzt dieser Tod ... Freilich der obere Teil des Vorhangs, der ist ihnen beiden zu hoch: wie sie sich auch auf den Zehen recken, sie können ihn nicht heben. Dahinter verborgen bleibt der allerletzte Wille ...“

Langsam bewegte sich der Zug die Alleegasse hinab; als sie dann bei ihrem nächsten Ziel, der Karlskirche, ins Freie kamen, dröhnten die Glockentöne mit verdoppelter Stärke, fast zu schauer-

lich gewaltig, aus der Luft herab. Grade vor ihnen, jenseits des winterkahlen Wienflußparks, wurden die Trauerfahnen des Künstlerhauses sichtbar; rechts, in allernächster Nähe, stieg über der breiten Freitreppe und der Säulenvorhalle die majestätische Kuppel der Karlskirche auf, zwischen den beiden Riesensäulen, aus deren Glockentürmen das „ewige Rätsel" so gewaltig rief. Der Wagen, dem sie alle folgten, hielt still; der Sarg, der hier geweiht werden sollte, ward herabgehoben, man trug ihn die Freitreppe hinan. Sie kamen in die Kirche; Trauernde aller Art hatten sie schon fast gefüllt. Da waren sie nun, die dem Sterbenden an seinem Bett gefehlt hatten; die Freunde, die Verehrer, auch schöne und gute Frauen; hier konnten sie sich noch einmal mit ihm zusammenfinden, in seinem verunreinten Haus hatten sie's nicht gekonnt. Frommer Gesang von Männerstimmen füllte den hohen Raum und stieg in der Kuppel hinauf. Die Orgel erhob ihre tiefe, summende Klage, der es doch nie an Trost und Frieden fehlt. Dann schwebte die klangvolle, nicht unedle Stimme eines Priesters über die bläulichen Weihrauchwolken hin. Dem traumhaft horchenden, in sich versunkenen Hermann ward gar ernst, demütig, brüderlich zu Mut. Das ganze Wunder des Lebens stand ihm vor der Seele. Er dachte auch an Christel, die ihn gleichsam hergeschickt; aber wie er an sie dachte, störte es nicht das erhaben Feierliche dieser Weihestunde ...

Endlich bewegte sich der Strom der Menschen wieder ins Freie hinaus. Isinger kam auf den Platz vor der Kirche, wo die Trauerwagen hielten; nun fiel ihm erst ein: er hatte die ausgelöschte Kerze da oben weggestellt, vergessen. „Auch gut so," dachte er; „was thut's, ich war ja dabei. Ich hab' den Herrschaften da oben und hier unten gezeigt, wie ich's meine!" — — Er schickte sich an, still davonzugehn. Er warf noch einen Blick auf die Kirche zurück, aus der sich noch immer Menschenhaufen hervordrängten. Oben am Rand der Freitreppe stand die große, schwarze Gestalt der Lina, in die eleganteste Trauer gekleidet; Schwalbe und einer der Maler standen neben ihr, boten ihr den Arm, um sie die Treppe hinunter zu ihrem Wagen zu führen. Die trostlose Witwe konnte sich aber nicht fassen; auf so unzählige Köpfe hinabsehend, die fast alle die Augen auf sie richteten, überließ sie sich ihrem unbändigen Schmerz, rang die Hände, verrenkte fast ihre schöne Gestalt, stieß verzweifelte Klagelaute aus, und

drohte in den Armen der Männer, die sie faßten, elend zusammenzubrechen. Isinger sah dem eine Weile zu; dann konnte er nicht mehr. Er wandte sich plötzlich ab und ging.

X.

Es war längst dunkle Nacht, als Isinger nach Hause kam. Er hatte den ganzen Weg einsam zu Fuß gemacht; vom Hunger gemahnt, hatte er in einer Wirtschaft in Nußdorf sich ein wenig gestärkt, dann war er in der Finsternis vollends heimgewandert. Unten im Terrassenzimmer sah er Licht; die Läden der Glasthür, die ins Freie führte, waren noch nicht geschlossen, die Lampe, die drinnen auf dem Tische stand, warf ihren Schein den Gartenweg hinab, auf dem er hinaufging. Geräuschlos trat er ins Haus. Niemand bemerkte ihn. Die Thür vom Terrassenzimmer zum Eckzimmer links stand offen; dort hörte er süße kleine Stimmen, die ihn auf einmal ins Leben zurückriefen. Sie schienen zu Christel zu sprechen. Er horchte eine Weile; gern hätte er noch lange so zugehört, ohne sich zu zeigen, ohne selbst zu reden. Gern hätte er sie auch gesehn, diese drei, die „sein Leben“ waren; aber wenn er näher trat, war er selbst entdeckt. Er blieb stehn und regte sich nicht. Die kleine Grete hatte jetzt das große Wort; sie plapperte vom Weihnachtsfest, das schon vor der Thür stand, sie zählte ihre Wünsche auf, es nahm gar kein Ende.

„Hör' auf! hör' auf!“ sagte Christel endlich. „Wenn du so fortmachst, wünschst du dir zuletzt noch die ganze Welt!“

„Nein, das thut die Grete nicht,“ sagte die Kleine altklug; es reizte sie nun aber offenbar, dummes Zeug zu sprechen. „Und die kleine Grete,“ fuhr sie mit halb singender Stimme fort, „wünscht sich noch eine Eisenbahn mit vielen, vielen Walkons; in denen sitzen noch vielere Menschen, die sind alle lebendig, und jeder bringt der Grete ein Geschenk zu Weihnachten. Und die kleine Grete wünscht sich noch ein Brüderchen, und ein Schwesterchen; die haben goldene Mützen auf, und ganz rote Schuh'. Und die kleine Grete —“

„Jetzt ist's genug!“ sagte Christel und schien ihr die Hand auf den Mund zu legen, denn das Kind war auf einmal still. „Sonst werden wir noch alle verrückt!“

„Du wirst nie verrückt!“ sagte jetzt Hans mit seiner treu-

herzigen, festen, erledigenden Stimme. — „Aber du mußt auch niemals tot sein!“ setzte er dann weicher hinzu. „Mußt mich nie verlassen, immer bei mir bleiben. Christel, mußt niemals tot sein!“

„Ich will recht, recht lange leben, Hänschen,“ gab sie ihm zur Antwort.

„Ach nein,“ sagte er nun bedenklich, als verstünd' er es auf einmal besser. „Ach nein, das glaub' ich doch nicht!“ — —

„Hör' ich da nicht den Vater?“ fragte der Kleine plötzlich. Isinger hatte sich geregt, einen Ton, ein Wort ausgestoßen, er wußte selber nicht, wie. Die drei sprangen auf, erschienen in der offenen Thür. „Vaterle!“ riefen die Kinder zugleich, als sie ihn erblickten, und liefen ihm an die Kniee; er bückte sich und küßte sie.

„Ich war in Wien,“ sagte er dann. Christel nickte, als wisse sie's; die großen Augen sahen ihn so mitfühlend und so zufrieden an, daß es ihn beglückte. „Da ist auch ein Brief angekommen, Herr Doktor,“ sagte sie halblaut. „Eigentlich für Sie; aber er kam an mich.“ Sie zog ihn aus der Tasche. Er nahm ihn, während sie sich wieder zu den Kindern wandte, ging an den Tisch zur Lampe und entfaltete die kleinen Blätter.

Die Schrift erschreckte ihn fast; er hatte sie lange nicht gesehn. Sie erinnerte ihn an das erste Mal, da sein Auge auf ihr geruht hatte; an die Rechnung, die ihm damals die Porzelläne in ihrem Laden schrieb ... Ihm war, als stünde er wieder dort vor dem langen Tisch. Als läse er dort, was ebendieselbe Hand — noch so ganz dieselbe — jetzt einer dritten schrieb:

„Boppard am Rhein, 17. Dezember 1876.

Liebe Christel!

Durch meinen Bruder, den Schriftsteller, hör' ich, daß Sie noch bei Doktor Isinger und den Kindern sind; darum schick' ich an Sie dieses Lebenszeichen; es wird wohl das letzte sein, denn ich ziehe mich nun ganz aus der Welt zurück. Ich habe zu unsrer alten Mutterkirche mich zurückgefunden; nun ist mir ganz wohl. Dieser Tage werd' ich als barmherzige Schwester in ein Kloster treten; ich komm' zu einer Oberin, die ich anbete, so eine herrliche Frau ist sie. Wo? Das braucht's ja nicht, danach fragt nur nicht. Ich sage euch Lebewohl!

Die Kinder sollen denken, daß ich tot bin, sollen für mich

beten. Ich segne sie noch; ich segne sie wie aus einer andern Welt ... Die Leiden der Mutter Gottes trösten uns über alle Leiden! Als junges, unfrommes Ding sah ich einmal an einem Kreuzweg einen Steinpfeiler, da waren oben zwei Bilder in den Stein gehauen: vorne die Mutter Gottes, das süße Jesuskind auf dem Schoß, so recht mutterglücklich; rückwärts dieselbe Maria und wieder den Sohn im Schoß, aber den toten Sohn. Damals fühlt' ich das nicht so, wie jetzt ... Was ist mein Leid gegen das? Ich beuge mich in Gottes Hand und bin ganz zufrieden.

Ich freue mich, gute Christel, daß Sie bei den Kindern sind; verlassen Sie sie nicht. Ich muß und will für andre leben; leben Sie für die Kinder. Lebt wohl!

Heute noch Milli, bald Schwester X." — —

Hermann Isinger starrte noch lange auf die engen Zeilen, die zierliche Mädchenhandschrift. Er dachte wieder zur Karlskirche hin. Jetzt lag der im Grab ...

„Christel!" sagte er endlich durch die tiefe Stille. Christel kam zu seinem Erstaunen aus dem andern Zimmer. Er sah sie, noch wie abwesend, an. „Bitte, schicken Sie die Kinder zur Sali," murmelte er dann; „ich möchte mit Ihnen allein — muß mit Ihnen sprechen."

„Die Kinder sind schon bei ihr," antwortete sie.

„Desto besser!" sagte er; plötzlich begann aber der Brief in seiner Hand zu zittern. Er blickte über die Schulter auf Christel; ein verworrenes Durcheinander war in diesem Blick: Schmerz, Mitleid, Trauer, Innigkeit, Bangigkeit — und ein Strahl von Freude. Der verging aber zuerst. Er deutete mit dem Kopf auf den Brief. Er wollte etwas sagen. Sein Gesicht sprach aber so lebendig, daß er lieber stumm blieb; Christel nickte ihm auch zu, als hätte sie alles gehört.

Er legte den Brief auf den Tisch, die Hände auf den Rücken; ging durchs Zimmer zur Glasthür, sah in die sternenlose, grauschwarze, stille Nacht hinaus — und kam langsam zurück. „Christel!" fing er an. „Die Kinder vermissen nichts; die haben an Ihnen eine zweite Mutter. — — Warum gingen Sie eigentlich damals zu uns? Ich frag' nicht aus Eitelkeit, das wär' gar zu komisch — aber gingen Sie in den Dienst aus einer Art von Interesse für mich?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich wär' zu jedem gegangen, Herr Doktor. Ich wollte eben dienen."

„Hm! — Ja, ja. — Also keine besondere — — Jetzt wird's lächerlich; aber das schadet nichts. — Also keine besondere Sympathie für mich?"

„O doch!" antwortete sie, herzlich, einfach, ohne die Ruhe zu verlieren; nur ihre Schultern hatten sich leicht gerührt. „Das wissen Sie ja. Gleich vom ersten Tag!"

„Hm!" murmelte er wieder, aber in andrem Ton. Er schien im Begriff, auf sie zuzugehn; statt dessen trat er aber langsam zurück, bis an den Tisch, auf dem die Lampe stand, und lehnte sich an ihn, beide Hände hinter sich auf den Rand gelegt. — „Ich muß Ihnen was mitteilen, Christel. Dies ist kein lustiger Tag; das wissen Sie. Ich rieche noch die Kerzen, die wir getragen haben; — ich hab' dem Leo Falk das Geleit gegeben —"

„Ich hab's gewußt," sagte sie leise. — „Dann sagte es uns auch Herr Erhart, der schon lange hier ist —"

„Also kurz, ich bin mitgegangen; in sehr ernsten Gedanken — wie Sie denken können. In guten Gedanken, Christel. Die ernstesten und besten aber kamen mir in der Kirche . . ."

Er schüttelte den Tisch mit den Händen, daß die Lampenglocke zu klirren anfing. Dann stieß er heraus, als bringe es ihn sonst um, kurz und fast grob: „Nämlich, daß Sie meine Frau werden müssen."

Christel wurde totenblaß. Sie fuhr nicht zusammen, sie war wie vom Schlag gerührt. Auch versuchte sie gar nicht zu antworten; nur mußte sie endlich doch nach dem Herzen greifen.

„Ja," fuhr er fort. „In der Karlskirche . . . Ich kämpfe aber mit diesem Gedanken schon lange; hab' mich gewunden, gesträubt. Da hab' ich aber Ihren Brief an Erhart gelesen; hab' Ihr ‚Tagebuch' mit unsren Gesprächen gelesen; — es lag auf dem Tisch. Kurz, da konnte auch ein Blinder sehn, wie Sie in Ihrer stillen Genialität gewachsen und gewachsen waren, diese Jahre lang; und mit mir zusammengewachsen, Christel . . . Was schütteln Sie den Kopf. Was heißt das? Wer so ein Tagebuch geschrieben hat, der schüttelt doch nicht mehr den Kopf. Sie gehören zu mir . . . Ich wußt' es auch schon lange; das heißt, was man so wissen nennt. Ich fühlte, wir können ja gar nicht mehr ohne einander leben; und ich hatte Sie rasend lieb; ich sagte mir: so kann es nicht bleiben . . . Aber wie man dann ist, ich

hab' lange gekämpft; — doch das hab' ich ja schon gesagt. In der Karlskirche, in all dem heiligen, feierlichen Ernst, bin ich zum Entschluß gekommen. Denken Sie aber nur nicht, das ist so ein weiser Entschluß — so was Vernünftiges, Philosophisches. Ich lehn' mich ja nur an den Tisch, weil die Hände sonst — — Ich bin ja so verliebt. Christel! Tag und Nacht verliebt. Verstehn Sie doch, was das heißt: trotz der Brille da, und mit allem, was ich schon erlebt habe, und mit meinen Jahren, und mit diesem ganzen sehnsuchtsvollen Herzen — grenzenlos verliebt!"

„O, das thut nicht gut!" seufzte Christel und rang jetzt die Hände. „O, das thut nicht gut!"

„Was Sie alles reden," fiel er ihr ins Wort; obwohl es das erste war, was sie in Worten sprach. „O, das thut nicht gut. Wenn Sie nicht meine zukünftige Frau wären, würd' ich Ihnen darauf sagen: Sie sind kindisch, Christel! Warum thut das nicht —"

„O die Kinder! die Kinder!" rief sie aus, und es überlief sie. „Die sollten statt ‚Christel' ‚Mutter' zu mir sagen —!"

„Das ist freilich sehr komisch" ... Er lächelte sie an. „Wenn aber die Welt weiter nichts Komisches hat als das, dann ist sie verteufelt ernsthaft und langweilig! — Die kleinen Ifingers werden es überwinden, Christel —"

„O Herr Doktor, scherzen Sie nicht. So eine Mißheirat. Das Wort ist schon so schrecklich. Aber die Sache, die Sache — das Schrecklichste auf der Welt!"

„Dagegen streit' ich nicht, Christel," erwiderte er, den Kopf gegen sie vorbeugend, schon viel heiterer — was sie nicht begriff — und in einer Art von stiller Seligkeit, so mit ihr zu streiten. „Eine Mißheirat — für die bin ich gar nicht. So ein stupider, fanatischer Demokrat, der alles gleichmachen will, der soll nur lieber gleich aus der Welt lauter Gallert machen! Wären Sie die Christel vom Halleiner Kirchhof geblieben — und wären Sie auch zehnmal stattlicher und hübscher als Sie sind — und wären Sie selbst noch braver als Sie sind — wenn das möglich ist, ich weiß es nicht — so paßten Sie nicht zu meiner Frau; ich heiratete Sie auch nicht. Jetzt passen Sie aber dazu; und das wissen Sie selbst sehr gut; — schütteln Sie doch nicht immer den Kopf. Sie hatten schon damals ein großes Herz, einen hohen Sinn, Christel; darin waren Sie schon lange weiter als die meisten Menschen! Nun sind Sie ihnen in allem über den Kopf ge-

wachsen: im Denken, im Streben, im Wissen — — ich beschwöre Sie, halten Sie den Kopf endlich einmal still. In dem, was man ‚Bildung' nennt — und in dem, was man ‚Form' nennt — ja, ja, ja. Es ist so. Was Sie im Herzen hatten, das haben Sie nun auch in den Armen, in den Schultern ... Ich seh' Sie ja an wie ein Wunder, Christel — und ich bin so glücklich. So was gelingt Gott nicht oft! Diesmal ist's gelungen!"

Sie war wieder bleich wie der Tod. Er sah es, und nun erschrak er doch; und ihm ward beklommen zu Mut. „Freilich," sagte er, die Hände vom Tisch nehmend, — „wenn Sie nur so sind, aber nicht für mich — dann red' ich hier wie ein altes Kind. Wenn Ihr Herz mich nicht — — Nein, nein, Christel. Das Tagebuch! Und alles. Und jetzt dieser Blick. Aber, heiliger Gott, Sie sagen mir nichts. Warum reden Sie nicht! Sie sind stumm geworden! Machen Sie mich nicht toll. Sagen Sie doch ein Wort!"

Das Mädchen starrte ihn an. „Bitte, sagen Sie nichts mehr," lallte sie; „ich halt's nicht mehr aus" ... Seine Frau! — Es war ihr wohl einmal wie ein verrückter Traum durch den Sinn gegangen; ernsthaft, mit klarem Kopf, hatte sie's nie gedacht ... Der Atem blieb ihr aus; die Sinne vergingen ihr. Sie schloß die Augen und sank ohnmächtig nieder, mit dem Rücken am Sofa hinabgleitend, vor dem sie schon eine Weile stand; der Kopf blieb aber, seltsam und schauerlich genug, auf dem Polster liegen. „Christel!" schrie er und sprang hinzu. Er beugte sich nieder, umfaßte sie und hob sie empor. Sie war noch wie leblos; und wie schwer war sie ... Seine Arme zitterten aber wohl auch, von so viel Erregung, und waren schwächer als sonst. Endlich hatte er sie in die Ecke des Sofas sanft zurückgelehnt. Er sah, wie ihre Brust sich hob, er hörte ihren Atem. „Christel!" stammelte er. „Wie können Sie so — — Sie, die starke Christel. Immer die stärkste von allen. Ich will ja nur Ihr Glück! Unser Glück!"

Hinter sich hörte er ein Kleid rauschen, und ein leises Flüstern. Sein verstörter, verwilderter Blick sah die Baronin, die mit dem Grafen eingetreten war; vielleicht hatte sie seinen Schrei gehört. Die Augen der Baronin schienen ihn zu fragen, was geschehen sei. Er deutete stumm auf das Mädchen, ganz verwirrt mit den Achseln zuckend. Die kleine Gestalt der Donna Clara flog nun herbei, setzte sich zu Christel aufs Sofa, die die Augen aufschlug. Waldsee trat langsamer und zögernd herzu. Ein unsicheres, unmutiges

Gefühl kam über Isinger. Er sah, daß das Mädchen völlig erwachte, aber ihr Blick noch umherirrte; in einer Bewegung, die er selber nicht verstand, wandte er sich ab und ging an die Glasthür, wo er stehen blieb.

Christel sah ihm nach. Noch in tiefer, angstvoller Bangigkeit schüttelte sie den Kopf.

„Doch! Doch!“ flüsterte jetzt Clara, nah' an ihrem Ohr.

Erstaunt heftete das Mädchen ihre aufgerissenen Augen auf die kleine Frau. „Ach, Sie wissen ja nicht, was er will!“ sagte sie leise.

„Doch, ich weiß es, Christel!“ ...

Wie um ihr zu sagen, was sie alles wisse, und was sie dabei denke, beugte sie sich vor und küßte das Mädchen auf die schöne, zurückgewölbte Stirn. Dann schien sie aber zu fühlen, es sei noch nicht das Rechte; sie beugte sich tiefer und küßte sie auf den noch schwach gefärbten Mund. „Amica mia!“ flüsterte sie dann lächelnd. Ihre Augen gingen zur Glasthür hinüber, wo der andre stand; weiter sagte sie nichts.

Der Kuß schien aber Christel wunderbar zu ermutigen, zu stärken. Nach einem dankbaren, gerührten Blick auf die Baronin sah sie mit einem ernsten, verwundert verklärten Lächeln vor sich hin. Sie stand langsam auf. Ihre Kniee waren noch unsicher. Einige Augenblicke blieb sie so stehn; bis sie neue Kraft fühlte. Dann ging sie zur Glasthür und trat hinter Isinger; sie kam ihm so nahe, daß er ihren Atem fühlte.

„Lieber, einziger Herr Doktor!“ sagte sie leise, schwach; die Stimme gewann erst nach und nach ihren Wohlklang wieder. „Ich hab' Sie für einen außerordentlichen und herrlichen Menschen gehalten vom ersten Tage an. Schon in München dacht' ich, in meinem dummen Kopf: wie anders der doch ist als die andern alle, die ich kenne! Auf dem Kirchhof in Hallein hab' ich mir gedacht: was für ein himmlisches Herz muß der Mann doch haben; wie er gleich alles versteht! — Und dann war es mir diese Jahre eine Seligkeit, ganz für Sie zu leben. Ich wünschte und hoffte nichts, als immer, bis an mein Ende, so für Sie zu leben ... Ist Ihnen das nicht genug?“

Isinger rührte sich nicht; er sah in die Winternacht hinaus, in der jetzt die stillen Schneeflocken fielen. „Das ist viel, Christel,“ antwortete er leise. „Sehr viel. Eigentlich unbegreiflich viel. — Aber doch nicht genug. Ich kann nicht ohne Sie leben, hab' ich

Ihnen ja schon gesagt. Eine Magd aber will ich nicht mehr haben . . .“

„Nun,“ sagte ihre zitternde Stimme, „dann machen Sie's, wie Sie's wollen. Ich hab' keinen andern Willen, als den Ihrigen. Ich thue, was Sie wollen!“

„Dann wirst du meine Frau!“ sagte er und wendete sich herum.

Er streckte die Arme aus, und fühlte die kraftvolle, blühende, lebenswarme Gestalt an seiner Brust; die schwellende Stärke in ihren Armen, als sie noch einen Augenblick fassungslos, sinnlos widerstrebte; dann das Dahinschmelzen all ihrer Kraft, ihres ganzen Ichs; — ein nie gekanntes, erstaunlich seliges Gefühl. Auch er verging wie in einem Traum. Nur schien ihm nichts so gewiß auf der weiten Welt, als daß er wirklich die Liebe, die Treue, daß er das Unverlierbarste von allem Irdischen in den Armen halte.

Im Zimmer war's lange still. Endlich traten der Graf und die Baronin näher; Waldsee mit liebenswürdigem Lächeln, Clara in weiblich inniger Bewegung. „Wir sind glücklich, Frau Christel!“ sagte sie, die Hände ineinander gelegt.

Christel sah ihnen entgegen; ihre Augen lachten, ihre Lippen bewegten sich aber, als müßten sie nun weinen. Mit einem tiefen Atemzug löste sie sich von Hermanns Brust. „Verzeiht!“ rief sie aus. „Ich kann noch nicht! Ich kann's noch nicht fassen!“ — Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen und lief hinaus, durch die offene Thür.

Erhart hatte sie aber noch gesehn; er war vom Vorplatz her eben eingetreten. Sein Malerblick begriff sogleich, was geschehen war. Ifinger fühlte Erharts Hand auf seiner Schulter und dann den Druck einer kräftigen, herzlichen Umarmung. „Ich hatte also recht!“ sagte Erhart, sehr zufrieden lächelnd.

„Du hattest recht? Wieso?“ fragte Ifinger.

„Mann, wir sind ja doch auch auf der Welt! denkende Geschöpfe! — Vorhin, eh' du von Wien zurückkamst, haben wir gestritten, wir drei, ob du sie heiraten würdest . . . Ja, jetzt wundert er sich! — Ich hab' behauptet, du hättest trotz alledem noch so viel Vernunft. Die andern haben das *nicht* behauptet —“

„O doch!“ rief die Baronin. „Ich doch!“

„Nu, jedenfalls hab' ich recht! — Wenn schon einmal geheiratet werden soll und muß, so ist das ein guter Fall zum

Heiraten: das war meine Meinung. — Isinger! Alter Hermann Isinger! Zur Hochzeit mal' ich sie dir!"

Hermann lächelte; es schien sich aber etwas Sonderbares, spöttisch Bedenkliches in dieses Lächeln zu mischen. „Du meinst wohl," sagte Erhart leiser, „die Ehre ist nicht groß: damals in Salzburg hat er ihre Cousine gemalt? — Das war damals, Bruder. Ich male jetzt für anständige Leute und erfreuliche Begebenheiten."

„Das ist sehr schön," erwiderte Isinger, „und ich danke dir. Ich will nun aber doch zu ihr gehn!"

Er ging Christel nach, durch die offene Thür.

